NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07572421 5

Digitized by Google

Die

Poeſie und Beredſamkeit

der Deutſchen,

von Luthers Zeit bis zur Gegenwart.

Dargeſtellt

von

Franz Horn.

Erſter Band.

Berlin 1822,
bei Theod. Joh. Chriſt. Friedr. Enslin.

Digitized by Google

Digitized by Google

Kurze Inhaltsandeutung.

Vorrede. Erſtes Buch.
Schwierigkeiten des Unternehmens und was allein verſprochen werden kann. §. 1 bis 4.
Kurze Umriſſe zur Vorgeſchichte. Barden, Nibelungen, Minneſinger der ſchwäbiſchen Zeit. §. 5 — 6.
Wodurch das weitere Fortſchreiten gehindert ward. §. 7 — 10.
Heldenromane, Volksbücher, lehrende Gedichte. §. 11 — 13.
Religiöſe Bildung. Tauler. §. 14 — 16.
Heinrich von Nördlingen. Otto von Paſſau. Albrecht von Eyben. §. 17.
Martin Luther. §. 18 — 55.
Meiſtergeſang. Spruchſprecher. §. 56 — 68.
Anhang zu dem Abſchnitt von den Meiſterſängern. (ohne §. Bezeichnung.)
Volkslieder, ihre Blüthezeit und ihr Fall. §. 69 — 79.
Was Erſatz bietet. §. 80 — 81.
Hans Sachs. §. 82 — 96.
Melchior Pfinzing. §. 97 — 98.
Ulrich von Hutten. §. 99 — 102.
Thomas Murner; nebſt Bemerkungen über Sebaſtian Brand, Geiler von Kaiſersberg und das Volksbuch Till Eulenſpiegel. §. 103 — 107.
Poſſen und Satiren. §. 108.
Johann Agricola. §. 109.
Sebaſtian Franke. §. 110.
Chroniken. §. 111.
Burkard Waldis. §. 112 — 113.
Johann Fiſchart. §. 114 — 122.
Georg Rollenhagen. §. 123 — 124.
Jakob Ayrer; und über das deutſche Theater, die engliſchen Komödianten. §. 125 — 129.
Johann Arnd. §. 130 — 133.
Ueberſicht der ganzen Periode von Luther an bis zum Beginnen des dreißigjährigen Krieges. Verbindung der politiſchen Geſchichte mit der literariſchen. Was den Deutſchen als Poeſie erſchien, und ob man ſie in geiſtliche und weltliche eintheilen dürfe. §. 134 — 140.

Zweites Buch.
Politiſche Geſchichte. Was dem dreißigjährigen Kriege vorangiug, der Krieg ſelbſt und deſſen drei Abſchnitte. §. 1 — 4.
Georg Rudolph Weckhrlin. §. 5 — 6.

Digitized by Google

Martin Opitz. §. 7 — 20.
Paul Flemming. §. 21 — 36.
Friedrich von Logau. §. 37 — 49.
Andreas Gryph. §. 50 — 63.
Jakob Böhme. 64 — 74.
Johann Valentin Andreä. §. 75 — 80.
Friedrich Spek. §. 81 — 85.
Jakob Balde. §. 86 — 93.
Johann Angelus. §. 94 — 99.
Samuel Greifenſon von Hirſchfeld. §. 100 — 101.
Johann Michael Moſcheroſch. §. 102.
Die Geſellſchaften für deutſche Sprache und Poeſie. §. 103 — 110.
Sibylle Schwarz. §. 111 — 117.
Julius Wilhelm Zinkgref. §. 118.
Dietrich von dem Werder. §. 119 — 120.
Wolf Helmhard von Hohenberg. §. 121.
Auguſt Buchner. §. 122 — 123.
Adam Olearius. §. 124.
Ernſt Chriſtoph Homburg. §. 125.
David Schirmer. §. 126.
Robert Roberthin. §. 127.
Simon Dach. §. 128 — 129.
Paul Gerhard. §. 130 — 132.
Andreas Tſcherning. §. 133.
Jakob Schwieger. §. 134.
Andreas Scultetus. §. 135.
Georg Philipp Harsdörffer. §. 136 — 138.
Johann Klai. §. 139 — 140.
Philipp von Zeſen. §. 141 — 143.
Johann Riſt. §. 144.
Juſtus Georg Schottel. §. 145 — 146.
Georg Neumark. §. 147 — 148.
Siegmund Betulius (von Birken). §. 149 — 151.

Druckfehler

Seite 20. Zeile 14. lies: werden.
S. 42. Z. 27. lies: ihm.
S. 49. Z. 25. lies: epigrammata.
S. 57. Z. 23. lies: Triebel.
S. 88. Z. 12. lies: bin.
S. 113. Z. 26. lies: Phalarismus.
S. 152. Z. 12. ſetze nach „Strom" hinzu: ; ſondern nur.
S. 169. Z. 11. lies: Idyllen.
S. 240. Z. 15. lies: vertheidigte.
S. 245. Z. 30. lies: Morhof.
S. 272. Z. 20. lies: die Verachtete.
S. 273. Z. 25. lies: Macaroniſchen.

Dem Leſer.

Da ich mich ſchon früher überzeugt habe, daß Vorreden nicht immer mit der Aufmerkſamkeit geleſen werden, die ihnen der Verfaſſer wünſcht, ſo iſt auch dieſes mal (wie in meinen „Umriſſen“) manches was ſonſt vielleicht in der Vorrede erwartet wird, in dem Buche ſelbſt ausgeſprochen worden. Was mir ſonſt noch in dieſer Hinſicht auf dem Herzen liegt, wird wohl am füglichſten am Ende des ganzen Werks, das, wie man leicht ſehen wird, auf mehrere Bände berechnet iſt, mitgetheilt werden. Jetzt begnüge ich mich mit dem Hauptwunſche, daß dieſem Buche, welches nur mit großer Anſtrengung, Sorgfalt und Liebe geſchaffen und ausgebildet werden konnte, Liebe begegnen möge, da ich mir bewußt bin, mit pflichtmäßig redlichem Eifer danach geſtrebt zu haben.

Die Poeſie iſt nicht das ausſchließliche Eigenthum einiger Individuen, kein Zunftgeheimniß, ſie gehört allen Menſchen an, oder vielmehr ſie will

Digitized by Google

und kann allen den Menſchen angehören, welche nur wahrhaftig und vollſtändig wollen; ſie ſoll die reine Luft ſein in der wir athmen, der Kern des Lebens, ja das Leben ſelbſt. Dieſes Wort mag immerhin ein wenig überſchwenglich klingen; es iſt dennoch ein ſehr ruhiges, und ich ſpreche es mit beſonderer Gelaſſenheit und geſicherter Ueberzeugung aus. So iſt denn alſo die Geſchichte der Poeſie eines Volkes die Geſchichte ſeines innern Lebens; und ſo lade ich beſcheiden und herzlich meine theuren Landsleute ein, mit Wohlwollen zu vernehmen, was mir, nach vieljährigem Streben, über dieſen Gegenſtand klar geworden iſt.

Berlin, am 1ſten Januar 1822.

Franz Horn.

Digitized by Google

Erſtes Buch.

Digitized by Google

§. 1.

Indem ich dieſes Werk beginne, das die Geſchichte der äſthetiſchen Cultur der Deutſchen während der letzten drei Jahrhunderte genau und ausführlich darſtellen ſoll, verhehle ich mir weder die Schwierigkeiten noch die Anreizungen, welche ſich hier bieten, um beide mit heiterer Ruhe gegen einander abzuwägen und auszugleichen. Ueber einige der wichtigſten Theile des Werks, zu dem ich mich anſchicke, beſonders über die Hauptquelle der heutigen Bildung des nördlichen Deutſchlands, die Reformation, iſt bereits ſo ſehr viel geſchrieben worden, daß faſt eines über dem andern vergeſſen zu ſeyn ſcheint, und es kann vielleicht manchem unnöthig dünken, daß jener Zeitpunkt nun auch noch an die Spitze eines literarhiſtoriſchen Werkes geſetzt werde.

Es haben ſich ferner in der neueren Zeit mehrere wakkere Männer gefunden, welche, was früherhin ſo ſehr vernachläſſigt wurde, für die Culturgeſchichte des Vaterlandes, bedeutend wirkten, weshalb auch hie und da die Meinung entſtanden ſeyn mag, als ſei man nunmehr ſo ziemlich mit Hülfsmitteln verſorgt, und dürfe das weitere Bemühen ſparen.

§. 2.

Es iſt möglich, wahrſcheinlich ſogar, daß mir dieſe und vielleicht noch viele andere Vorwürfe gleich von vorn herein

Digitized by Google

von einigen Leſern werden gemacht werden; allein ich darf ſie nicht ſcheuen, da ich, ohne irgend ein bereits vorhandenes zweckdienliches Buch verachten oder unnöthig machen zu wollen, die Anſicht hege, daß im Felde der Literaturgeſchichte der treuen Arbeiter noch bei weitem nicht genug ſind, und daß dieſe ganze Wiſſenſchaft bei uns noch ſehr jung und zum Theil ſehr unſicher daſteht, da, wie nicht geleugnet werden kann, gar manche unſerer literarhiſtoriſchen Werke nur als Nachhall vom Nachhall, oft auch nur als bloße ungenügende Materialienſammlungen zu betrachten ſind.

Weit bedeutender iſt die innere Schwierigkeit eines ſolchen Unternehmens, indem die Bildung der Deutſchen, als eines mehr nach innen als nach außen gerichteten Volkes, in manchen Perioden nur ſelten ſich in ſolchen Thaten zeigt, die in den Raum fallen, ja wohl gar zuweilen ſich auf das bloße Dulden und Zeit-abwarten beſchränkte. Oft iſt dieſe Bildung auch nicht vertraut genug mit Form und Sprache und während jene (Form) vernachläſſigt wird, erſcheint dieſe (Sprache) faſt nur als ein kindiſches Lallen, welches die Tiefe des Gedankens nur ſchwach andeutet und ahnen läßt.

§. 3.

Es iſt nicht genug, viele tauſend deutſche Bücher zu dieſem Zweck geleſen und ſie ſich möglichſt klar gemacht zu haben, denn unter dieſen tauſenden ſind vielleicht zwei Drittel, trotz der ſcheinbaren deutſchen Sprache, in der ſie geſchrieben ſind, nicht deutſch, und fallen entweder bloß in das Gebiet der Neu-Europäiſchen Bildung oder Verbildung, oder in ein bloßes vornehmes oder gemeines Nichts hinein. Eine Beſorgniß wie dieſe, manches nicht Nationelle wohl gar für nationell zu halten und umgekehrt, kann einem

Franzoſen, der die Bildungs-Geſchichte ſeines Vaterlandes darſtellen wollte, nie begegnen, da allerdings den franzöſiſchen Schriftſtellern faſt ohne Ausnahme nachzuſagen iſt, daß ſie franzöſiſch ſchreiben; worüber indeß (ich meine in Beziehung auf die Mehrheit jener Autoren) wohl niemand ſich zu beſonderm Neide aufgelegt fühlen möchte. Unter den deutſchen Schriftſtellern aber ſchreiben manche nichts weniger als — deutſch.

Ferner ſcheint es, als ſei, bei aller Achtung für das Streben des Einzelnen, weniger daran gelegen, wie ſich dieſer oder jener Schriftſteller gebildet, und was er geleiſtet, als wie es ihm gelungen ſei, auf das Volk zu wirken. Hier äußern ſich dem deutſchen Literaturhiſtoriker Schwierigkeiten, wie ſie vielleicht kein anderer jemals gewahr werden kann; denn nicht ſelten findet ſich, daß ein trefflicher Autor in der Zeit da er lebte, faſt ganz unverſtanden vorüber gegangen iſt, wie etwa ein von einer noch ungekannten Sonne abgeſchickter Strahl, welcher unberechenbar ſpät ankommt auf der Erde, für die er beſtimmt iſt.

§. 4.

Ueberhaupt hat es das Anſehen, als ſei eine allgemeine Normalbildung in Deutſchland unmöglich, da auch bei der innigſten Liebe für das allgemeine Vaterland, dennoch die Verſchiedenheit der einzelnen Stämme, und inſonderheit der beiden Hauptſtämme, Saſſen und Sueven, bedeutend wirkt; ja wir dürfen hier noch im Vorübergehen bemerken, daß das Streben nach ganz individueller Bildung ſogar zu den Eigenthümlichkeiten des Deutſchen gehört.

Dennoch ſollen alle dieſe Anſichten nicht ſchrecken, ſondern nur zum ernſten Eifer ſtimmen, dem, wenn er der ächte iſt, ein fröhlicher Muth nimmer fehlen kann. Aber auch die

Digitized by Google

Beſcheidenheit nicht, denn wohl fühlend wie beſchränkt überhaupt die Kräfte des Einzelnen ſind, und erkennend, daß die wahrhaftigſte und genügendſte Literaturgeſchichte gewiſſermaßen nur von dem ganzen Volke geſchrieben werden kann, und täglich, handelnd — geſchrieben wird, mache ich mich zu nichts weiter verbindlich, als die Stimme eines Einzelnen zu geben, völlig zufrieden wenn meine lieben Landesleute ihr einiges Gehör geben, oder gar mit Belehrung und Ermunterung mir zu Hülfe kommen. Iſt uns doch gewiß allen nirgends ſo wohl als in unſerm theuern Deutſchland, und nächſtdem in Alt-England, (das ich das Shakſpear-England nennen möchte) wo wir, wie bekannt, eine ſehr reine germaniſche Luft athmen. Am wohlſten aber wird uns in unſerm lieben Vaterland, wenn wir zu erforſchen ſtreben, wie es geworden was es iſt, und unſre Literatur, die ſicherſte Erſcheinung unſrer Bildung, unſern Blick auf ſich zieht.

§. 5.

Einleitung durch Vorgeſchichte.

Betrachten wir die frühſte Geſchichte der deutſchen Poeſie, ſo ſpricht uns zuvörderſt aus dem Dunkel der freien Wälder die Poeſie der Barden an, unvernehmbar für das ſinnliche Auge und Ohr, doch geahnet in dem Gedanken, der allein jene in Nacht geſunkenen Lieder erzeugen konnte: Erhebung zu Gott und zur Freiheit, die bei unſeren Vorfahren im tiefen Herzen lebten. Aus dieſer Nacht tritt leuchtend und ſiegend hervor: das großartig-einfältige, beſonnen-heitere Niebelungen-Gedicht, ein Werk, das die noch gährenden Stoffe im Hinſtreben zu einer neuen Welt, neu in politiſcher und ſittlicher Hinſicht, klar und deutlich beſchreibt, unſchätzbar als naiv poetiſches und hiſtoriſches Denk-

mal, und unübertroffen in ruhig einfältiger Gediegenheit der Darſtellung altgermaniſcher und Hunniſcher Charaktere, obwohl nicht völlig durchdrungen vom Geiſt des Chriſtenthums. Dieſes wird faſt nur genannt, ohne lebendig mitzuwirken, doch giebt der Dichter auch hier kühner und erfreulicher Ahnung Raum.

§. 6.

Die Ahnung wird nach einigen Jahrhunderten erfüllt, es erzeugt ſich nach langem Kampf ein ſiegend chriſtliches Deutſchland, deſſen höchſte Blüthe unter den Hohenſtaufiſchen Fürſten zu finden iſt. Wir nennen es in Beziehung auf die Erſcheinung der Religion im Leben, d. h. auf die Poeſie, das Zeitalter der Minneſänger. Mit Recht; denn unter den tauſend und aber tauſend Wohlthaten, welche das Chriſtenthum brachte, erſchien gerade den kräftigſten Naturen zuerſt die Herrlichkeit und Milde in der Liebe. Es war, als wolle die neue Zeit die reinſte Freude, die durch Jahrtauſende entbehrt worden war, raſch nachholen; und, wenn ich das kühne Wort ſagen darf, ein tägliches Weihnachtsfeſt feiern, wie ja wohl auch die frömmſten Kinder zuerſt durch die lieblichen Gaben jenes Feſtes zur Liebe für den göttlichen Geber ermuntert worden ſind.

Man hat geklagt, daß in den zahlreichen Liedern jener Sänger doch auch weiter gar nichts vorkomme, als zarte Frauenhuldigung, ſüße Liebe, anmuthiger Frühling, und zuweilen auch wohl friſch flatternder Scherz. Es iſt aber ein Glück, wenn die Klagen ſelbſt bereits den Troſt in ſich enthalten, und es ſcheint faſt, als ſeien die genannten Dinge ſo köſtlich, daß man wohl nicht leicht müde werden kann davon zu hören, wenn man, wie doch wohl billig, überhaupt davon hören mag.

Digitized by Google

§. 7.

Man ſoll von dem Frühlinge nicht verlangen, daß er auch zur Abwechſelung einmal roth blühe und von der Liebe nicht, daß ſie uns etwa Regeln gebe, wie man durch die Welt komme, womit es nicht viel zu bedeuten haben kann, obwohl, wer eine Welt in ſich trägt, doch vielleicht zuweilen keine Welt hat.

Wir ſollen ferner bedenken, daß im elften und zwölften u. ſ. w. Jahrhundert die Worte alle, die das Schöne und Liebliche bezeichnen, noch viel friſcher und munterer waren wie heute, wo ſie mitunter faſt ein wenig verbleicht und alterſchwach erſcheinen, ſo daß ſich manche Leſer im ſchlimmſten Unmuth bei den Wörtern „Frühling, Liebe, Sehnſucht“ u. ſ. w. nicht viel mehr denken, als: das ſei nun ſo Herkommen bei den Dichtern und man habe jene Worte ſchon ſehr oft geleſen, welches recht übel iſt für die Leſer und für die Autoren.

Ueberkühne, faſt ungenügſame Gemüther wollen in den deutſchen Minneſängern eine gewiſſe üppig duftende Farbenpracht vermiſſen, welche ihnen wohl bei den Werken mancher ſüdlicher Poeten begegnet. Wer möchte ſich aber wohl unſern lieben deutſchen Frühling durch den Gedanken verbittern, daß der provenzaliſche Lenz vielleicht noch einige Blüthen mehr hat? Dem iſt freilich alſo; ja es werde nicht verhehlt, daß in manchen deutſchen Minneliedern nur ein unvollſtändiger Vorfrühling herrſcht.

§. 8.

Wie aber der Menſch nicht immer Kind, Knabe, Jüngling bleiben ſoll, ſondern zum Manne heranreift, ſo auch die Zeit. So hätte man denn vermuthen ſollen, daß auf den Vorfrühling, welcher die ſchwäbiſche Periode bezeich-

nete, der volle Mai und dann der Sommer gefolgt wäre, aber er folgte nicht, und aus dem poetiſchen Jünglinge ward nicht ſobald ein poetiſcher Mann.

Es iſt hier nicht der Ort, die Urſachen alle zu entwikkeln, die dieſem betrübenden Ausbleiben zum Grunde liegen; wohl aber wird das hier angeführt werden müſſen, was uns unmittelbar auf den Zeitabſchnitt führt, welcher der eigentliche Gegenſtand dieſes Buches ſein wird, von dem aus es ſich bis auf unſere Zeiten hin verbreiten mag.

Die Kreuzzüge, welche die ernſten ſinnigen Deutſchen mit Begeiſterung erfüllt und mit den mannichfaltigſt gebildeten Völkern Europa's in Verbindung gebracht, hatten jetzt ein Ende genommen, und mit ihnen die Anregungen, die den Deutſchen, in ihrer damaligen Entwickelungsperiode beſonders nöthig war. Selbſt Italien, der alte Schauplatz des deutſchen Ruhmes, ſo wie freilich auch der Schauplatz der blutigſten Anſtrengung für ſie, ward ihnen unter Rudolph von Habsburg aus den Augen gerückt; und, obwohl die deutſche Königskrone in neuem Glanze ſtrahlte, ſo ward doch die alte römiſche Kaiſerwürde nicht mehr ſichtbar behauptet. Wer würde den trefflichen Rudolph tadeln wollen, daß er handelte, wie er handeln zu müſſen glaubte? Er war kein Friedrich Barbaroſſa; das iſt alles, was wir ſagen dürfen. Und wie bedeutend mußte ſeine Staatskunſt auf die Deutſchen wirken, wie bewährt mußte ſie ſcheinen, da auch ein ſpäter unternommener Verſuch, die alten Rechte auf Italien geltend zu machen, unter Heinrich VII. von Luxemburg mißlungen war, und mit dem heimlichen Mord des kühnen Kaiſers geendet hatte.

§. 9.

So concentrirte, aber auch verengte ſich der politiſche

Zuſtand, und mit ihm der Blick Deutſchlands während des vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderts; und der verengten National-Anſicht folgte nothwendig auch das Sinken romantiſcher Poeſie, die am beſten gedeiht in einem friſch-kräftigen und gefahrvollen, doch mit Gefahren ſpielenden Leben. Die Kraft war geblieben — und wie könnte ſie je den Deutſchen entweichen? — aber es fehlte die alte glanzvolle Herrlichkeit. Im Allgemeinen war der Zuſtand wohl ein glücklicher zu nennen; es herrſchte Wohlhabenheit, Reichthum ſogar, man lebte ſicher, und nicht ohne Behagen und Bequemlichkeit. Es fehlte keinesweges an großen Begebenheiten, edlen Charakteren, und, wenn ich ſo ſagen darf, tugendhaften Situationen, und das herrliche Muſter deutſcher Treue, Friedrich von Oeſtreich im Verhältniß zu Ludwig von Baiern, geht noch heute von Mund zu Mund. Aber das iſt in Deutſchland nichts ſeltenes, und die ältere Geſchichte, überaus arm an Anekdoten, verſchweigt gewiß tauſend ähnliche Züge, da ſie dieſelben als ganz ſich von ſelbſt verſtehend betrachtete. Das alte weidliche Leben fehlte indeſſen — das zeigt ſich deutlich an dem Ruhen auf Lorbern — die Fürſten hörten auf die Poeſie zu begünſtigen, und der Adel zog ſich meiſtens zurück.

§. 10.

Späterhin ſchadete Kaiſer Karl IV. durch undeutſche, ſeichte und nicht ſelten unſittliche Klugheit, vielleicht auch durch die goldene Bulle, welche durch den beengenden Buchſtaben den freien Geiſt zu feſſeln unternahm. Den Namen Wenzel braucht man bloß zu nennen, um ſelbſt bei dem, der nur einigermaßen vertraut iſt mit deutſcher Geſchichte, unangenehme Erinnerungen zu wecken, und Friedrich III. giebt während ſeiner ganzen vier und funfzigjährigen Regie-

Digitized by Google

rung einen traurigen Beweis, daß man auch bei manchen an ſich lobenswerthen perſönlichen Eigenſchaften, zu dem großen Amte des Fürſten unpaſſend ſein könne.

Erwägen wir dieſe und noch ſo manche andere Hemmniſſe, die in jener Zeit der wachſenden Uneinigkeit in ſich und nach außen hin, zu finden ſind, ſo wird uns das Verblühen der Minneſänger-Periode ohne genügenden Erſatz, keinesweges befremden können.

§. 11.

Dennoch fehlte es nicht ganz an dem was wenigſtens den Zeitgenoſſen Erſatz ſcheinen konnte. Der romantiſche Sinn, der in Deutſchland nie ganz ſterben kann, erſchien zwar nicht mehr beſonders in ſchaffender Thätigkeit; deſto mehr aber in umſchaffender und reproducirender. Es iſt ohne Zweifel im Allgemeinen kein günſtiges Zeichen, daß man die ſchönen und bedeutſamen Rittergedichte, an denen das elfte, zwölfte und dreizehnte Jahrhundert ſo reich war, häufig in Proſa auflöſte; aber dieſe Proſa war eine kernige und treuherzige, die mancher ſpätern, z. B. der der beliebteſten des ſiebzehnten Jahrhunderts, weit vorzuziehen iſt. Wirklich ſcheint die Sprache durch jene Umbildungen in mancher Hinſicht gewonnen zu haben. Bei einer näheren Anſicht der Minneſänger erkennt man leicht, daß die ſpäteren in den rein poetiſchen Formen nicht nur keine Fortſchritte machten, ſondern entweder um den Reiz der Neuheit zu erreichen, zu unfruchtbaren Künſteleien ihre Zuflucht nahmen, oder nur die alten Weiſen und Wörter-Reihen nothdürftig verändert wieder gaben und in Mechanismus erſtarren ließen *). Da-

*) Selbſt der Haupt-Inhalt der Minnelieder, Huldigung der Frauen, erſtarrte und gefror zuweilen bei den ſpäteren, wor-

für war jene ſchlichte, aus lebendiger Quelle ſtrömende Proſa, Gewinn.

§. 12.

Es iſt ferner des günſtigen Umſtandes zu gedenken, daß die nunmehr in Proſa aufgelöſten Heldenromane und Novellen ein Eigenthum des geſammten Volkes wurden; ein Umſtand, der ſo wichtig und erfreulich iſt, daß er zu der entgegengeſetzten Frage veranlaſſen könnte, ob nicht, wenn die Minnelieder fortgeherrſcht hätten, endlich noch gar eine Fürſten- und Adels-Poeſie, im Gegenſatze einer Bürger-, Volks- und Bauern-Poeſie verſucht worden wäre. Gewiß wäre der Verſuch nur Verſuch geblieben, da die gute Natur der Deutſchen vor ſolcher trauriger Zerſetzung rettet; daß aber ein ſolcher Verſuch hie und da wohl im Sinne der Einzelnen gelegen haben dürfte, ließe ſich nachweiſen.

Jene Volksbücher, vom gehörnten Siegfried, dem Kaiſer Oktavianus u. ſ. w., theils auf eigenem theils auf fremdem Boden erzeugt, ſind in gewiſſer Hinſicht noch heute Volksbücher geblieben und wegen ihres tüchtigen innern Lebens, bei vernachläſſigter äußerer Form, wohl werth, als geſunde Keime ächter deutſcher Literatur betrachtet zu werden.

über uns die ſehr ſchätzbare Limburger Chronik manche Belege giebt. Es war gewiſſermaßen verboten, andere Anſichten über jenen Gegenſtand zu äußern als in der Hohenſtaufen-Zeit Sitte geweſen war; und der Graf Reinhard von Weſterburg verlor die Gunſt des Kaiſers Ludwig von Baiern, weil er, vielleicht nur im Scherz, gedichtet hatte, er „achte der Frauen Gnade kleine Sach," bis er durch ein mühſeliges Liebes- und Jammerlied das Verhältniß wieder herſtellte. Die Geſinnung die ſich hier bei dem Kaiſer zeigt, iſt höchſt achtbar; aber die Poeſie verlangt Freiheit im Leben, ſelbſt für den Irrthum.

Digitized by Google

§. 13.

Dennoch müſſen wir wiederholentlich einräumen, daß die Schöpferkraft der Phantaſie bei den Deutſchen geſunken war, weshalb wir in der damaligen Zeit der neuen romantiſchen Werke wenige oder gar keine entdecken, deſto mehr aber beſchreibende und belehrende Gedichte, Erzählungen ohne glänzende Erfindung aber voll guter Geſinnung und ſchlichten Verſtandes; endlich Fabeln, deren glücklicher Ton vielleicht nie wieder erreicht worden iſt.

Mögen dieſe kurzen Andeutungen hinreichen um ein Bild von dem früheren Zuſtande des poetiſchen Deutſchland's — nicht zu geben, das vermögen ſie nicht, und ſollen ſie nicht — ſondern nur von neuem zu beleuchten. Ihre Kürze wird dem denkenden Leſer um ſo mehr willkommen ſein, da ſie ihm Gelegenheit giebt, für jeden Satz einen Beleg in ſeiner Geſchichtskunde zu ſuchen oder ſich dieſelbe zu erwerben. Zum Glücke leben wir in einer Zeit, wo jene Kunde nicht ſelten iſt, da ſehr werthe Männer, von denen ich hier nur von der Hagen, Docen, Grimm u. a. zu nennen brauche, die Geſchichte der frühern Poeſie der Deutſchen mit ſo wackerm Fleiße behandelt haben, daß ihre Zugänglichkeit immer deutlicher wird.

§. 14.

Wichtiger noch für den Zweck dieſes Buchs, das in Luther den geiſtigen Führer von drei Jahrhunderten anerkennt, ſcheint mir der Umſchwung, welcher ſich jetzt in der Darſtellung religiöſer Anſchauungen und Geſinnungen zeigte. Er iſt auch in früheren Bildungsgeſchichten der Deutſchen nicht überſehen worden; doch möchte vielleicht ſeine Beziehung auf Poeſie noch nicht genugſam betrachtet worden ſein. Jene religiöſe Geſinnung iſt aber in ſich ſelbſt Poeſie; oder vielmehr nur durch ſie wird Poeſie m ö g l i c h.

Digitized by Google

Die äußere Herrlichkeit der Deutſchen war, wie vorhin gezeigt worden iſt, im Sinken, und es ließ ſich vorher ſehen, daß dieſes Sinken ein Dauerndes ſein werde. So ward der Blick nach außen hin verengt und den Dichtern ging von dieſer Seite der Stoff faſt zu Ende; aber dem tiefern Menſchen kann der Stoff nie fehlen, denn er hat die Unendlichkeit in ſeiner eigenen Bruſt, und ſo zeigte ſich jetzt bei den Deutſchen das, was wir als ihr ausgezeichnetes Charakteriſtiſches betrachten, die Innigkeit (Inſichheit) Innerlichkeit, intenſive Gedrängtheit; es entſtand was man gewöhnlich die myſtiſche Schule oder die myſtiſche Theologie nennt, und wobei man gewöhnlich um dieſe Hinneigung zu erklären, noch an die Ideen der Neu-Platoniker erinnert. Man ſollte wohl nicht ſagen „es entſtand," denn es iſt hier von nichts Neuem die Rede. Jene ſogenannte Myſtik iſt gerade ſo alt als der Spruch: Gott in uns und wir in ihm, oder die ewige Verheißung, daß die Sanftmüthigen und Demüthigen ſelig ſeien, und wer reines Herzens iſt, Gott ſchauen ſolle. Der Grund der Philoſophie blieb wie er geweſen; aber ſie ſelbſt ſollte ſich beſcheiden, von göttlichen Dingen nicht reden zu können. Das Weſen der ganzen religiöſen Weisheit war, wie der Herausgeber von Taulers Predigten mit ſchöner Einfalt ſagt, „daß der Menſch ſeinen Grund, Gemüth, Herz und Seele, alſo lauter und rein bereiten und behalten ſoll, daß Gott darin mög ſeine Werke wirken und ſeine Luſt und Freude daran haben."

§. 15.

So rein begeiſterte Männer, welche in dieſem Sinne redeten, traten jetzt in Deutſchland gar manche auf. Unter ihnen ſteht als Haupt:

Johann Tauler, ein Dominikaner-Mönch, zu

Digitized by Google

Straßburg geboren, man weiß nicht in welchem Jahre; geſtorben und begraben zu Straßburg 1361. Es iſt über ihn nur eine Stimme des Lobes, die Tugend ſelbſt war die einzige Quelle ſeiner Begeiſterung, denn wie er lehrte, ſo lebte er auch, in Fülle der Gnade und Liebe. In früherer Jugend überwältigte ihn der Enthuſiasmus und die Freudigkeit zuweilen dergeſtalt, daß er auf der Kanzel in Thränen ausbrach, und dieſelbe verlaſſen mußte, ohne die Predigt geendigt zu haben. Späterhin glich ſich dieſes Uebermaaß der Begeiſterung gänzlich aus, und die mildeſte Sanftmuth ſprach aus ihm in der gemeſſenſten bedeutſamſten Rede. Er und der h. Auguſtin waren, wie bekannt, die beſten Lehrer Luthers, obwohl ſo weit von einander und von ihm getrennt durch Zeit und Raum.

§. 16.

Wie es ſcheint, traute Tauler Anfangs der deutſchen Sprache nicht zu, die heiligen Geheimniſſe der Religion, wie ſie in ſeiner Bruſt lebten, genugſam ausſagen zu können. Wenigſtens iſt gewiß, daß er ſeine Predigten zuerſt lateiniſch ſchrieb und ſie ſpäterhin in das Deutſche überſetzte. Hier aber zeigte ſich auch ihm, daß unſere Sprache mit Recht als die reichſte von allen gelten darf. Dieſer Reichthum iſt nicht etwa ein bloß materieller, ſondern ein ſich immerdar geiſtig fort erzeugender Reichthum, und es kann nie ein Gedanke gedacht werden, den unſere Sprache nicht auszuſprechen vermöchte. Sie will nur würdig aufgefordert ſein, um alle ihre Schätze zu öffnen, und ſo trug es ſich zu, daß ſie, früherhin nur gewöhnt die Gefühle der Liebe und der Sehnſucht, die Freuden des Frühlings und der Jugend mit lieblichem Reimſpiel zu bezeichnen, jetzt mit einemmale in wohllautender Proſa die Ergebniſſe eines tiefen Nachdenkens und die Lehren ſinniger Weisheit darzuſtellen vermochte.

Digitized by Google

§. 17.

Taulers Beiſpiel wirkte ohne Zweifel viel Gutes, und es werden inſonderheit Heinrich von Nördlingen und Otto von Paſſau als Männer genannt, welche, wenn auch nicht gänzlich in Taulers Geiſte, doch mit edler Geſinnung eine größtentheils reine und wohllautende Sprache verbanden. Von dem Erſtern ſind noch mehrere ſehr merkwürdige Briefe an die ehrwürdige Margarethe Ebnerin, eine Kloſterjungfrau zu Maria Meding bei Augsburg, vorhanden. Der Zweite ſchrieb ein Buch: „die vier und zwanzig Alten oder der güldene Thron," in welchem die Naivetät der ganzen Compoſition, das edle Gefühl und der geſunde Verſtand einen anziehenden Verein bilden ſollen. Da ich aber dieſe Schriften, wegen ihrer großen Seltenheit, nicht ſelbſt habe zu Geſicht bekommen können, ſo darf ich hier nur referiren. Derſelbe Fall iſt es mit dem Eheſtandsbuch des Albrecht von Eybe, das ich nur aus Bouterwecks Literargeſchichte kenne *). Der Verfaſſer ſcheint von

Tau-

*) Er führt unter andern folgende Stelle an, die auch ich hier mitzutheilen nicht unterlaſſen mag:

Herfliſſende und ſchnelle lieb dye gewinnet gemeinlich einen böſen außgang vn erkaltet balde. Das geſchicht mer auß ſchulde des mannes dan der frawen. Ein frawe, die ir lieb im anfange dem manne nit ůſprechen wil, vn ſchwere macht, als balde ſie die lieb hat zugeſaget vnd in ir hercz genumen ſo iſt inbrunſtiger vn ſteter dye lieb der frawen vnd vberwindet den man in der lieb. Aber der man, alß eczlich menner ſein, als balde er der frawen willen hat erlanget, ſo gedenckt er ym alſo: Dye frawe iſt nach meinem willen geweſt, vn allczeit ſein wirdet. Du wilt ausgien vnd beſehen ob du ein andre auff den kloben bringen mügſt vn gefahen. Und wil es für ein lobe haben, ie mere er an die zedeln vnd kerben mag gebringen.

Tauler' inſonderheit die Heiterkeit des Gemüths, und die einfache Sprache geerbt zu haben; von dem was in jenem als Myſtik erſcheinen mag, iſt ſchwerlich etwas auf ihn gekommen.

§. 18.

So wohlthätig nun auch alle dieſe wackeren Männer theils durch mündlichen, theils durch ſchriftlichen Vortrag in ihren Kreiſen wirken mochten; auf die Bildung des geſammten Volkes entſcheidend zu wirken, war ihnen doch nicht Kraft genug verliehen. Dazu bedurften wir des Mannes, der nunmehr uns wirklich geſchenkt wurde, und zu deſſen Betrachtung wir jetzt übergehen. Einleiten möge ſie ein Wort von Johann Georg Hamann, das lautet: Die Meinungen der Weltweiſen ſind Leſearten der Natur, und die Satzungen der Gottesgelehrten Leſearten der Schrift.

Martin Luther

(geb. zu Eisleben den 10. Nov. 1483, geſt. den 18. Febr. 1546).

Deutſchland war in ſich ſelbſt geſunken, denn ſeine höchſten politiſchen Intereſſen wurden zuerſt von einem ritterlich kühnen, doch nicht immer ſehr beſonnenen, dann von einem großen aber ſpaniſch geſinnten Fürſten; ſeine religiöſen Beziehungen aber von Rom aus geleitet. Jene alte Zeit des ächten Katholicismus, der zu großen Thaten begeiſterte, und in Verbindung mit den Künſten, dem Leben Würde, Glanz und Halt gab, war vorüber. In Rom war die alte in ſich ſelbſt erhabene und ſchlichte Idee des Papſtthums untergegangen, und von allen Eigenſchaften Gregors des Siebenten, unter denen ſich auch große finden, wurden keine mehr nachgeahmt, als ſeine großen Fehler und Sünden, ſein Streben durch unmäßige irdiſche Herrſchgewalt die geiſtliche Kirche zu erhöhen, ſeine oft höchſt unprieſterliche Ein-

Digitized by Google

miſchung in rein weltliche Dinge, ſein oft unſittliches Vergeſſen der Idee über der Perſönlichkeit u. ſ. w. Hatte das alles ſchon im elften Jahrhundert gar ſchlimme Folgen gehabt, wie ſehr mußte ſich das Uebel jetzt erhöhen, da ein kleineres Geſchlecht aufgegriffen hatte was ſchon an dem größeren als entſtellend auffallen muß.

§. 19.

Es iſt nicht nöthig, den Zuſtand der Verderbniß zu ſchildern, in welchem ſich die chriſtliche Kirche während des vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderts befand; nöthiger ſcheint zu erinnern, daß wir nicht ungerecht ſein ſollen gegen ſo manche einzelne würdige Glieder und Provinzialhäupter derſelben. An ſolchen hat es nie gefehlt, aber ſie konnten nicht durchgreifend helfen, da der reine Gedanke des Chriſtenthums ſelbſt ſo wie des Prieſterſtandes, des Biſchofthums und Papſtthums gefallen oder doch entſtellt worden war.

Gefühlt worden iſt dieſe Verderbniß lange vor Luther und es konnte nie an kraftreichen und ſinnigen Männern fehlen, welche eine beſſere Zeit hervor zu rufen ſuchten. Männer wie Wiclef (geb. etwa 1324), Huß (geb. 1373), Reuchlin (geb. 1455) u. a. ſtehen als Zeugen für die Sache der Wahrheit im ſchönſten Glanze da; und wie manche ähnliche Anſtrengung, die nur zu ſchnell unterdrückt wurde, mag die Geſchichte verſchweigen.

Wir wollen ihnen mit Freude jede Größe zugeſtehen die ihnen zukommt, nur nicht die, welche nöthig iſt um eine ganze Zeit zu verwandeln. Es iſt wenig geſagt, wenn man ihr nicht völlig gelungenes Streben durch die Erinnerung zu erklären ſucht, die Zeit ſei noch nicht reif genug geweſen, denn jede Zeit iſt verführbar zum Böſen und lenkbar zum Vortreffli-

Digitized by Google

chen. Dennoch haben jene Männer völlig erfüllt was ſie erfüllen ſollten, den Weg zu bahnen zu beſſerm Heil.

§. 20.

Im Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts war die Zeit wirklich gekommen, denn wie wir auf die Erfüllung jedes göttlichen Spruches rechnen dürfen, ſo auf den, daß, wenn die Noth am größten, die Hülfe am nächſten ſein werde. Ich ſchildere dieſe Noth nicht, denn ſie iſt geſchildert worden in viel hundert Büchern und Predigten; hier ſei es genug von Leo X. nur zu erwähnen, daß er gar manches hatte was den Menſchen und das Leben ſchmücken kann, daß er aber nichts weniger war als ein ſittlicher Menſch und ein Chriſt.

Als Luther am 31. Oktober 1517 mit ſeinen 95 Theſen zum erſtenmale entſcheidend auftrat, war kein Gedanke in ihm, den Papſt oder gar die Idee des Papſtthums ſelbſt anzugreifen, ſondern es war lediglich ſeine Abſicht, eine einzelne Lehre, die vom Ablaß, einer ſtrengern Prüfung zu unterwerfen. Bei dem erſten Anblicke mag wohl manchen Proteſtanten der heutigen Welt dünken, als bedürfe es nur des Anrührens, um eine ſolche Lehre in ihr Nichts zurück zu ſtoßen; dem iſt aber nicht alſo, und nur die völlige Schamloſigkeit, mit welcher jener Ablaßhandel damals, und zwar in Luthers Nähe getrieben wurde, konnte die Menſchen bewegen, jene Prüfung mit Luthern von neuem anzuſtellen.

§. 21.

Jene Lehre iſt der Schwäche und der Hülfloſigkeit ſehr willkommen, welche ſich nicht nach der Quelle der wahren Stärkung und des wahren Troſtes umſehen und dieſelbe erringen mag. — Chriſtus, ſo lehrt die altkatholiſche Kirche,

Digitized by Google

hat ſo unendlich viel durch ſein Leben, Leiden und Sterben gethan, daß dadurch auch ein unendlicher Ueberfluß an Gnade, für die Menſchen entſtanden iſt, indem ſogar ein einziger Blutstropfen, den er für ſie vergoſſen, genügend geweſen wäre, den Zorn des Vaters zu ſtillen, und ſie wieder mit ihm zu verſöhnen. Dieſe nun übrigbleibende Summe von Gnaden, hat Chriſtus ſeiner Kirche, mithin (?) ihren Vorſtehern und dem höchſten Oberhaupt derſelben vermacht, der von derſelben, nach Gefallen, oder wie die unbedingt Hingegebenen reden, nach ſeiner Weisheit (!) ſpenden kann. Spenden, aber nicht verkaufen. Dieſer Mißbrauch mußte zuerſt angegriffen werden, um ſodann den ganzen Gebrauch als einen Mißbrauch hinzuſtellen. Erwägen wir dies, ſo würden wir jenen erſten Sieg Luthers als ſehr bedeutend betrachten müſſen, denn er hatte hier mit einer der am meiſten tragenden Säulen des Papſtthums zu thun, die nur anzurühren bis dahin keiner gewagt hatte; und wohl hätte man vermuthen dürfen, daß er, wie Simſon, von dem Gebälk, das er erſchütterte, mit erſchlagen werden würde. Wie man es gewöhnlich vorſtellt erſcheint die ganze Sache faſt wie eine Tollhäuſlerei von Seiten der Kirche, und Luthers Verdienſt gering, indem er den ganzen Handel nur bei ſeinem Namen zu nennen brauchte. Es iſt aber weder dieſes, noch jenes.

§. 22.

Und doch, wie entfernt iſt dieſer Sieg noch von dem höhern, den er ſpäterhin errang.

Da voraus zu ſetzen iſt, daß jedem Leſer dieſes Buches die Geſchichte Luthers bekannt ſei, ſo beſchränke ich mich hier auf die Darlegung der Momente, die eine beſtimmte Stufe hervorragend bezeichnen: Kampf gegen Tezel, den er nur

Digitized by Google

als einen unwürdig irrenden Anhänger des Papſtes und einen Mißverſteher des Papſtthums betrachtete. — Kampf mit dem Papſte ſelbſt, den er nur als einen falſch unterrichteten und beſſer zu unterrichtenden betrachtet — Kampf gegen das Papſtthum — die deutlichſte Ausſprechung an dem entſcheidenden Tage zu Worms — Ueberſetzung der Bibel, als der alleinigen Richtſchnur für alles menſchliche Glauben, Denken und Handeln — Stetes Fortſchreiten durch Kämpfe gegen die Gegner — Cochläus, Emſer, Lemnius u. ſ. w. — Zwieſpalt mit Zwingli über Gnadenwahl und Abendmahl — Uebergabe der Augsburgiſchen Confeſſion — Kampf gegen laue Halbheit und falſche Aufklärerei — Erasmus von Rotterdam — immer ſtrengere Entwickelung und Vollendung in ſich ſelbſt, doch verletzt mitunter ſogar durch die Freunde — ſein Tod.

§. 23.

Indem wir nun ſeinem Bilde näher treten, ſoll vor allen Dingen auch hier bemerkt werden, daß der Menſch, höher als alle Natur, und rein göttlichen Urſprungs, in ſeiner tiefſten Tiefe auf dem Unbegreiflichen ruht, und keinesweges wie ein mathematiſcher Lehrſatz demonſtrirt werden kann. Dazu iſt er zu gut, und ein Menſch, welcher wie ein Rechnungsexempel gelöſt, oder gar wie das Einmaleins auswendig gelernt werden könnte, wäre eben deshalb kein rechter Menſch mehr. Eher könnte man mit einem naheliegenden Wortſpiel behaupten, daß er — inwendig zu lernen ſei. Nur nicht auszulernen, eben ſo wenig wie ein Kunſtwerk, das augenblicklich aufhört eines zu ſein, wenn wir es ganz ausgelernt haben, was jedoch zum Glück bei einem ächten Kunſtwerk nie möglich iſt. Aber aus dem Menſchen und aus dem Kunſtwerk ſollen wir täglich lernen; und immer mehr, und Erfreulicheres.

Es liegt in dem Menſchen ein unendlicher Trieb nach Freiheit, er will, wenn ich ſo ſagen darf, ſtets rein ſelbſt wollen dürfen; und dieſes Wollen als ſolches zur That übergehen laſſen. Aber dieſes Streben iſt ein Einſeitiges, und es geht in ihm verloren, wenn er es nicht an einen göttlichen Willen anknüpft, dem er ſich mit ſeinem einzelnen Willen unterordnet. Weit entfernt, durch dieſes Unterordnen ſeine Freiheit zu verlieren, wird dieſe Freiheit dadurch allein erſt zu einer ſich ſelbſt erkennenden, alles erfüllenden. Indem wir die Freiheit zu dieſer göttlichen Nothwendigkeit erheben, hört jede andere Nothwendigkeit auf, für uns zu exiſtiren, ſo wie das Kind, indem es ſich liebend in den Vater verliert, ſich allein wieder gewinnt, beſſer und geſicherter nicht bloß, ſondern wahrhaftig; denn was es früherhin hatte, war kein wahrhaftiges Selbſt. So nun iſt Gehorſam und Liebe Eins, denn die Liebe weiß nicht mehr von Gehorſam und der demüthigſte Gehorſam fühlt ſich frei in der Liebe.

§. 24.

Wenn wir nun erkennen, daß ſich auf dieſe Weiſe das Räthſel des Lebens ſanft und beruhigend löſt, ſo fühlen wir uns zu einer deſto tiefern Abneigung angeregt, gegen alles Fremde, was göttlichen Willen repräſentiren will, während es nur menſchlichen Willen in ſtarren Satzungen als göttliche Richtſchnur aufſtellt. Und dieſe Satzungen ſtellte das Papſtthum auf.

Der Menſch ſoll unterthan ſein der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat, denn er ſoll im irdiſchen Leben ſeinen Einzelwillen, wenn auch innerlich behauptend, doch aus Liebe unterordnen dem Geſammtwillen. Er ſoll gehorchen, leiden und dulden lernen in allen irdiſchen Dingen, und dieſes

Opfernkönnen iſt eine der ſchönſten Zierden des freien Mannes. Aber damit er dies könne, ſoll in allen göttlichen Dingen niemand anders entſcheiden als der in der Offenbarung erſchienene Gott d. h. die Bibel, lebendig geworden in ihm.

§. 25.

Hier nun hätten wir auf die einfachſte Weiſe den Mittelpunkt von Luthers geſammtem Streben gefunden. Das Göttliche im Menſchen ſollte geſchützt werden, vor dem oft frechen Antaſten und der willkührlichen Beſchränkung durch irgend eine menſchliche, von außen herkommende Gewalt, ſtütze ſich dieſe auch auf tauſendjährige glänzende Autorität. Indem er aber ſo die Freiheit rettete vor den Menſchen, ordnete er ſie freudig unter dem neuen Teſtament der Gnade. Die Bibel iſt kein Buch wie andre Bücher, ſondern ſie iſt das Weltgericht. Doch Menſchen ſollen ſich nicht hinſtellen als Repräſentanten dieſes Weltgerichts, das nicht *ſie* verwalten können. Jetzt erſchien der Glaube nicht mehr als ein zu Erlernendes, ſondern als eine Bekundung des im Menſchen wohnenden Göttlichen, in deſſen Beſitz die Erasmiſche Anſicht vom freien Willen und in ſich ſelbſt genugthuenden guten Werken als unfruchtbar und theilweiſe ganz irrig erſcheinen muß. Ohne jenes Opfern des freien Willens an den göttlichen Willen giebt es gar keine Freiheit, und ohne Glauben kann es gar keine gute Werke geben, ſo wie es ohne Sonne keine Wärme giebt. Wie aber der Frühling nie ohne Blüthen iſt, die auf die Frucht deuten, ſo *kann* der Glaube nie ohne gute Werke ſein. Ein unthätiger Glaube iſt nicht bloß gar kein Glaube, ſondern ein müſſig erklügelter Unſinn.

Betrachten wir Luthern alſo, dann verſchwindet jede

Digitized by Google

Einzelnheit, die als ſolche vielleicht ſchroff und hart erſcheinen dürfte, ſo wie überhaupt eine Gemüthsgröße, die da wirklich Größe iſt, nicht nach gewöhnlicher Weiſe beurtheilt werden ſoll, wo nur Eigenſchaften, Gedanken u. ſ. w. iſolirt betrachtet werden.

§. 26.

Luther war nach langem, vielfachem und ſchwerem Kampfe endlich in ſich geſichert worden. Was er wußte, wußte er ganz, er wußte um ſein Wiſſen, und verhehlte es, wie billig auch gar nicht, daß dem ſo ſei. Er glaubte, war feſt in ſeinem Glauben, und glaubte an den Glauben, ſo daß ihn ſchlechterdings gar nichts irre machen konnte. Er hatte in der That und Wahrheit etwas zu ſagen, darum ſagte er es auch. Es war ihm eine innere heilige Nothwendigkeit damit.

Aber die Menſchen in der Mehrheit, und die meiſten Gelehrten desgleichen, wiſſen nicht recht, ſondern meinen nur; glauben nicht recht, ſondern hoffen nur einigermaßen zu glauben; und wenn ihnen nun jemand entgegentritt wie Luther, bei dem ſich dies alles ganz anders verhält, ſo begreifen ſie das gar nicht, ſondern finden den Mann arrogant und hoffärthig, ihn der doch beſcheiden iſt wie ein Kind (denn wie würde er glauben können ohne geworden zu ſein wie ein Kind?) und ermahnen ihn, ſich ſanfter zu gebehrden, ihn der ſehr ſanft iſt, eben weil er ſo feurig. Es iſt ſogar begreiflich, wenn ihnen ein ſolcher Mann mitunter ein wenig verrückt vorkommt, was, wenn man es recht überſetzt, an die Ausdrücke der Alten: **Deum pati**, göttlicher Wahnſinn u. ſ. w. erinnert.

§. 27.

Iſt es aber Luther ſelbſt, der auftritt, wie oben ange-

Digitized by Google

deutet worden, dann wagen ſie freilich nicht mit der frühern unbeholfenen Redensart hervorzurücken, ſondern bedauern nur, daß ein Mann von ſo ausnehmenden und unleugbaren Verdienſten bisweilen ſo ſehr hartnäckig und eigenſinnig ſei. — „Eigenſinnig,“ da liegt der Grundirrthum in ſo manchem Tadel, denn das Eigenſinnige, oder der natürliche Menſch, der nichts vom Geiſte Gottes weiß, iſt es ja eben, den Luther faſt auf jeder Seite ſeiner Schriften ſiegreich bekämpft. Sollte er, durfte er in dieſem Kampfe auch nur ein Haarbreit nachgeben? Dem göttlichen Geiſte etwas abdingen, dem weltlichen zu Liebe? Dann wäre er ſehr eigenſinnig geweſen, denn er hätte ja nur ſich gewollt. Nachgeben ſollen wir können und zwar mit wahrer Luſt in allem was irdiſcher Art iſt; in göttlichen Dingen iſt es der Sünden größte.

Es iſt ſo eben erwähnt worden, daß Luther in ſich ſelbſt völlig geſichert war, woraus folgt, daß alles was er ſchrieb durch innere Nothwendigkeit erzeugt wurde, und daß er wirklich etwas zu ſagen hatte. Mit wem es aber alſo beſchaffen, deſſen Buchſtabe wird lebendig, ſeine Rede iſt nicht Wortgetön ſondern ſie iſt wie ein wohlgeſchwungener Speer, in die Nähe treffend oder weithin, je nachdem er will. Mit einem Worte und es iſt nichts neues: Luther ſchrieb einen vortrefflichen Styl, denn das erſte Geheimniß, oder vielmehr das allerklarſte Requiſit um vortrefflich zu reden, iſt: daß man überhaupt etwas zu reden habe, und daß uns Herz und Geiſt und das ganze Gemüth treibe es auszuſprechen. Es habe einer den ganzen Cicero und Quintilian inne, es iſt ſehr löblich; aber es kann ihm nicht gedeihen, wenn er nicht wirklich etwas zu ſagen hat, was ihm die ganze Bruſt füllt. Denn ſonſt bringt er mit allem Bemühen doch nichts hervor als blinkende Reden, von denen geſchrieben ſteht, daß

Digitized by Google

ſie unerquicklich ſind wie der Nebelwind, der herbſtlich durch die dürren Blätter ſäuſelt.

§. 28.

Der Styl iſt nichts zufälliges, oder wenn er es iſt, kein Styl mehr, und es ſollte eigentlich jeder gerade ſo ſchreiben, wie er, der Schreibende, iſt. Manche Schriftſteller ſind aber leider gar nichts, oder nur wenig, und dieſes wenige ſelbſt fühlend denken ſie es zu verbeſſern und zu vermehren, indem ſie ſich Fremdes aneignen, erreichen aber dadurch nichts als Farbloſigkeit und Gehaltloſigkeit. Ich möchte den Styl nicht einmal mit Herkules Keule vergleichen oder mit Simſons Haar, denn wenn auch Herkules Keule nur von Herkules geſchwungen werden konnte, und in Simſons Haar ſeine Stärke lag, ſo iſt der Styl dennoch mehr. Er iſt, wenn auch nicht der ganze Menſch ſelbſt, doch die einzige Weiſe in der der Menſch erſcheinen kann.

Dieſer Geſichertheit in Luthers Gemüthe kam zu Hülfe, oder es floß aus ihr: Geſundheit, Heiterkeit und — ich will nicht ſagen göttliche Grobheit, da das Wort verrufen iſt und auch etwas verwerflich Uebermüthiges hat; wohl aber kernige Derbheit.

§. 29.

Geſundheit — um die ganze Fülle des Herrlichen, was in dieſem Beſitze liegt zu erkennen, ſo laßt uns wohl bedenken, daß bei weitem die Mehrheit der großen Dichter der neuern Welt ſich derſelben nicht zu freuen habe, und daß ſie ihre Schmerzen und ihre Thränen oft mitbringen wenn ſie ſich auch zu der heiligſten Thätigkeit anſchicken. Sind ſie aber auch noch höher gebildet, und haben ſie, ſo

oft ſie an die ſchriftſtelleriſche Thätigkeit gehen, jene Schmerzen bereits zur Ruhe gebracht, ſo iſt doch faſt immer die an ſich höchſt löbliche Anſtrengung ſichtbar, mit der ſie die Kämpfe gegen die leidende Natur beſtanden. Sie bedürfen, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, wenigſtens die Hälfte ihrer Kraft, um nur mit Anſtand krank zu ſein, was jedes Kranken höchſte Pflicht iſt, und nur mit der andern Hälfte vermögen ſie dann ihre anderen Pflichten zu erfüllen. Wohl vermag religiöſe Erhebung jene Krafthälfte wieder zu einem ſchönen Ganzen zu erheben, indem ja hier von nichts mechaniſch theilbarem die Rede iſt; dennoch bleibt das Loos des Geſunden ſtets ein höchſt wünſchenswerthes, indem jede Stunde ſeines Lebens ganz ihm gehört. Er kann jedes bloß irdiſche Verhältniß und jede bloß irdiſche Angelegenheit mit behaglicher Ironie nehmen, und nur dem Göttlichen in jeder Beziehung ſeine tiefe Andacht weihen. — Und ſo Luther.

§. 30.

Wir finden in unſrer neuern Welt die tugendhaften Menſchen, Schriftſteller, Dichter, Helden u. ſ. w. nicht ſelten in einer elegiſch-wehmüthigen Stimmung, die wir ſehr anerkennen und ehren ſollen, ſobald ſie der Ausfluß einer religiöſen Geſinnung, in Beziehung auf die verderbte Natur und unzulängliche Tugend auch des Tugendhafteſten im Verhältniß zu Gott iſt, oder auch ein reines Sehnen nach oben hin, wo ſich in reines Anſchauen löſen wird was hier nur geahnet werden kann. Mit einem Worte, wenn dieſe Wehmuth nur iſt wie die Freudenthräne der milden Kraft, oder wie der Glanz der Abendröthe in dem ja wohl auch der Adler ſeine Flügel ſonnet, ſo ſei ſie uns ſehr achtbar. Wer eine ſolche Stimmung tadeln möchte,

Digitized by Google

oder mit unerquicklicher Metaphyſik betrachten, der würde dadurch zeigen, daß er eine der herrlichſten Blüthen des Chriſtenthums nicht kenne, und daß er den großen Apoſtel Paulus nicht kenne und ſeinen getreueſten Schüler nicht, Luther.

Aber mit dieſer Wehmuth möge doch ja nicht verwechſelt werden, was wir ſo häufig alſo genannt finden: jenes weiche Nachgeben gegen die ſchlimmeren Menſchen, hülle es ſich auch noch ſo ſehr in den herrlichen Namen einer religiöſen Ergebung, denn das iſt jenes wunde Weichen nicht.

§. 31.

Wie häufig finden wir nicht, daß der Menſch in der heutigen Welt zu ſich ſelber ſagt: Sorge du nur für deine eigene Kenntniß, für deinen eigenen Glauben, und laß die Menſchen um dich her es treiben wie ſie mögen. Wollteſt du überall widerſprechen wo man Irriges, Thörigtes und Sündliches behauptet, du würdeſt deines Lebens nimmer froh werden und nicht zur Ruhe gelangen. In dieſer Welt kann ja doch das Gute und Schöne niemals herrſchend werden, darum höre auf, dich zu ſehr zu wundern, daß die Mehrheit verkehrt hinwandelt, und das Gute oft unterdrückt wird. Erinnere dich nur, wie oft du ſchon belacht worden, wenn du das Trefflichſte behaupteteſt und auseinander ſetzteſt, was du ſelbſt durch einen Spruch Chriſti oder ſeiner Apoſtel belegen konnteſt, beſinne dich, wie man in Geſprächen oder vielmehr im Geſchrei über die herrliche Wiſſenſchaft der Staatskunde, jede beſonnene mäßige Anſicht haſſend verwarf, obwohl deine lieben Lehrer Thucydides und Tacitus mit dir einig geweſen wären. Erinnere dich, daß die herrſchenden Anſichten über die Poeſie von der Mittelmäßigkeit und Seichtheit ſtammen, und daß es

vergeblich iſt, Leuten die ſich nur amüſiren wollen — das widerliche Wort ſagt alles — ein neues oder vielmehr das urälteſte Evangelium zu predigen.

Wie geſagt, ſo reden manche zu ſich ſelbſt, aber das iſt eine kranke Rede und der Menſch kann nicht dabei gedeihen; der Einzelne nicht und das Ganze nicht.

§. 32.

Sehen wir nicht die Folgen dieſer mattherzig gewordenen Tugend nur zu häufig? Der Schlimme, der mit der uneigennützigen Idee des Guten längſt ablehnend fertig geworden, iſt, weil er die Weisheit verlaſſen oder verſchmäht, gewöhnlich — klug geworden, und er gebraucht dieſe Klugheit. Sie iſt freilich innerlich ſehr hohl dieſe Klugheit, aber hinreichend um jene bloß wehmüthig klagenden, vorſichtig ſich grämenden, am Schmerze ſich weidenden, irdiſch zu überwältigen. Seht nur her, wer ſind meiſtens die Mächtigen in der disputirenden Geſellſchaft? Die Sprecher, Tonangeber und Schreier in unſrer Literatur? Elende geſpreizte Geſellen; aber von eurer ſtummen Verachtung fallen ſie nicht, und die Menge glaubt am Ende doch dem der ihr tauſendmal etwas zuſchreit, wenn er dies ſtets ungeſtraft thun darf. Mit zartem Seufzen wird hier nichts geſchafft.

Es iſt gewiß: das Wahre und das Gute führt ewig Krieg und vollſtändiger Sieg wird ihm hienieden nimmer zu Theil werden; nie aber ſoll darum die Tugend aufhören zu kämpfen, und ſie ſoll hier auf Erden keinen andern Lohn erwarten als der im Kampfe ſelbſt liegt. Alſo Luther, der die Ruder nimmer weg warf, mochten auch ſelbſt die ſchmutzigſten Wellen ſich ihm entgegen breiten, der ſtets in der feſten Rüſtung auftrat und in den gewaltigen Waffen. Er, von dem Strahl der göttlichen Weisheit geſtärkt, verſchmä-

Digitized by Google

hete dennoch auch nicht die Klugheit um mit ihr den bloß Klugen zu bekämpfen. Er hörte nie auf für ſeine heilige Sache zu fechten, er gab keinen Schritt nach, weil ein Schritt den andern bedingt. Er ſchenkte keinem was nicht geſchenkt werden ſoll, er ſtrafte und züchtigte den Irrthum und das Böſe wo er ihm begegnete, denn der Irrthum und das Böſe ſoll geſtraft und ſoll gezüchtiget werden, und mit bloßem wehmuthsvollen Achſelzucken iſt es hier nicht gethan, und der Gedanke mit dem ſich ſo manche tröſten: „Haſt du doch den Irrthum und das Böſe nicht; was gehen dich die andern an?“ iſt ein egoiſtiſcher, das heißt unſittlicher Gedanke.

§. 33.

Mögen deshalb die Schriftſteller wie ſie ſind und nicht ſein ſollten, immerhin fortfahren von Luthers Rohheit, Grobheit und Heftigkeit zu reden; ich lobe ihn deshalb recht von Herzen, denn ich finde darin nichts als die geſunde fröhliche Kraft der Tugend, die da ſchlechthin nicht will, daß das Irrige und Böſe ſei, oder gar ſich brüſte als ſei es eben das Wahre. Das Scheinleben des Irrthums iſt gefährlicher als manche denken, denn es kann ſich mit der Zeit verſteinern und durch die Dauer von Jahrzehnten oder gar Jahrhunderten faſt aller Blicken täuſchend imponiren. Darum ſoll es zerſchlagen werden.

Wie aber? iſt denn nicht Sanftmuth, Nachgiebigkeit, Friedfertigkeit eine Tugend? Sie iſt ohne Zweifel die herrlichſte, denn ſie iſt eine Seligkeit, aber ſie liegt tiefer als gewöhnlich gemeint wird, und zeigt ſich im Leben am deutlichſten bei dem was uns, als Individuen, geſchieht. Es war aber oben nicht von uns, d. h. überhaupt von keinem Individuum, das als Einzeln betrachtet würde, die Rede.

Digitized by Google

Nicht wir, auch die beſten nicht, gehören auf den moraliſchen Thron, ſondern die Idee. Uns ſelbſt dürfen wir nur lieben, in ſo fern wir zu den Repräſentanten der Idee gehören und für dieſelbe alles einſetzen. Auch hier giebt Luther ein herrliches Muſterbild und oft gerade da, wo man ihn am meiſten verkannt hat.

§. 34.

Laſſet uns ein Beiſpiel betrachten, das vorlaute Scribenten gewöhnlich gegen ihn brauchen.

Heinrich VIII., König von England, ſtehet uns am klarſten vor Augen wenn wir das Schauſpiel, welches von ihm den Namen trägt, genau erkannt haben *). Er iſt der ächteſte und vollendetſte Tyrann, denn alles in ihm iſt Selbſtſucht, Selbſtvergötterung, Laune, Willkühr. Nichts iſt ſicher an ihm als die Unſicherheit, nichts wahr an ihm als die Eitelkeit, die in ſich ſelbſt eine Lüge iſt, er liebt keinen andern als ſich ſelbſt, und findet doch in ſeiner ſelbſt verſchuldeten Armuth kaum wieder Freude an dieſer Selbſtliebe, da wir uns ja nur in andern wahrhaft fröhlich lieben können. Dieſer Mann will von dem Papſt einen Titel haben; den Beſchützer des Glaubens ſoll man ihn nennen, ihn, der nicht weiß was Glauben iſt, und ſich ſelbſt nicht hat ſchützen können vor dem gemeinſten Hochmuth.

Als ſich aber einige Schwierigkeiten finden bei Erlangung des Titels, ſchreibt er, um ſich des Papſtes Gunſt zu erwerben, mit Hülfe ſeiner Theologen ein Werk gegen Lu-

---

*) Sollte ich mich entſchuldigen müſſen, daß ich mich zuerſt auf Shakſpears Charakterzeichnung berufe? Wer ſchaute jemals tiefer, als Er, der Seher? und wann gäbe ihm die Geſchichte Unrecht?

ther. Dieſer widerlegt es mit einer ſo entſcheidend ſiegreichen Gewalt, daß auch bei den Päpſtlichen eine unangenehme Empfindung gegen Heinrich entſteht; bei ihm ſelbſt aber ein gränzenloſer Haß gegen den Ueberwinder. Als aber nach Jahr und Tag Luther an die Möglichkeit glaubt, den König, der während deſſen auch vom Papſtthum abgefallen iſt, für die reine Lehre zu gewinnen, da überwindet er ſich leicht und ſchreibt an den König einen tief beſcheidenen Brief, bittend, das Vergangene zu vergeſſen, und gemeinſchaftlich an dem großen Werk gegen Roms Uebermacht zu arbeiten.

§. 35.

Das hatte Heinrich kaum zu hoffen gewagt, und ſo glaubte er denn gar ſehr zu tiumphiren, wenn er Luthers Bitte mit Hohn zurückwarf. Mochte er das; denn was liegt an ihm, dem Unverbeſſerlichen? Trauriger aber iſt, daß auch ſo manche Schriftſteller Luthern um dieſen Schritt tadeln, als ſei er bald zu ſtark bald zu demüthig geweſen. Betrachten wir die Sache näher, ſo finden wir das herrliche Schauſpiel, daß Luther zuvörderſt einen Sieg über den König, und dann einen ſchwerern über ſich ſelbſt davon trug. Daß Heinrich ſo ſehr tief unter ſeiner Erwartung ſtand, und daß in dieſem engen, hochmüthig ſtarren Gemüth nichts Edles gedeihen mochte, konnte Luther vor dem letzten Verſuch nicht wiſſen, durfte es nicht vorausſetzen und mußte deshalb, ſo ſchwer es ihm auch werden mochte, das letzte Mittel verſuchen. Um jene unzufriedene Tadler zufrieden zu machen, hätte Luther nur ſich begnügen dürfen mit ſeinem eigenen Siege, und dann den König aufgeben; das wäre das Leichtere geweſen; da er aber das Schwerere wählte, ſo iſt er überaus getadelt worden von Heinrichen und — von einem nicht kleinen Theile der Schriftſteller. Das iſt ſo ziemlich in der Ordnung.

Sind

Sind wir uns aber nur immer deutlich bewußt, mit aller Kraft für das Gute und Schöne gehandelt zu haben, ſo mögen wir immer ſelbſt dafür ein wenig oder viel leiden, und mitunter ſehr geſcholten werden. Es klingt doch — möcht ich wohl vermeinen — wie Flötenton.

§. 36.

Nicht minder bedeutſam wie hier im Verhältniſſe zu dem Feinde ſteht Luther zu dem mächtigen Freunde Friedrich von Sachſen. Es iſt ihm eine Freude, ihn zu lieben und ihm zu danken; aber ſobald der Fürſt, bei noch unvollſtändigem Glauben, die irdiſche Hülfe, welche er leiſtet, zu hoch anſchlägt, weiſ't ihn Luther gelaſſen zurecht. Denn ſollte Er, deſſen ganzes Leben Ein Ruhm und Preis des Glaubens war, dem Glauben etwas vergeben um des Freundes willen, der, wacker, klug und treu, doch noch nicht ganz geläutert, ſeine Selbſtheit und ſeinen Schutz zuweilen viel zu hoch anzuſchlagen wagte? Dafür aber muß es nun Luther haben, daß man ihm nach ſagt, er ſei in manchen Momenten durch Heftigkeit und Glaubensſtarrſinn zur Undankbarkeit verleitet worden. Das ſagt man Ihm nach, dem Friedrich der Weiſe den größten Theil des Ruhms ſeiner Regierung verdankt, ihm, der in der Uneigennützigkeit vielleicht nie einen Gleichen, kaum jemals einen Aehnlichen gefunden hat.

§. 37.

Aber der innigſte Tadel ſtrömt gegen ihn, um ſeines Verhältniſſes willen zu Zwingli und den andern Schweizern *). Luther und Zwingli ſind die verſchiedenartigſten

---

*) War Luther zuweilen rauh gegen Zwingli, ſo war

Naturen, jener durchaus poetiſch; d. h. hier: das reine Licht mit der reinſten Wärme vereinigend; dieſer tüchtig und kraftreich, faſt wie jener, aber ganz nüchtern, ohne Farbenglanz und Blüthenduft. Ob Zwingli völlig gewußt habe, wie einem Wiſſenden zu Muthe ſei, ob er, der den heiligen Geſang und die Orgel den Kirchen nahm, und eine Nothwendigkeit ohne Freiheit, mitunter ſtarr genug, hinſtellte, ſich ſelbſt nicht mehr als ein guter Knecht Gottes, denn als Kind Gottes betrachtet habe, möge hier nicht genauer unterſucht werden; wohl aber wollen wir hindeuten auf den Umſtand, daß faſt alle Zwingliſche Schriften jetzt faſt ganz veraltet ſind, ein Urtheil, das wohl niemand von Luthers Schriften zu fällen wagen möchte. Die Trennung der noch ſo jungen Kirche, welche durch dieſe unſelige Geſchiedenheit Luthers und Zwinglis veranlaßt wurde, iſt nie genug zu betrauren; wer aber möchte mit Leichtfertigkeit entſcheiden wollen, wer ſie veranlaßte. Die Akten liegen vor uns; aber wie wenige leſen ſie! denn was iſt leichter als das tauſend-

---

dieſer nicht ſelten kalt-bitter gegen ihn, was keinem Menſchen gegen einen offenbar Höheren geziemt. Es werde ferner hier erinnert, daß keinesweges Luther dem Zwingli am meiſten abgeneigt war, ſondern der wegen ſeiner herrlichen Sanftmuth von jeher mit Recht geprieſene Melanchthon. Dieſer ſchreibt unter andern von Augsburg aus (1530 während der Reichsverſammlung) an Luther: „Zwinglius hat ſein gedruckt Glaubensbekenntniß anhero geſandt. Du würdeſt von ihm weder mehr noch weniger ſagen, als daß er nicht bei Verſtand iſt. (Wann hat Luther je ſo von Zwingli geſprochen?) Ueber die Erbſünde und den Gebrauch der Sakramente hegt er wieder ſeine alten Irrthümer. Ueber die Ceremonien ſpricht er ſehr barbariſch; mit einem Schlag möcht er ſie alle abſchaffen, er will auch keine Biſchöfe haben und ſehr heftig dringet er auf ſeine Lieblingsmeinung vom heil. Abendmal.“ (S. Luthers Werke XVI. S. 1202.)

Digitized by Google

mal Geſagte von neuem vorzubringen. — Tröſtet man ſich etwa damit, Luthers Ruhm ſei doch groß genug und er könne ſchon einmal etwas über ſich ergehen laſſen? Alles freilich; doch nur das Gerechte ſollen wir uns erlauben auf ihn zu bringen.

§. 38.

Noch iſt Luther ſehr getadelt worden wegen einiger herben Briefe an Erasmus von Rotterdam und über ihn. Zeigte ſich doch dieſer Mann ſo fein und gewandt, war er doch ſo gelehrt, ſtand er doch in ſo großem Anſehen bei weltlichen und geiſtlichen Herren, und hatte er doch freundlich und höflich genug, mit wohlwollender Protections-Miene, ſo manches an Luther gebilligt. Wirklich hatte ſich auch Luther, wie gewöhnlich mit großherziger Einfalt und fröhlichem Vertrauen, ihm anfänglich hingegeben, ſah ſich aber gar bald bitterlich getäuſcht. Erasmus wollte zuvörderſt ſich, und dann erſt das etwanige andere Gute. In dieſem Sich-ſelbſt-zuerſt-wollen finden wir die Wurzel alles Uebels, oder, in einem andern faſt zum Sprichwort gewordenen Bilde, das Haar bei dem der Teufel die Menſchen faßt. Erasmus gehört zu der Gattung von Schriftſtellern, welche dem lieben Gotte gar gern eine vortreffliche Kirche bauen möchten, den Teufel aber auch nicht kränken wollen, weshalb ihm eine kleine artige Capelle daneben errichtet wird, wo man ihm gelegentlich ein wenig opfern, und eine ſtille Haus-Andacht für ihn treiben kann. Das durchſchaute Luther und wies den Mann nun ſtreng zurück, daß er ferner nicht wagen ſolle, an dem Reformationsgeſchäfte Theil zu nehmen, und als der Verwöhnte und Verweichlichte nunmehr auch noch witzelnden Hochmuth bei ſeinem verfehlten Benehmen zeigte, ſo fing Luther an, das Gefühl, welches ihm dieſer

Digitized by Google

laue und zwitterhafte Charakter einflößen mußte, in den wenigſten Worten auszuſprechen. Es läuft dabei ſogar ein „Bube in der Haut der nichts vom Geiſte Gottes weiß" mitunter, welches einen billigen Schauder erregen mag; es ſcheint indeſſen nicht als habe Luther das was er fühlte und anſchaute anders ausdrücken können. Jedes ſonſtige anderweitige und etwanige Verdienſt des Erasmus wird ihm gern gelaſſen und ſtets hat Luther die großen Talente und Kenntniſſe ſeines Gegners laut anerkannt; allein gerade um dieſer ausgezeichneten Geiſtesgaben willen war es nöthig ihn deſto ſtrenger abzuweiſen. Milde und Nachſicht konnte weit eher gegen Schwächere ſtatt finden und Luther hat ſie mitunter auch wirklich walten laſſen.

§. 39.

Wer nun aber dennoch Luthers Polemik rauh, hart und grob nennt, der wolle doch bedenken, daß ein Mann, der ſo innig überzeugt iſt und von dieſem Wiſſen weiß, nicht wohl anders als abſprechend ſprechen kann, eben weil es wirklich an ihm iſt, abzuſprechen oder zuzuſprechen. Solchen Gegnern indeß, die nur meinen, vermuthen oder wahrſcheinlich finden, iſt allerdings zuzumuthen, und es ſteht ihnen wohl an, nachzugeben, es ſei nun einen oder mehrere Schritte. Wenigſtens können ſie ſich dabei nicht ſonderlich übel befinden, da man ihren gewöhnlichen Standpunkt allerdings den Standpunkt des bodenloſen Skeptizismus, oder, ſtrenger genommen, den Standpunkt des — Nichtſtehens nennen darf.

Endlich erwäge man bei Luthers Polemik, was ja ſo nahe liegt, und doch oft unbeachtet geblieben iſt, daß man wohl Fliegen, Bremſen und Mücken mit dem Taſchentuche hinweg wedeln könne; nicht aber grimmige Tiger, blutdür-

Digitized by Google

ſtige Wölfe, ungeſchlachte Bären u. ſ. w. Gegen dieſe bedarf es der Keule, des Speers, oder des Schwerdtes.

Es ſchien mir ſehr wichtig, hier gerade die Punkte zu berühren, von denen aus man Luthern häufig getadelt hat, ob ich vielleicht unbefangenere Leſer dadurch veranlaſſen könnte, die Akten des vielleicht wichtigſten aller Prozeſſe noch einmal ſelbſt mit Genauigkeit durchzugehen. Es kommt dabei viel Schöneres und Erſprießlicheres heraus, als bei dem ſteten Wiederholen deſſen, was vielleicht bei dem erſtenmal, als es geſprochen ward, ſchon zu viel war.

§. 40.

Es iſt oben die Anſicht geäußert worden, Luther ſei eine rein poetiſche Natur geweſen. Gegen dieſe Aeußerung nun treten zwei andere Anſichten auf, die ich gleichmäßig ablehnen und vernichten möchte. Die erſte iſt eine phantaſtiſche, die andere eine durchaus proſaiſche. Phantaſtiſch iſt die Behauptung, Luther habe viel zu viele große und ſchwere Geſchäfte gehabt um ſich als leicht hin flatternder Dichter auch nur gefallen zu können. Die Poeſie verlange einen von allen Sorgen freien Geiſt, ein ſolcher müſſe gleichſam wie ein Schmetterling von Blüthe zu Blüthe fliegen um Honigthau zu trinken, und bedürfe eines leiſen Lebens, das ihn wie Sommerlüfte umwalle.

Dieſe Anſicht, die mit Floskeln verwebt wird, deren Geiſt ich hier nur angedeutet habe, iſt das Erzeugniß der Verweichligung und der irren Phantaſterei. Einer ſolchen iſt es bequem ſich ſelbſt adeln zu wollen, indem ſie dem Dichter zuſchreibt, was ſie ſelbſt leider gern hat und wofür ſie Tadel verdient. Der Dichter aber iſt kein Schmetterling, kein üppiger Nektartrinker, kein ſtete laue Sommerlüfte begehrender, kein Kanarienvogel, den man nur mit

Digitized by Google

warmer Hand anrühren darf. Und wer iſt er denn? Laſſet mich mit einfachen Worten ſagen, wie ich es meine.

§. 41.

Der Dichter iſt zur Klarheit gekommen über das Räthſel der Welt und des Bewußtſeins, darum iſt er ein Philoſoph, er erkennt ſich mit allen ſeinen Schwächen, hört aber nie auf, an ſeiner eigenen Beſſerung zu arbeiten, und jemehr er hierbei alle ſeine Kräfte aufbietet und je reiner ihm das gelingt, jemehr erkennt er, daß es ihm nur durch göttliche Gnade gelingt, und daß die von der Gnade abfallende Kraft nur ihr eigenes Grab gräbt. Deshalb iſt er religiös. Sein Leben ſelbſt bietet ihm die bedeutendſte Aufgabe, er iſt in jedem Augenblicke bemüht, es zu einem vortrefflichen Kunſtwerke zu bilden, denn was auch hergebrachtes Vorurtheil dagegen meinen möge, wir vermögen doch nichts zu geben was wir nicht haben, und nur wer ſelbſt ein reines in ſich ſelbſt zuſammenhängendes Leben führt, wird ein reines Dichterwerk zu erſchaffen im Stande ſein.

Wohl kann uns auch bei ungeläutertem Innern mannichfaltiges Talent zu Theil geworden ſein, welches uns hilft ein Etwas zu verfaſſen, was ſo halbweg ausſieht wie ein Kunſtwerk; ganz ſo wie ein auf den Schein lebender Menſch, bei einer guten Summe von irdiſcher Klugheit, wohl manchen täuſchen und den Wahn veranlaſſen kann, als lebe er ein eigenthümliches und reines Leben. Tritt man ihn aber nur näher an, ſo klingt es hohl, und der Schein hört auf zu ſcheinen.

§. 42.

So haben wir angeſtaunte Kunſtwerke, die aber doch keine ſind, und die Feuerprobe der Wahrheit nicht halten; denn

Digitized by Google

ihre Verfaſſer ſind nicht rein und können deshalb das Reine nicht geben. Da bleibt ihnen denn nichts übrig als mit ſteter Anſtrengung die eigene widerſpenſtige Natur einzuzäumen, die Töne nachzuhallen wie ſie etwa, ihrer Meinung nach, ein tugendhafter Dichter hervorgebracht haben würde. Das geht denn nun bald mehr bald minder erträglich, bis endlich an den Tag kommt, was den unächten Mann verräth, deſſen Auge und Gemüth ſich unheimiſch fühlt in der reinen Sonnennähe, worauf es dann für immer mit ſeinem erſchlichenen Ruhm eine Ende hat. Oft ſind es nur wenige Zeilen, die ihn verrathen, aber ſolche, die in das innerſte Mark des Prunkgedichts eingreifen und das ganze Erzeugniß um das Leben bringen. Sollte ich mich des allerpopulärſten Ausdrucks bedienen dürfen, ſo würde ich ſagen, daß wir einen ſolchen Dichter nur auf einem ziemlich gut gemalten oder ausgeſtopften und mit bunten Decken umhüllten Muſenroſſe, oder — man verſtatte das Wort — auf einem „fahlen Pferde" ſtatt auf dem ächten Pegaſus erblicken. — Auch Mephiſtopheles weiß im Auerbachs Keller gar hübſche Kunſtſtücke hervorzubringen; die Freude daran nimmt aber bald ein klägliches Ende und verwandelt ſich in Unfrieden und Zwieſpalt.

§. 43.

Als beſtes Gegenbild ſteht hier Luther. Wer bei ihm zuerſt nach einzelnen Gedichten ſucht, der hat ihn noch gar nicht erkannt, und wie er überall ein Dichter iſt. Wer aber das gefunden, dem werden ſich die einzelnen Gedichte ſchon ergeben.

Dieſe einzelnen läßt man freilich auch gern gelten und es wird ſich wohl niemand finden, der das Lied „Eine feſte Burg iſt unſer Gott" nicht für einen der reinſten Diaman-

ten unter allen geiſtlichen Liedern erklären möchte. Wirklich gleicht es den Adlersfedern, die, der Sage nach, zu Federn minderer Gattung gelegt, eine faſt vernichtende Kraft üben, ſo daß manche, ſonſt nicht üble geiſtliche Gedichte neben jenem demüthigen Triumphgeſange des Chriſtenhelden, faſt bleich und ſchwach ausſehen, und nicht recht aufblicken und zünden können. Warum wollen wir aber nur gegen dieſes Gedicht gerecht ſein? warum wollen wir nicht lieber in Luthers ganzem Leben und in allen ſeinen Schriften den Dichter erkennen?

Wer aber erwiedern möchte, das ſei denn doch ein ſeltſames Verlangen, und um ein Dichter genannt zu werden müſſe man ja Tragödien oder Heldengedichte oder Elegien und Romane geſchrieben haben, dem dürfte nicht eher zu helfen ſein, als bis er dieſe ganze ungedeihliche Anſicht verlaſſen.

§. 44.

Wie aber, wenn Luther ſelbſt nie auf den Namen eines Dichters Anſpruch gemacht hätte? wenn ihm die Poeſie außer ihrer Beziehung auf chriſtliche Erbauung die gleichgültigſte Sache von der Welt geweſen wäre? wenn er ſie — doch nur die nicht zu beziehende — zu andern weltlichen Dingen gezählt hätte? u. ſ. w. — Darauf iſt zu antworten, daß eben die herrlichſten Gemüther die anſpruchloſeſten ſind, und daß Luther vollkommen Recht hatte, wenn er nur die Gedichte anerkannte, durch die er ſich rein erbaut, erhoben, und erquickt fühlte. Daß ihm ein bloß weltliches Gedicht, d. h. die Darſtellung des Endlichen in das Endliche hinein geſtellt, nicht genügte, möchte wol ſehr billig ſein, und es iſt bloß der verkehrte Ausdruck, der ſich in jenen Einwurf eingeſchlichen, wodurch die Sache einigermaßen bedenklicher ſcheinen kann. Sobald aber von wahrhaftigen Gedichten

Digitized by Google

die Rede iſt, findet eine Eintheilung in geiſtliche und weltliche gar nicht Statt, die nur ein grell zerreißender Kritiker machen konnte. In eine reinere Sprache überſetzt, hebt ſich der ganze Einwurf von ſelbſt auf. Niemand, der Luthern kennt, wird zweifeln, daß ihn auch Homer und Sophokles erbauen konnten, und daß Shakſpear, wenn es dem Himmel gefallen hätte, ihn vor oder zu ſeiner Zeit leben zu laſſen, an dem großen Reformator den tiefſten und fröhlichſten Anerkenner würde gefunden haben. Denn auch in ihm lebte jene großartige allgemeine Weltanſchauung, wie ſie ſich in dem genannten Dichterfürſten darſtellt.

§. 45.

Findet ſich aber auch hie und da in Luthers Anſichten und Urtheilen über die Poeſie ein Mißverhältniß, ſo kann dieſer Umſtand dennoch keinesweges gegen ihn, den Dichter, entſcheiden. Es findet ſich nicht ſelten eine bedeutſame Dichtergröße mit einer überaus kindlichen Naivetät vereinigt, und es iſt gewiß, daß Dante den Virgil für einen größeren Dichter gehalten habe, als ſich ſelbſt, und höchſt wahrſcheinlich, daß Shakſpear den Ben Jonſon gleichfalls viel zu hoch geſtellt habe. Ihm iſt gewiß nie eingefallen, daß er der Größeſte der Großen ſei, und wohl mag oft bei ihm eingetroffen ſein wie geſchrieben ſteht, daß das Schöne ſich ſelbſt ein Geheimniß iſt, und vor ſeiner eigenen Macht erſchrickt. Je höher der Menſch ſteht, je weniger wird er ſich geneigt fühlen, ſich ſelbſtgefällig mit Geringeren zu vergleichen, und im reinen Dankgefühl gegen den Himmel, der ihn zum Werkzeuge bildete das Große zu vollführen, vergißt er wohl die Summe ſeiner eigenen Menſchenkraft zu berechnen.

Wer aber Luther ſo verkennt wie oben angedeutet worden, der muß denn auch zur Strafe noch das Mißgeſchick

Digitized by Google

erleiden, hinzuſetzen zu können: „Luther würde das Leben luſtig genoſſen haben, wenn nicht die Stärke und Innigkeit ſeiner moraliſchen und religiöſen Gefühle ſeine ganze Seele beherrſcht hätte," das heißt mit andern Worten: Er würde vermuthlich ſehr thöricht geweſen ſein, wenn er nicht — ſehr weiſe geweſen wäre, ein Satz, der billig ungeſchrieben bleiben ſollte, und den geſchrieben zu haben man wohl mit Recht als — Strafe betrachten darf.

§. 46.

Höchſt bedeutend iſt Luthers große Liebe und ausgezeichnete Kenntniß der Muſik. Sie war ihm nicht bloß eine tröſtende und erheiternde Begleiterin durch das Leben, ſondern eine fröhliche und heilige Kunſt, vor der alles Verworrene, Trübe, Aengſtliche und Böſe, das er häufig und ſehr gut mit dem Worte „Teufel" bezeichnete, fliehen müſſe. Dieſe Meinung verbreitet ein beſonderes Licht über Luthers innerlichſtes Weſen, denn wenn die Muſik, wie ſich in der heutigen Welt nur zu klar zeigt, gewöhnliche Naturen immer mehr verflacht und verweichlicht, ſo giebt ſie dem ſtarken und ſinnigen Gemüthe immer neue Stärke und Tiefe, und ſchützt es am ſicherſten vor lähmendem Lebensmechanismus und Verſtandesſtarrheit.

Eine reine Kunſtſchöpfung und Ausübung kann ſich nur gründen auf ein beſtimmtes Verhältniß und Verbundenſein der bewußten und bewußtloſen Thätigkeit in uns. Bei dem Dichter, Bildhauer und Maler iſt ohne Zweifel die bewußte Thätigkeit überwiegend, bei dem Muſiker hingegen tritt das Gegentheil ein, da ihn der Ausdruck in ſeiner Kunſt nur reine Anſchauungen erlaubt, und die zarte Form der Gefühle, nicht aber die Brücken durch Begriff und Reflexion. Es giebt deshalb nur zwei Wege zu dieſer Kunſt. Naive

Kindlichkeit im Herzen oder höchſter Geiſtreichthum und die vielſeitigſte Ausbildung durch Wiſſenſchaft und Sprache. Trifft es ſich nun gar, daß jene ſchöne Kindlichkeit mit großer Stärke und vielſeitiger Verſtandes- und Vernunft-bildung vereinigt iſt, ſo iſt nicht bloß der Weg zur Muſik gebahnt, ſondern die Muſik ſelbſt iſt ſogleich mit gegeben worden.

§. 47.

Wie geſichert und erfreut ſich Luther ... dieſem Beſitz-thum fühlte, hat er oftmals ausgeſprochen, und wie das Wahre nie veralten kann ſo ſieht auch alles, was Luther über Muſik geſchrieben hat, noch heute ſo friſch und lebendig aus, als hätte er es etwa für — Mozart geſprochen, der freilich nicht ſelbſt reden konnte ſondern nur muſikaliſch dichten.

Uns aber möge Luthers Muſik der Beweis für ſeine Poeſie ſein, und diejenigen widerlegen, welche in allen ſei-nen hierhergehörenden Werken, nur moraliſche Zweckmäßig-keit und den Ausdruck eines muthigen Herzens finden wol-len. Großer Verſtand und ein redliches Gemüth führen bei weitem noch nicht zur Poeſie, noch viel weniger zur Muſik, ja es findet ſich wohl, daß der iſolirte Verſtand (wie z. B. bei Leſſing) der Tonkunſt abhold macht.

Wenn aber Luther die Muſik liebte, ſo mußte er, der bewußte Denker, früher ſchon die Poeſie haben.

§. 48.

Allgemein anerkannt iſt Luthers großes, ja einziges Ver-dienſt um die Bildung unſerer Sprache zur Proſa. Die Niebelungen und die Minneſänger zeigen deutlich, wie weit es unſre Sprache bereits gebracht hatte in den metriſchen Formen und in der künſtlichen Verſchlingung des Reimes.

Wir wiſſen aber auch, daß dieſer Frühling bald vorüber gegangen war, und daß die Schwäbiſche Sprache, obwohl ſie gewiſſermaßen als Hofſprache glänzte, im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert faſt nur noch nachſprach, oft ſogar nur noch nachlallte, was ſie in früherer Zeit beſſer geſprochen und geſungen hatte. Auch ſchien ſie in der That ſo wie ſie damals war, mehr für den Geſang als für die Rede gebildet, ein Umſtand, der nicht überſehen werden möge.

Was nun Luther that, um eine Sprache für Geſang und Rede zu bilden, iſt häufig mit großem Wortaufwand gelobt worden; nicht ſelten aber iſt man dabei von einem irrigen Geſichtspunkte ausgegangen, und Luther ſelbſt hat dazu Veranlaſſung gegeben; indem er, der beſcheidene Mann, wenigſtens in einzelnen hingeworfenen Aeußerungen ſich ſelbſt Unrecht gethan. Wenn er behauptet, er rede „nach der Sächſiſchen Kanzlei, welcher alle Fürſten und Höfe in Deutſchland nachfolgen," wenn er meint, daß „alle Reichsſtädte und Fürſtenhöfe nach der Weiſe der ſächſiſchen Kanzlei ſchreiben," ſo iſt dieſe Anſicht zuvörderſt im Allgemeinen und dann auch in Beziehung auf ihn ſelber, irrig, und wir dürfen auf dieſen Ausſpruch um ſo weniger Gewicht legen, da er ja ſelbſt gleich zuvor erklärt, er ſchreibe ſo, „daß ihn Ober- und Niederländer verſtehen mögen." So giebt es denn auch andere Stellen in ſeinen Schriften genug, welche zeigen, daß er doch wohl nicht ſelten erkennen mochte, ſeine Sprache ſei viel tiefer gegründet als auf der Sächſiſchen Kanzlei.

§. 49.

Wenn Luther die Schwäbiſche Provinzialſprache bloß mit der Sächſiſchen vertauſcht hätte, ſo würde er dadurch

Digitized by Google

bloß einer Einſeitigkeit über die andere einen Sieg verſchafft haben, der wenig Nutzen hätte bringen können. Es iſt aber das reine Gegentheil geſchehen, denn er hat, den Kern der Deutſchen Sprache enthüllend, eine Deutſche Geſammtſprache entwickelt, die früherhin nicht geahnet wurde, obwohl, wie ſich von ſelbſt verſteht, ihre Keime längſt vorhanden waren. Nicht eigenmächtig geſchaffen hat Luther dieſe Sprache; aber er hat die verhüllte an's Tageslicht gezogen, und die unentwickelte entwickelt, ſo wie Columbus die neue Welt freilich nicht ſchuf, aber entdeckte.

Luther hat dieſer durch ihn hervorgerufenen hochdeutſchen Geſammtſprache eine feſte grammatiſche Unterlage gegeben; aber nicht indem er eine einzelne Grammatik hinſtellte (ein Geſchäft, das er Andern überlaſſen konnte), ſondern indem er Worte gab, in denen die Grammatik ſelbſt lag, und nur von einer ſpäteren Zeit hervorgehoben zu werden brauchte.

§. 50.

Unſere Sprache iſt eine mit Freiheit entſtandene, unmittelbar aus unſerer Natur hervorgehende. Sie iſt in ihrer Wurzel feſt begründet, die unantaſtbar iſt, wie die innere Nothwendigkeit, aber ihre Blüthen und Früchte ſind ewig mannichfaltig, neu, und ewig jung. Unſere Sprache iſt reich; nicht etwa wie eine wohl angehäufte Kunſtkammer, ſondern reich wie die geiſtige Natur des Menſchen ſelbſt, und ſteter Vervollkommnung fähig (perfectibel) wie ſie. Sie kann nicht wie unfrei gewordene Sprachen (z. B. die Romaniſchen) materiel geendigt, fertig gemacht, und umzäunt werden, ſondern ſie öffnet ſich und thut ſich kund ſtets neu jedem ächten Genie, das den Reichthum ſeiner neuen Ideen und Gefühle ihr zum Ausſprechen übergiebt *).

*) Wie anders dagegen in der Franzöſiſchen Sprache, die

Digitized by Google

So zeigte ſie ſich als Luther ſie zur Proſa bildete. Er rang ihr mit liebender Kraft dieſe Rede ab, die wir nur dann die „ungebundene“ nennen dürfen, wenn wir die edeln Geſetze anerkennen, durch die ſie ihre Ungebundenheit ſichert oder bindet. „Mit liebender Kraft,“ ſage ich, und mit vollendetem Vertrauen, denn dem unliebenden und undeutſchen Charakter, möge er auch einen Catalog von Talenten in ſich tragen, zeigt ſich die Deutſche Sprache widerſpenſtig und hart, und nur je mehr oder weniger wir ihr vertrauen, giebt oder verſagt ſie uns.

Luther verlangte von ihr alles und ſo gab ſie ihm alles und zeigte ſich vollkommen würdig, daß er, der herrliche deutſche Mann, ihr die gediegenſten Ergebniſſe ſeines tiefen Nachdenkens und freudigen Glaubens anvertraute.

§. 51.

Hier iſt von jeher und mit dem größten Rechte die Bibelüberſetzung genannt worden, die, abgeſehen von dem Verdienſte, das ſich Luther durch dieſe Ermunterung zum Studium der vernachläſſigten morgenländiſchen Sprachen erwarb, von Seiten des Styles ſelbſt ein unübertroffenes Muſter bleibt *): Ueberall naive Kraft, einfache Sicherheit und ge-

ſich eben des Geſchloſſenſeins und Fertigſeins rühmt, weshalb auch ihre Wächter (ſeit Ludwig XIV.) dieſe Gränzen höchſt ſorgſam hüten. Wie oft haben ſich einige neuere geiſt- und gemüthreiche franzöſiſche Autoren, z. B. St. Martin, zurufen laſſen müſſen: cela ne se dit pas, ein Zuruf, der billig nie ſtatt finden ſollte, denn was ſich denken läßt, **ſoll** ſich auch ſagen laſſen.

*) Unter der Menge von lobenden Ausſprüchen berühmter Männer über dieſe Ueberſetzung ſtehe hier nur der alte, kürzeſte von dem grundgelehrten und überaus ſtrengen Hermann **Conring** (Prof. zu Helmſtädt). Versione Lutheri nihil tersius,

niale Concinnität der Sprache, die ſich hier in allen ihren lobwürdigen Eigenſchaften kund giebt. Die Anerkennung des großen Verdienſtes, welches durch dieſe Ueberſetzung erworben wurde, iſt freilich allgemein; ob ſie aber immer ganz genügend ſei, möchte wohl bezweifelt werden können. Nur ungern widerſtehe ich deshalb dem Verſuche, hier Beiſpiele anzugeben, wie in dieſer Ueberſetzung bei der höchſten Mannigfaltichkeit in der Farbe des Inhalts, — man vergleiche nur die Palmenartig blühenden, glühenden und ſprühenden Pſalmen mit der heitern Gotteskraft in Paulus Briefen und dem ruhigen Erzählungston im Lucas — dennoch immer in der Tiefe die ſchöne Einheit unſerer Sprache waltet. Wohl aber wollen wir nicht Abſchied nehmen von dieſer Ueberſetzung ohne in Erinnerung gebracht zu haben, daß manche wackere kenntnißreiche und talentvolle Männer verſucht haben, uns neue Ueberſetzungen zu geben; und — das Ergebniß war: Sie haben etwa hundert Wörter, vielleicht Zeilen, in denen Luther gefehlt hatte, verbeſſert, aber das Ganze verderbt. Es ruht ein göttlicher Hauch auf dieſer Ueberſetzung, den weder der bloße Verſtand noch die dämmernde Myſtik gewahr werden mag, wohl aber die reine Unbefangenheit, wenn ſie Jahre lang mit der Bibel und mit Luther umgegangen iſt.

§. 52.

Sehr wichtig ſind ferner Luthers Predigten, Tiſchgeſpräche, freundſchaftliche Briefe u. ſ. w. Ueberall iſt der Styl gemeſſen aber natürlich, gebildet aber frei, kräftig aber

---

nihil emendatius vel optaverit quis talium sectator. Dixerit merito ex isthac versione nos Germanos recte scribere et loqui emendate didicisse.

ungeſucht, farbig aber nicht mit Farbe überſtrichen. Luther nimmt ſich nie vor, heute dieſe oder jene Form des Styls zu wählen, ſondern das Werk ſelbſt bringt jedesmal den Styl als nothwendig mit. Seine Sprache iſt aus dem lebendigen Leben ſelbſt gegriffen, darum lebt auch ſie, während was nur aus Büchern gelernt worden iſt, doch dem früheren oder ſpäteren Tode nicht entgehen kann. Ich ſage „nur“ aus Büchern; denn haben wir zuvörderſt das Leben erforſcht und durch daſſelbe reden gelernt, dann erſt iſt das Lernen aus Büchern wahrhaft erſprießlich, und im Beſitze unſeres vollen Lebens vermögen wir ſelbſt die leiſeſte Sprache zu verſtehen, und von ihr zu lernen.

Aber auch alle jene zum Theil nicht unbekannten Ausſprüche, die der Moment erzeugte, — doch ein ſolcher, der das Leben im Ganzen beleuchtet — jene epigrammatiſchen Wendungen, in denen ſich ein großer Verſtand und eine erhaben fröhliche Sinnesart, gleichſam ſchonend kindlich mittheilt, jene Rede zu Worms, jener ſo oft mißverſtandene Brief an Friedrich den Weiſen, in welchem er den ruhig muthigen Glauben darlegt, den der einſeitige oder innerlich erkältete Menſch nicht begreifen mag, — vielleicht ſogar in gewiſſen Momenten jener treffliche Friedrich nicht — ſie alle ſind auch für den Sprachforſcher von beſonderer Wichtigkeit; ſo wie nicht minder anziehend für den, der Luthers Individualität zu erforſchen ſtrebt.

§. 53.

Endlich Luthers ſatiriſcher, polemiſcher, naiver Styl. In dieſer Hinſicht war früherhin nur wenig geleiſtet, denn unbrauchbar für ihn war der witzige Ton, der im Reinecke Fuchs herrſcht, nicht eindringlich genug der in Sebaſtian Brands Narrenſchiff, ungenügend ſogar der beſſere in den Pre-

Predigten Geilers von Kaiſersberg. Hier iſt durch Luther für immer die Bahn eröffnet und wenn die Deutſchen ſich den Ruhm beimeſſen dürfen die erſten Polemiker unter den Modernen zu ſein, ſo iſt nicht zu vergeſſen, daß Luther es war, der zuerſt dieſen Weg betrat. Seine Polemik iſt nicht Nothwehr, nicht individuell, er hat es nicht mit der Perſon des Gegners zu thun, ſondern er ſieht in ihm den Repräſentanten einer Gattung, die zu bekämpfen iſt, und dieſe Allgemeinheit der Satire iſt es denn auch die alle ſeine in dieſer Gattung geſchriebenen Werke, über die Zeit hinaushebt, in der ſie geſchrieben wurden und ihnen einen von allem perſonellen und temporellen Intereſſe geſchiedene Wichtigkeit und Bedeutung giebt. Hier iſt ihm die deutſche Sprache in ihrer ganzen Kräftigkeit zu Hülfe gekommen, und wie zu einer Schlachtordnung gefügt, ſtellet er hier die Worte, die, gleich einem wohl zuſammen gereiheten Phalanx, von keinem Gegner in Verwirrung zu bringen oder zu zerſtören ſind. Als vorzüglich merkwürdig ſind hier folgende Schriften zu nennen.

1) Wider den neuen Abgott und den alten Teufel, ein Werk voll edeln Zorns und kühnen Witzes.

2) Etliche Sprüche wider das Concilium Obstatiense.

3) Ernſte zornige Schrift D. M. Luthers wider M. Simon Lemnius Epigramata.

4) Des Römiſchen Papſtes Urſprung.

5) Wider Hans Wurſt *).

*) Alle dieſe und ähnliche Schriften erſchienen zuerſt größtentheils zu Wittenberg in den Jahren 1524, 28, 35 rc. und wurden hinterher den bekannten Sammlungen ſeiner Werke einverleibt.

Digitized by Google

§. 54.

Damit aber Luthers Styl im Allgemeinen wie im Beſondern, nicht bloß beſchrieben werde, ſondern auch ſich ſelbſt zeige, damit ferner ſein Weſen und ſeine Zeit noch genauer vor unſer Auge trete, ſo finde hier folgendes Sendſchreiben eine Stelle. Es lautet:

„Treue Warnung und Vermahnung an alle fromme Chriſten zu Erfurt, für falſcher Lehr ſich vorzuſehn und rechtſchaffene Lehrer lieb und werth zu halten. Es hat mir einer eurer Prediger, Herr Juſt Menius, ein Büchlein zugeſchickt, ſo er wider den Prediger zun Barfüßern bei euch gemacht, daß ich daſſelbige ſolle urtheilen, ob es würdig und genugſam wäre, an den Tag zu geben. Nun bin ich nicht geſinnet, Gott ſoll mich auch davor behüten, daß ich mich über andrer Prediger Gewalt unterwinde Richter oder Regierer zu ſein, daß ich nicht auch ein Papſtthum anfange: ſondern will ſie Chriſto befehlen, welcher alleine regieren ſoll über ſeine Prediger in der Chriſtenheit. Das bin ich aber ſchuldig und will es gerne thun, daß ich aus der Liebe Pflicht, einem jeglichen zu Dienſt und den Chriſten zu Nutz, Zeugniß gebe ſeiner Lehre, wo ſie recht iſt und für den falſchen Lehrer warne und auch wider ſie zeuge, ſo viel mir Gott verleihet, wie ich denn bisher gethan habe. Demnach gebe ich dieſem Büchlein mein Zeugniß, daß es ja wohl gemacht iſt, recht und rein die Lehre des chriſtlichen Glaubens handelt und verficht mit feinen guten deutſchen Worten, im Evangelio und anderer heiliger Schrift wohl gegründet; und ja billig iſt, ihr auch ſchuldig ſeid, ſolche Gnade und Gabe Gottes zu erkennen, wenn er euch gleich nicht mehr, als ſolchen Einen Mann gegeben hätte. Nun aber hat er euch mit vielen berathen und gleichſam über-

Digitized by Google

ſchüttet. Sehet zu, daß ihr nicht überdrüſſig und undankbar erfunden werdet und euch die Ohren jucken laſſet, anders zu hören und zu wiſſen, damit denn der Satan Raum gewinnet, mit aller Gewalt Irthum einzuführen, durch Gottes Verhängniß und Zorn, wie St. Paulus die Theſſalonicher auch warnet. Denn er will ſein theures Wort in Ehren gehalten haben und ſeine Prediger und Boten unverachtet, oder will es gar gräulich rächen, wie er dräuet Capernaum, Chorazim, Bethſaida Matth. 11, 21. Ihr habt bei euch viel Jahre eine hohe Schule gehabt, darin ich auch etliche Jahr geſtanden bin: aber das will ich wol ſchwören, daß alle die Zeit über nicht eine rechte chriſtliche Lection oder Predigt von irgend einem geſchehen iſt, die ihr jetzt alle Winkel voll habt. O! wie ſelig hätte ich mich dazumal gedäucht, wenn ich ein Evangelium, ja ein Pſälmlein hätte mögen einmal hören, da ihr jetzt die ganze Schrift klar zu hören habt. Wie theuer und tief lag die Schrift vergraben, da wir ſo trefflich hungerig und durſtig darnach waren, und war niemand der uns etwas gab und ging doch ſo viel Koſt, Mühe, Gefahr und Arbeit darauf. Jetzt aber ſeid ihr für großer Fülle und Reichthum des Worts gleich ſatt und faul worden und habt es ohne Koſt, Mühe und Arbeit. Es ſprach einmal D. Sebaſtian, Prediger auf Unſrer lieben Frauen Berge bei euch, da es ſo wohlfeil zu Erfurt war: Gott plaget andere Leute mit Theurung, uns ſtrafet er mit Fülle. Sehet zu, daß nicht jetzt das von der geiſtlichen Fülle wahr ſei. Zu unſern Zeiten hatten wir die Plage, daß uns das Wort theuer und verhalten ward, eure Plage will jetzt ſein, daß ihr's zu voll und zu viel habt: darum es verachtet wird ſammt ſeinen Dienern. Aus der Urſache, beſorge ich, kommt es, daß euch Gott in ſolchem großen Licht noch läſſet mit dem Prediger der Finſterniß,

Digitized by Google

Doktor Conrad Klingen zun Barfüßern, anfechten und giebt euren Rathsherrn nicht den Muth, daß ſie es angreifen, und dazu thäten, auf daß Zwietracht der Prediger beigethan würde, und ſie ließe gegen einander ſich hören und welche nicht beſtehen könnten, daß die ſchweigen müßten: wie andere Städte, als Nürnberg und dergleichen, gethan haben. Denn es iſt ja keiner Stadt gut, daß im Volk Zwietracht gelitten würde durch öffentliche Anreger und Prediger. Es ſollte ein Theil weichen, es wären die Evangeliſchen oder Päpſtiſchen: wie Chriſtus lehret Matth. 10, 14.: „in welcher Stadt ſie euch nicht hören wollen, da weichet von und ſchüttelt den Staub eurer Schuhe über ſie.“ Wer uns nicht hören will, von dem ſind wir leicht und bald geſchieden. Alſo bitt ich nun um Gottes willen, daß ihr dieſe meine Vermahnung geduldiglich und chriſtlich wollet annehmen, und euch ja dankbar erzeigen Gott dem Vater aller Barmherzigkeit, der euch ſolche tröſtliche Prediger zugeſandt, und aus der vorigen ſchweren Finſterniß berufen hat in ſein wunderbarlichs Licht. Und hütet euch vor der Finſterniß Lehrern, welche euch ſuchen und nicht feiern werden, denn der Satan ſchläft nicht, wie ihr wol ſehet und erfahret. Darum habe ich das Büchlein nicht wollen laſſen liegen, ſondern durch den Druck ausbracht, euch und alle andern damit zu ſtärken. Denn das iſt ja der rechte Weg, den das Evangelium uns lehret. Und ſchicke und ſchenke es euch hiermit in einer geiſtlichen Gabe. Gott gebe, daß es viel Nutzens ſchaffe *).“

---

*) Auch in Hinſicht der faſt immer richtigen Wahl der Buchſtaben für die oft nur ſehr leiſe Verſchiedenheit der Klänge in unſrer Sprache, verdient Luther um ſo größern Dank, je ärger die frühere Verwirrung war. So klagt z. B. Hans Fabritius, Rechenmeiſter und Schreiber zu Erfurt, 1531 (als

§. 55.

— Wohl hätte ich aus dem unendlich reichen Schatze der Lutherſchen Schriften gar manches noch größere und tiefere Wort wählen können, doch ſchien mir gerade dieſes ſinnig-einfache, für alle Zeiten, und inſonderheit für unſere, höchſt wichtige Sendſchreiben auf eine neue Bekanntmachung Anſpruch zu haben, und wer es recht geleſen, wird nicht mehr fragen warum es hier zu finden ſei. Eher werden manche bedauern, daß ſie es nicht früher gekannt.

Ich füge dieſem Abſchnitt über Luther noch zwei Worte von ihm bei, die uns doppelt erfreuen, wenn wir eben ſein Bild in uns hervorgerufen haben.

„Siehe nun welch ein groß Ding ſei der Menſch, der da ein Chriſt iſt. Ein rechter Wundermenſch auf Erden, der vor Gott mehr gilt denn Himmel und Erden, ja ein Licht und Heiland der ganzen Welt, in dem Gott alles vermag und thut; aber vor der Welt gar hoch und tief verborgen und unbekannt, welche auch nicht werth iſt ſolche

Luther in jener Hinſicht noch nicht durchgedrungen ſein konnte) folgendermaßen: „Ich wais ſchier nicht, was daraus werden wil zu letzt, ich zu meinem theyl wais ſchier nicht, wie ich meine Schulers leren ſol, der vrſachen halber, daß yetzunder, wo unſer drey oder vier deutſche Schreibers zuſammenkomment, hat yeder einen ſonderlichen gebrauch, der ein ſchreibt ch, der ander c der dritt k, wolte Gott, das es dahyn komen möchte das die Kunſt des Schreibens einmal wieder in ein rechten Brauch komen möchte, es muß doch zuletzt dahin komen, es iſt nit darmit ausgericht das wir ſagent; er kans ſchon wol, er kan vf ſchwartz, roth Babbeyer ſchreiben. Nein, nit alſo, es ghört mher dazu, wyſs, das ich dir das geſagt hab.“ Dieſe Stelle iſt aus einer Schrift, welche den Titel führt: „Ein nützlich Büchlein etlicher gleichſtymender Worther aber ungleichs Verſtandes, den angenden deutſchen Schreybſchulern zu gut mitgeteylt.

Leute zu erkennen ſondern muß ſie halten für ihre Fußtücher.“

„Das iſt die überſchwengliche Herrlichkeit der Chriſten, daß ſich Gott ihnen ſo tief herunter giebt, und ſo nahe zu ihnen thut, daß er nirgend anders, denn in ihnen und durch ihr Wort und Werke Hand und Mund ſich erzeigen, ſehen und hören laſſen will, und damit einen großen Unterſchied machet zwiſchen ihnen und allen andern Menſchen, daß auch ein einzelner Chriſt, wie gering er iſt viel ein ander Mann und vor Gott höher geehret iſt denn alle Könige, Kaiſer, Fürſten und alle Welt auf einem Haufen, welche von dieſem Ruhm und Ehre nichts haben noch wiſſen.“

Ueber den Meiſtergeſang.

§. 56.

Um von Luther einen Weg zu finden zu den Meiſterſängern des ſechszehnten Jahrhunderts, würde es am bequemſten ſein, einer alten Sage zu folgen, welche den großen Reformator auch als ein Mitglied jener Zunft gelten laſſen will. Es iſt möglich, daß er jenen Männern erlaubte, auch ſeinen Namen mit in ihre Liſten zu ſetzen; allein thätig iſt er, ſo viel mir bekannt, für den Orden nie geweſen, obwohl er die Mitwirkung Einiger, z. B. des Hans Sachs, zu dem Reformationswerk gern anerkannte.

Es giebt von Luther zu dem Meiſtergeſang gewiſſermaßen keinen andern Uebergang als den, der in dem Weſen der menſchlichen, und hier inſonderheit der deutſchen geiſtigen Freiheit liegt, die ſich auch wohl in wirklichen oder ſcheinbaren Gegenſätzen gefällt. Während wir nämlich zu Anfang und gegen die Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts im Gebiete der Philoſophie und des Glaubens die herr=

lichſten Fortſchritte und Erwerbungen wahrnehmen, ſehen wir in dem freien Reiche der Poeſie enge Umzäunungen, gutgemeinte aber faſt kindiſche Geſetze, die nur auf das Außerweſentliche gerichtet ſind, und auch hier meiſtens irren, oder auf ſklaviſche Feſſeln in der Form dringen.

Der alte Meiſtergeſang, der ſich in ſeiner höchſten Blüthe unter den Schwäbiſchen Kaiſern als Minnegeſang zeigte, iſt bereits oben mit wenigen Zügen bezeichnet worden, ſo wie nicht minder ſein Verfall, welcher nothwendig erfolgen mußte, da der Inhalt der Lieder ſich zuletzt gleichſam präſtabilirt, enge abſchloß, und man um neu zu ſein, nur noch mit der Form ſpielen konnte.

In der zweiten Periode des Meiſtergeſanges bei noch theilweiſe fortblühender alter deutſcher Herrlichkeit *), während der letzten Hälfte des vierzehnten und während des ganzen funfzehnten Jahrhunderts, ſehen wir nur ſelten einen Fürſten oder Ritter unter den Sängern, und ſo iſt es gekommen, daß man jene erſte Periode auch wohl das Zeitalter des adlichen Minnegeſangs genannt hat. Eine unſtatthafte Bezeichnung, da bekanntlich auch jene Zeit der bürgerlichen Dichter manche zeigte, ſo wie im Gegentheil ſpäterhin es auch nicht ganz an Edelleuten fehlte, die in der Geſellſchaft ſpäterer Meiſterſänger als thätige Mitglieder auftreten.

---

*) Weder den Leſern noch mir ſelbſt mag ich das Vergnügen verſagen, hier an die bekannte Stelle aus einem Briefe des trefflichen Petrarca zu erinnern, der von den deutſchen Männern und Frauen des 14 Jahrhunderts folgende kurze Schilderung giebt: Mirum in terra barbarica (das Wort ſchreibt er nur um es zu widerlegen) quanta civilitas, quae urbis species, quae virorum gravitas, quae munditiae matronarum, omnis ripa (es iſt die Rede vom Rhein) praeclaro et ingenti mulierum agmine tegebatur. Obstupui, Dii boni, quae forma, quae facies, quis habitus! Amare potuisset quisquis eo non praeoccupatum animum attulisset. (Ep. ad Colonnam.)

Digitized by Google

§. 57.

Aber in der dritten Periode des Meiſtergeſangs, während des ſechszehnten Jahrhunderts und des Anfangs des ſiebzehnten, ſehen wir als die eigentlich thätigen poetiſchen Bündner faſt nur Bürger und Handwerker, weshalb man von dem Stande derſelben das ausſchließliche Beiwort hergenommen hat. Es ſcheint nicht wohlgethan, bei der Bezeichnung einer geiſtigen Periode den Namen von dem Stande, den die äußerliche Ordnung der Dinge im Staate veranlaßt hat, herzunehmen. Eher könnte man, wenn das Gute, was ſich auch hier findet, genannt werden ſoll, von der Zeit der Meiſterſänger-Schulen, oder von der Hans Sachſiſchen Schule reden, um die Ausartung und die Dürftigkeit der meiſten Erzeugniſſe anzudeuten, von einer Meiſterſängerei, im Gegenſatz des früher blühenden Meiſtergeſanges.

Was uns nun in der dritten Periode des Meiſtergeſanges d. h. im ſechszehnten Jahrhunderte in dieſer Hinſicht vor die Augen tritt, iſt ein Inſtitut, das nach beiſpielloſen Formen geordnet, die göttliche Kunſt der Poeſie als ein zu erlernendes ehrbares Handwerk betrachtet. Die Geſinnung, die dabei waltet, iſt wahrhafte deutſche Rechtlichkeit; aber auf einen Punkt gerichtet, wo die Rechtlichkeit ſelbſt allein nicht ausreichen kann.

§. 58.

Das Löbliche dabei iſt etwa Folgendes: Deutſchlands äußerlicher Glanz war, wie bereits oben erwähnt worden, faſt verſchwunden, die romantiſche Poeſie lebte nur noch fort in den alten epiſchen und lyriſchen Gedichten aus früheren Jahrhunderten, für die man im ſechszehnten nicht viel

Digitized by Google

mehr thun konnte, als daß man ſie zierlich abſchrieb. Die Fürſten und der Adel dichteten nicht mehr, die Gelehrten waren größtentheils mit philologiſchen beſonders aber theologiſchen Arbeiten und Streitigkeiten beſchäftigt, ein Theil des höheren Bürgerſtandes zeigte ſich in der Betreibung des Handels ſehr ausgezeichnet, als wahrhaftige Kaufherren und inſonderheit blühten die deutſchen Reichsſtädte in ſchöner Wohlhabenheit. So blieb für die Poeſie (die geſchriebene, meine ich hier nur) faſt nur der geringere Bürgersmann und der Handwerker übrig. Sie nahmen ſie auf, wie ſie ſie aufnehmen konnten, mit beſchränktem aber redlichem Sinn, und wenn wir von neuem erinnern, daß ſie dieſelbe wie ein Handwerk übten, ſo liegt darin freilich ein unermeßlicher Tadel; aber auch beziehungsweiſe ein nicht geringes Lob. Denn ſtets haben die Deutſchen das Handwerk mit klugem und tüchtigem Geiſt aufgefaßt und mit unermüdlichem Fleiß geübt. Die alten Zunftorduungen geben bei manchem Seltſamen, das ſie enthalten, doch auch ſchöne Belege von anordnendem Talent und das treffliche Wort „Innung" zeigt deutlich wovon hier die Rede iſt. Vorlauten Spöttern der Meiſterſänger-Zunft, ſelbſt dieſer ſpäten, von der hier allein geſprochen wird, durfte man antworten: Treibet ihr die Kunſt nur wenigſtens wie ein ehrbares Handwerk, daß denn doch jede Frivolität und Seichtigkeit ausſchließt, und bei welchem mit großem Recht von langen Lehrjahren, von Lehrburſchen, Geſellen, Altgeſellen und Meiſtern die Rede iſt. Ihr aber meint, man könne nur ſo in die Meiſterſchaft hineinſpringen; die Kunſt weiß nichts von euch, denn ſie verlangt die höchſte Anſtrengung, damit einſt keine Mühe, ſondern nur anmuthige Leichtigkeit erſcheine.

§. 59.

Ferner iſt zu loben jene Kraft der Beſcheidenheit, mit der man ſich den geprüften Meiſtern und ihren Verweiſen und Strafen unterwarf, denn das Talent fremdes Verdienſt anzuerkennen, und das Vermögen, ſich unterzuordnen dem Höheren, iſt unerläßlich um eigenes Verdienſt zu erwerben. Die bloße Möglichkeit eines ſolchen Vereins iſt ſchon höchſt bedeutend, und beweiſt, wie ſo vieles in unſrer Geſchichte, die entſchiedene Gutmüthigkeit unſres Volks, ohne die es weder eine Tugend noch wahre dichteriſche Kraft geben kann, ein Umſtand, den zu durchdenken ſehr nützlich und ſehr erfreulich iſt.

Ueber die Statuten der Meiſterſänger-Schulen, wie ſie in Straßburg, Colmar, Nürnberg u. ſ. w. galten, und wie ſie der Meiſterſänger Adam Puſchmann im Jahre 1572 gleichſam officiell herausgegeben, hat uns der bekannte Rechtsgelehrte Wagenſeil genaue Auskunft gegeben *), und was er mittheilte iſt ſeitdem in gar manchen Büchern Auszugsweiſe wieder gegeben worden. Für den Zweck dieſes Werkes iſt Folgendes, wie wir es nach unſerer Weiſe betrachten, hinreichend. Der Sinn der Geſetze, in unſere Sprache übertragen, möchte etwa alſo lauten: Die Poeſie iſt die Kunſt, gute Gedanken in guten Reimen vorzutragen; aber auch dieſe arme Erklärung wird nicht deutlich ausgeſprochen. Das Geſetz überhaupt, und ſo auch die Geſetze der Meiſterſänger, ſind nur verneinend, ſo wie — um

*) Doch nur in einem Anhange zu ſeinem Werke: De civitate Norimbergensi, Altorf. 1697. Dieſer Anhang führt bekanntlich den Titel: „Von der Meiſterſänger holdſeliger Kunſt," und hat ſich faſt zu beſcheiden hinter dem größern Werke verſteckt halten wollen.

die Sache durch ein entſcheidendes Gleichniß zu erläutern — auch der Staat niemandem gebieten kann, ein vortreffliches Gemüth zu haben, und ſich nur darauf beſchränken muß, den Sünden zu wehren, durch Verbote. Wer noch weiter gehen wollte, dürfte ſagen: die Kunſt iſt in dem Gebiet der Gnade: aber von dieſer Kunſt wußten die Meiſterſänger nichts; die ihrige iſt ein guter Knecht, dem, damit er nichts übles thue, Schwerdt oder Ruthe droht.

§. 60.

Deshalb ſind die Geſetze auch faſt ganz ſtill über den Inhalt der Gedichte, und es wurde gewiſſermaßen vorausgeſetzt, daß ein Dichter gute Gedanken haben müſſe, die nicht verſtoßen dürfen gegen göttliche oder menſchliche Gebote. Es ward ferner ſtillſchweigend angenommen, daß der Dichter es nicht mit dem Prediger verderben ſolle, damit dieſer ihn wenigſtens für einen nützlichen Kirchendiener gelten laſſe.

Das Einzige, wovor man in jener Hinſicht warnte, waren, wie ſich die Statuten ausdrücken, falſche Meinungen, worunter man alles verſtand, was gegen Bibel und Staat verſtieß, und da man ferner die Deutlichkeit als das Weſentlichſte eines Gedichts betrachtete, ſo verbot man überaus zweckmäßig, und mit einem faſt rührend komiſchen Ausdrucke, alle blinde Meinungen, welche man zu den größten Laſtern zählte. Die Geſetze ſelbſt ſcheinen ferner den Inhalt ſtets als ernſthaft zu betrachten, wenigſtens iſt die Scherzhaftigkeit nicht ausdrücklich verſtattet worden. In der That ſcheint auch die Satire, Laune, Naivetät u. ſ. w. nur als eine nicht ganz verbotene Ergötzlichkeit betrachtet worden zu ſein, mit der aber der Meiſterſänger, als ſolcher, und gleichſam im Ornat, ſich nicht befaßte. Die Schalk-

Digitized by Google

haſtigkeit — ſchien man zu glauben — werde ſich ohnehin ſchon Thor und Thür zu öffnen wiſſen.

§. 61.

Wenn aber über den Inhalt der Gedichte faſt gar nicht geredet wird, ſo enthält die Tabulatur der Meiſterſänger deſto mehr über die Form und die Reime, und man findet ſich faſt wie in einer neuen Welt, in welcher die ſeltſamſten ängſtlichſten Lehren an den Ankömmling ergehen, deſſen Gedächtniß auch mit unnützen Namen beſchwert wird. So nannte man z. B. einen vollſtändigen Meiſtergeſang einen Bar, die Versarten Gebäude, und, verbunden mit der Melodie, einen Ton, deren Zahl nach und nach bis über zweihundert anwuchs. Einen ſolchen Ton erfunden zu haben, war die höchſte Ehre, denn mit ihm kam auch der Name des Erfinders, der ſtets dabei genannt wurde, mit auf die Nachwelt, und wohl kann der „kurze Ton" Barthel Regenbogens, der „friſche Ton" Hans Vogels, die „geblümte Paradiesweiſe" Joſeph Schmierers, noch heute anlocken, obwohl ſie mehr zu verſprechen ſcheinen als ſie geben, während die „ſchwarze Tintenweiſe" des Magiſters Ambroſius Metzger *) mit einiger Furcht vor Stubenluft erfüllt.

Es iſt ferner wohl nur charakteriſtiſch intereſſant, daß die Gedichte in Stöllen oder Abſätze zertheilt wurden, dem dann ein Abgeſang und zuletzt wieder ein kleiner Stoll folgte. Solche Benennungen haben nichts Erſprießliches, und ſind nur hiſtoriſch zu erwähnen.

---

*) Wollte er etwa dadurch wieder gut machen, was er früher, ehe er in die Meiſterſängerſchule trat, in der Venerisblümleinweiſe gedichtet hatte?

§. 62.

In Hinſicht der Reime war man mit Recht um die höchſte Reinheit bemüht; aber was die Geſetze in dieſer Hinſicht vorbringen, iſt oft höchſt ängſtlich und doch in mancher Hinſicht mangelhaft. Man war ſeltſamer Weiſe überein gekommen, daß man in Hinſicht auf die Reinheit der Reime — 32 Fehler begehen könnte, von denen hier einige der merkwürdigſten mitgetheilt werden mögen.

Zuvörderſt machte man, wie billig, aufmerkſam auf den Unterſchied der weiblichen und männlichen Reime und nannte die erſteren klingende, die letzteren ſtumpfe; wodurch indeſſen wohl niemandem, außer etwa den unterſten Schülern, etwas Neues geſagt wurde, denn mit der neuen Benennung war wenig geholfen. Dennoch ſcheint das Statut einen großen Werth darauf zu legen, und dringt überall auf ſteten Wechſel der männlichen und weiblichen Reime, mit einer beengenden Vorſicht, von der die frühern Meiſterſänger (Minneſinger) nichts wußten, weil ſie überhaupt unſere geniale Sprache genialer behandelten. Auch ihre ſogenannten Schlagreime, wo ſich Wort auf Wort charakteriſtiſch reimt (z. B. zu Schutz und Trutz) ſind eine uralte Erfindung, oder, wenn man lieber will, gar keine Erfindung irgend eines Dichters, ſondern gehören dem ganzen Volke und unſrer Sprache ſelbſt an, die ſich in treuherziger Sprüchwörtlichkeit und bald in geharniſchten, bald in fröhlich neckenden Reimen, die in gewiſſen Fällen auch die Proſa durchflechten dürfen, gefällt.

§. 63.

Zur Abwehrung der Willkühr mochte die Strenge nöthig ſein, mit der man verbot ein ſtumpfes Wort in ein

Digitized by Google

klingendes zu verwandeln z. B. Mond in Monde, oder umgekehrt ein klingendes in ein ſtumpfes z. B. Sonne in Sonn.

Löblich iſt ferner das Verbot — des „falſchen Lateins,“ d. h. der unſtatthaften Einmiſchung lateiniſcher Wörter und des Abbrechens eines Wortes am Ende des Verſes oder das Unterſchlagen auch nur eines einzigen Buchſtabens. Man bezeichnete dieſen Fehler mit dem wunderlichen Ausdruck Milbe. Indeſſen leuchtet ein, daß man hierin viel zu weit ging, indem man ſelbſt die allergebräuchlichſten Zuſammenziehungen zweier Worte oder Sylben nicht geſtattet, z. B. zur ſtatt zu der. Man nannte das eine Verſtümmelung und bezeichnete ſie durch den Ausdruck Halb-Worte, Klebſylben.

Man durfte ferner nicht Diphthongen auf reine Vocale reimen, welches vorzugsweiſe gar ein Laſter genannt wurde, kein gelindes Wort mit einem harten z. B. „Faden“ mit „rathen,“ „Laden“ mit „Staaten,“ ein Geſetz, das ſich billig von ſelbſt verſtehen ſollte, aber freilich oft genug übertreten wird.

Ueber den Styl im Allgemeinen iſt in den Statuten nichts ſonderliches zu leſen; doch iſt löblich, daß vor falſchen Blumen oder Coloraturen, als Verſtoß gegen die Einfachheit gewarnt wird, ſo wie überhaupt die Meiſterſänger des ſechzehnten Jahrhunderts ſich vor nichts ſo ſehr ſcheuten, als vor zu reichem Farbenaufwand. Schade nur, daß die Sparſamkeit bei ihnen keine Tugend war, und daß ſie gänzlich vergaßen, man könne, wenn man auch alle dieſe wirklichen und vermeinten Fehler vermeidet, dennoch ein überaus ſchlechtes Gedicht verfaſſen. Mit den Fehlern, die die Feder tilgen kann, iſt es überhaupt ſo gar ſchlimm nicht, indem ja der ächte Dichter, der nie eitel ſein kann, ſich gern verſtehen wird, ſie

Digitized by Google

zu tilgen, ſobald ſie ihm gezeigt werden, oder ſobald er ſie ſich ſelber zeigt. Der einzige wahre Fehler eines Gedichtes iſt die Geiſtesarmuth, und hier kann die Feder nur helfen, wenn ſie es — von oben bis unten ausſtreicht.

§. 64.

Die Meiſterſänger aber, als Mitglieder einer Schule, ahneten davon nichts. Mit den Geſetzen in der Hand, und glaubend gänzlich auf dem Reinen zu ſein, gaben ſie genau Achtung, wie oft der Lehrling gefehlt, oder, wie ſie es nannten, ſich verſungen hatte. Anfangs kamen väterliche Verweiſe, dann harter Tadel und im Nothfalle Ausſtoßung aus der Schule; doch iſt wahrſcheinlich, daß das letztere Schickſal wohl nur diejenigen betraf, welche ſich häufig auf blinden Meinungen ertappen ließen.

Die Art wie die Schulen verwaltet und die Zuſammenkünfte gehalten wurden, war nicht ohne großen Ernſt und Feierlichkeit, ſo wie überhaupt die Meiſterſänger, ſtolz auf ihre Innung ſtets bemüht waren, ſich ſtattlich zu beweiſen. Sie bewahrten eine alte Tradition, daß ihre Zunft bereits vom Kaiſer Otto beſtätigt worden ſei, von welchem ſie auch eine goldene Krone bekommen haben ſollten, die ſie nachher mit in ihrem Wappen trugen. Kaiſer Karl IV., ſonſt nicht eben deutſch und poetiſch geſinnt, hielt dieſe Tradition aufrecht, indem er den Schulen erlaubte, dieſes Wappen wirklich zu führen, gleichſam wie ein fürſtliches, das wohl an die innere Vornehmheit der Poeſie erinnern mochte. Nur der Mann von bewährter Rechtlichkeit, und unbeſcholtenem Wandel konnte als Mitglied aufgenommen werden. Ein ſchweres Probeſingen ging voran, die gewählten Merker prüften jede Sylbe, aber man findet keine Spuren vom Neid, und gern ertheilten die wackeren Män-

Digitized by Google

ner, wenn jemand nach den Statuten meiſterlich geſungen, den höchſten Lohn, welcher, ſehr charakteriſtiſch, nicht etwa in einem Lobeerkranz beſtand, ſondern in einer ſilbernen Figur, die den König David mit der Harfe vorſtellte, und als höchſte Zierde an einer gleichfalls geſchenkten ſilbernen Kette auf der Bruſt getragen wurde. Es war ein religiös poetiſches Ordenszeichen, das überall Reſpekt einflößte. Es iſt ferner höchſt wichtig für die Geſchichte der Sitten, daß kein Meiſterſänger jemals für Geld ſingen durfte, und wir finden auch nicht ein einziges Beiſpiel, daß dagegen gefehlt worden ſei.

Im dritten Band des Magazins Bragur findet ſich die Abbildung einer Singeſchule nach dem Gemälde von Franz Hein, die uns die Ordnung und Würde, den ſittlichen Ernſt und Fleiß in allen Geſichtern deutlich zeigt.

§. 65.

Erwägen wir nun alles bisher berührte noch einmal, und faſſen es mit einem Blicke auf, ſo werden wir uns wohl alle gern entſchließen, die wohlfeilen Scherze für unwürdig und unſtatthaft zu erklären, mit denen manche frühere ſeichte und eben deshalb hochmüthige Spötter ſämmtliche Meiſterſängerſchulen überſchüttet haben. Jene hoffärthigen Geſellen, die ſich für Meiſter hielten, und die mit einer gewiſſen Halbbildung überpudert, überfirnißt, oder auch nur angeſpritzt waren, hielten ſich bequemerweiſe an einzelne, freilich ſehr mangelhafte Gedichte aus jener Zeit, und freueten ſich, dieſelben verhöhnen zu können, wozu kein ſonderlicher Geiſtesaufwand vonnöthen war. — Wir wollen lieber den ſittlichen Ernſt und den deutſchen Fleiß jener Periode betrachten, und uns freuen, daß in einer Zeit, wo, wie bereits mehrere male erwähnt worden, Fürſten und Edelleute aufgehört hatten die

Poe=

Digitized by Google

Poeſie zu üben und zu begünſtigen, ſchlichte Bürgersleute, und meiſtens nur aus der zweiten und dritten Klaſſe, ſich eng an einander ſchloſſen, um wenigſtens eine dunkle Ahnung einer ſchöneren Vergangenheit zu bewahren, und dem verarmten Leben das ſchönſte zu erhalten was dem Menſchen hienieden gewährt werden kann, Poeſie. So Großes gewollt zu haben, darf ſchon hoch angerechnet werden.

Erwägen wir ferner das Maaß der Bildung, welches beurkundet werden mußte, um in dieſe Meiſterſchule naufgenommen werden zu können, und erinnern wir uns, daß um die Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts allein zu Nürnberg 250 Meiſterſänger lebten, ſo iſt das Ergebniß für die Summe von Cultur, welches ſich in jener Zeit finden mußte, ſehr erfreulich, und es entſteht die Frage, obwohl das achtzehnte Jahrhundert würde etwas ähnliches haben aufweiſen können. Die Antwort dürfte nicht viel Tröſtliches enthalten.

§. 66.

Den ſtreng ehrbaren Meiſterſängern ſtanden gegenüber oder zur Seite die ſogenannten Spruchſprecher, Stegereifs-Dichter, die von der Scherzhaftigkeit gewiſſermaßen Profeſſion machten, und ſich bei Hochzeiten, Kindtaufen und anderen Feſten für Bezahlung hören ließen. Einige derſelben ſcheinen in den Reichsſtädten eine ähnliche Rolle geſpielt zu haben, wie etwa die Narren an den früheren Fürſtenhöfen. Sie hatten gleichſam den Auftrag empfangen oder ſich ſelbſt gegeben, die etwanigen ſtehenden Geſellſchaftsſümpfe ein wenig zu ſalzen und anzuregen, wobei man ihnen manches hingehen ließ, was ſchwerlich ein ernſter Bürger dem andern würde haben hingehen laſſen. Das merkwürdigſte an ihnen ſcheint nur die Stegereifs-Dichterei ſelbſt,

welche in Deutſchland als eine ſeltene, fremde und auch wohl nicht ſehr wünſchenswerthe Kunſt betrachtet wird, indem ſie unſrer ganzen Natur nicht zuſagt. Die wenigen Reime, die ſich von den Spruchſprechern gerettet haben, ſind nicht ſonderlich, und wenn Wilhelm Weber nichts beſſeres gemacht hat, als was Wagenſeil von ihm anführt, ſo können wir in das Urtheil, er ſei ein witziger Kopf geweſen, nicht einſtimmen. Man ſah ihn als gemeinen Stadt-Spaßmacher an, und da er einſt ſein Privilegium zur Satire überderb misbraucht hatte, wurde er von drei verkappten Bürgern bei Nacht in den durch die Stadt fließenden Fiſchbach geworfen, wobei es indeſſen keinesweges auf Mord, ſondern nur auf einen ſehr rohen Spaß angeſehen war. Er rächte ſich durch Verſe, die der grundgelehrte Wagenſeil für vortrefflich gehalten zu haben ſcheint, vielleicht nur in der Freude, doch auch einmal etwas ſogenannt Luſtiges in ſein ernſthaftes Buch eintragen zu können. Allerdings macht der Zorn Verſe, aber nur der edle macht gute, und ein ſolcher konnte bei ſo gemeinen Verhältniſſen nicht walten.

§. 67.

Unſere Literatur iſt nicht arm an genauen Nachrichten über die Meiſterſänger. Das wichtigſte Werk, vorzüglich über die neuere Periode derſelben, iſt das oben genannte von Wagenſeil, aus dem faſt alle ſpäteren Literatoren geſchöpft haben; doch finden ſich in mehreren Aufſätzen im Bragur, inſonderheit in dem oben angeführten, noch manche ſchätzbare Notizen. Ueber die Spruchſprecher ſehe man außer Wagenſeil „Flögels Geſchichte der komiſchen Literatur, Band I.“ Selbſt für ein Kupferbild, Wilhelm Weber vorſtellend, iſt mit deutſcher Gutmüthigkeit geſorgt worden, ſo daß ſelbſt die Neugier ſich befriedigt fühlen mag.

Digitized by Google

In der Beurtheilung des dichteriſchen Werthes der ſo-genannten Minneſänger und Meiſterſänger gab Adelung manchen traurigen Beleg, ſeiner nunmehr zur Genüge aufgedeckten und anerkannten Geſchmackloſigkeit; doch muß ihm zum Ruhme nachgeſagt werden, daß er als Hiſtoriker zuerſt auf die urſprüngliche Einheit jener Sänger (der Minne- und Meiſterſänger) aufmerkſam machte *). Die Verſchiedenheit ihres innern Werthes erkannte er nur halb an, er, dem ſelbſt Heinrich von Veldek, Wolfram von Eſchenbach Walther von der Vogelweide u. ſ. w., tief unter ſämmtlichen deutſchen Dichtern der Jahre 1740 bis 60 zu ſtehen ſchienen.

§. 68.

In den neueſten Zeiten hat ſich Jakob Grimm durch eine Schrift über den altdeutſchen Meiſtergeſang, (Göttingen 1811.) ſehr verdient gemacht, indem er bewieſen, daß die metriſchen Formen des Minnegeſangs auch die des Meiſtergeſangs ſeien. Das Reſultat ſeines Buchs, wie er es ſelbſt angiebt, iſt Folgendes: „Der deutſche Meiſterſang, aus dem Schooß der Volkspoeſie entſprungen, hat in der Sonne des Ritterthums geblüht und da feſte Geſtalt genommen. Eigenmächtig, wie er ſich ſelbſt gebildet, hat er ſich eigenthümlich erhalten. Zwar in Art und Geiſt ausheimiſcher Dichtkunſt ähnlich (weil ſich die Natur gleicht auf dem ganzen Erdboden, und ohne daß man darum Züge und Mienen aus einander erklären darf) iſt er doch wieder von jeder verſchieden, und in ſeiner gründlichen Darſtellung mit nichts verwandt als mit ſich ſelbſt, ſein ſpäte-

*) Einheit, urſprüngliche Einheit; keinesweges Einerleiheit. Der große Unterſchied iſt klar.

Digitized by Google

res mit ſeinem früheren, ſein früheres mit ſeinem ſpäteren. In der Härte und Beſtimmtheit ſpäterer Regel und Terminologie mag faſt noch überall die frühere Weichheit und Allgemeinheit wieder gefunden werden. Minne- und Meiſtergeſang ſind eine Pflanze die erſt ſüß war, hernach im Alter herb, und die verholzen mußte; aber wo wir nicht zum Saft ihrer Jugend zurückgehen, verſtehen wir nimmer die Zweige und Aeſte, die daraus getrieben haben.

Dieſe Dichter ſtifteten eine Schule menſchliches Fachwerk in eine himmliſche Gabe; als der Zauber von den Banden gewichen, als nichts mehr da war, wie ein leeres Gerüſt, ließ ſich jene nicht länger halten. Wann das Haus ausgewohnt iſt, geht es zuſammen, während mitten in Schutt und warmer Aſche die ſinnenden Menſchen Gedanken und Kraft zu dem neuen Bau geſammelt haben.“ (S. das angeführte Werk Seite 170.)

Anhang zu dem Abſchnitt von den Meiſterſängern.

Die Tradition von dem Urſprunge der Meiſterſänger iſt ſo wichtig und ſeltſam intereſſant, daß wir uns vielleicht gerechtem Tadel ausſetzen würden, wenn wir es bei der oben gegebenen kurzen Hindeutung bewenden ließen. Es findet ſich ein Gedicht, das bei den ſpäteren Meiſterſängern gleichſam als Urkunde galt, da es mit ſchlichten Worten die ganze Geſchichte von der Entſtehung der deutſchen Meiſterſängerzünfte mittheilt. Abgerechnet dieſe innere hiſtoriſche Bedeutung, giebt es auch beſſer als alle Beſchreibung ein Bild von den verſchiedenen „Weiſen,“ in welchen einige der berühmteren Meiſterſänger gereimt haben.

Digitized by Google

Bei einem Gedichte wie dieſes, das nicht bloß bei allen Meiſterſängerſchulen, ſondern überhaupt bei ganz Deutſchland auf Theilnahme Anſpruch machen durfte, wollte vermuthlich jeder ſich ausgezeichnet fühlende Meiſterſänger mit Hand anlegen, um auf dieſe bequeme Art ein klein Wenig Unſterblichkeit zu erlangen. Daher die wunderliche Buntheit. — Es lautet:

In der Feilweiß Friedrich Furners, Tuchſcheerers, Bürgers in Straßburg.

Ach die gantze heilig Schrift
Durchaus an vielen Orten
Herrlich mit dem Geſang zutrifft,
Reichlich von Lehr und Worten,
Mancher ſich heut
Verwundert weit,
Wo Geſang iſt herkommen, (!)
Aus mancher Statt
Sein Urſprung hat,
Und wer es hat beſunnen.
Erſtlich in dem Teutſchland
Fing an das Meiſter-Singen,
Man zehlt neunhundert Jahr zu Hand
Zwei und ſechzig der Dingen,
Der Erſte Otto
Kaiser war ſo,
Und thät das Reich erhalten,
Leo der Acht,
Das Pabſtthum thät verwalten.
Da erweckt Gott durch Gnad ſein Cron,
Zwölff Mann in hoher teutſcher Sprach,
Doch keiner da thät wiſſen
Von den Anderen; machten hernach
Viel Thön löblich gefliſſen,
Schön zugericht
Daß es weit thät erſchallen.

Digitized by Google

Erſtlich wollt es
Auch des Pabſtes
Anhang gar nicht gefallen.

In der Preißweiß, Melchior Chriſtophs, Bürgers und Bäckers in Straßburg.

Verklagten die
Zwölff Mann für dem
Kaiſer bequem
Und als Ketzer ſie ſchänden,
In den Ban ſie erkennten,
Den Kaiſer thäts bewegen,
Der meint allhie,
Es wär auch ein
Neu Sect unrein
Weil ſich der Hauffe mehret,
Beſtimmte Zeit ankehret,
Ein' Tag den thät man legen,
Gen Pavia auf die Schul reichlich
Dahin ſie ſollen kommen gleichlich.
Die zwölff Mann all
Kamen zumal
Gen Pavia
Klüglich allda:
Der Erſte hieß ſanfftmüthig
Heinrich Frauenlob gütig
Zu Mainz ſaß er im Segen.

In der zarten Buchſtabenweiß, Martin Häſchers, Schriftgießers in Straßburg.

Der Ander endlich
Hieß in dem Ring
Heinrich Müġling,
Die zween wären verſtändlich

Doctores der Schrift, ich euch ſing.
Nun der Dritte löblich
Hieß Klingsohr da.
Der Vierte ja
Hieß der Starck Pop nicht gröblich,
Zween Magiſtri, die dichteten Bar.
Von den ſieben freien Künſten gar.
Der Fünfft Herr Walter hieß,
War ein Landherr aus Böhmen gewiß,
Von der Vogelweid war
Schön. Der Sechſte künftig
Derſelbe war ein
Ritter kühn und vernünftig,
Der ein Landſaß, Wolfgang Röhn.

In der geſchwinden Pflugweiß Paulus Fiſchers, eines Kürſchners in Straßburg.

Der Siebend hieß und war von Adel
Ludwig Marner, der Kunſt ohne Tadel,
Schämt ſich derſelben gar nicht.
Der Acht zu Maintz ſaß, war ein Schmid,
Hieß mit Nahmen Barthel Regenbogen,
Hat die Kunſt lieb, war ihr gewogen.
Der Neunt war von Zwickau bürtig
In Meißenland, hieß Römer würdig
Macht löblich Thön und ſchöne Bar,
Der Zehend auch von Würzburg war,
Hieß Conrad Geiger holdſelig,
Dieſe Kunſt lag ihn an gefällig.
Der Eilfft mit Nahmen hieß der Kanzler
In der Steyermark darin ſaß er,
Ein Fiſcher ſeines Handwerks füglich,
Dicht ſchöne Bar und Lieder täglich.
Der Zwölfft der Alte Steffan hieß,
War viel Jahr ein Seiler gewiß
Welcher viel Thön componirt,
Auch ſein Geſang lüſtig ſchön ziert.

Digitized by Google

In der hohen fröhlichen Lobeweiß, Herrn Hans Berchlers, Gaſtgebers zum Geiſt in Straßburg.

Die zwölff Mann gen Pavia kamen
Auf des Kaiſers Gebot,
Waren macherlei Art und Stammen
Hocherleuchtet von Gott;
Trieben kein Spott
Aus der Kunſt hie mit Nahmen.
Es kam auch bald gen Paris mächtig
Kaiſerliche Majeſtät,
Viel Doctores, Magiſter prächtig,
Darzu auch ſein Rath
Verſammeln that
Viel Gelehrten bedächtig
Desgleichen des Papſtes Legaten
Von Rom hinzugethan
Zu dieſem Hader traten
Sollten verwalten ſchon
Von Papſt die Sache fleißiglich,
Die Zwölff wurden verhört von allen
Punkten, Zahl, Maß und Wort,
Auf die Schul mußten ſie
Man that ihnen an den Orth
Fleißig hinfort
Aufmerken mit Gefallen.

In der harten Felderweiß, Veit Fiſchers, Schloſſers in Straßburg.

Der Kaiſer und die Herren ſein
Lobten gleich die zwölff Meiſter
Sagten ihn, Ehr Lob und Preiß fein
Weil ſie kein Rotten-Geiſter,
Und kein neu Secten brachten auf Erd.
Als nun Papſt Leo vernam wehrt,
Daß ſolch Meiſterlieder und Thön

Gott nicht waren zuwider,
Erlaubt er's einem jeden ſchön
In der Welt hoch und nieder;
Sunderlich die Teutſchen er vermahnt,
Weil Gott die Kunſt ihnen macht bekannt,
Sollten ſie die ausbreiten ſehr
Und ihm ſingen Lob, Preiß und Ehr.
So lang hat Gott erhalten
Solches ſchönes Meiſter-Geſang,
Wol über die ſechshundert
Und etlich Jahr mit gutem Klang
Mancher ſich drob verwundert,
Daß die Kunſt iſt ſo alt für wahr,
Man thut von Tag zu Tag ſich gar
Drin ſterken und fortwalten.

In der ſtumpfen Schoßweiß Hans Möllers, Schloſſers in Straßburg.

Nach ſolcher Zeit bekannt
Fanden ſich in Teutſchland
Zwölff Meiſter klug,
Mit Fug,
Saſſen im Reich
Zu Nürnberg hört eben.
Von welchen Hans Sachs ſchon
Gedicht im neuen Thon,
Darinnen bewehrt,
Erklärt,
Ihr Nahmen gleich
Und ihr Stand darneben
Darin ſie damals waren fein.
Sie übten ſich der Kunſt rein
Gemein,
Thäten löblich Thön machen
Dichten viel ſchöne Bar
Ihnen angelegen war

Digitized by Google

Meiſter Geſang
Mit Klang
Ganz inniglich
In allen feinen Sachen.

Die ungeheuren Anachronismen, welche in der Zuſammenſtellung mancher Dichter unter jenen zwölfen, von denen das Lied ſpricht, begangen worden ſind, fallen faſt von ſelbſt in die Augen. Es iſt hinreichend, hier nur zu erwähnen, daß Walther von der Vogelweide noch vor dem Anfang des dreizehnten Jahrhunderts dichtete, daß Klingsohr bereits im Jahre 1207 an dem poetiſchen Kriege auf der Wartburg Antheil nahm, daß Frauenlob 1317 ſtarb, u. ſ. w, aber das Gedicht kehrt ſich daran nicht, und die zwölf Männer gewinnen faſt ein geſpenſtiſches Anſehen. Sie alle zu charakteriſiren, würde außerhalb der Gränzen dieſes Buches liegen. Auch Heinrich Frauenlob liegt weit außerhalb; doch wollen wir über ihn, — deſſen herrlicher Name ſtets mit rechtem Ernſt ausgeſprochen werden, und nie zum Spiele dienen ſollte, — die anziehende Stelle aus Spangenbergs Chronik ins Gedächtniß der heutigen Welt zurückrufen:

„Heinrich, ein künſtlicher und zugleich auch lieblicher Meiſterſänger, ſoll nach etlicher Meinung ein Doctor Theologiae geweſen ſein. Hat alle ſeine Lieder, die er gemacht, zu Lob und Ruhm des weiblichen Geſchlechtes gerichtet, daher er auch den Nahmen bekommen, daß er Doctor Frauenlob genannt worden, welcher Lieder man noch etliche hat, als eines, ſo ſich anfahet: „Ich bin genannt der Frauenlob zu dieſer Zeit“ u. ſ. w., und iſt geſtellt wider einen, ſo der Jungfrauen Stand dem ehelichen Stande vorgezogen hat. Sonderlich hat er von der Jungfrau Maria, der Mutter des Herrn Chriſti, etliche Lieder zuſammengeſetzt, die man unſer Frauen Lied geheißen, wie Magiſter Albertus

von Straßburg in ſeiner Chronik gedenket. Er hat den Zogton erfunden. Anno 1317 iſt er zu Menz, da er ſich ſonſt gehalten, geſtorben, und am St. Andreasabend daſelbſt in der Dhomkirch im Umgang bei dem Wendelſtein ehrlich begraben worden. Und haben ihn etliche Matronen aus ſeiner Herberg oder Wohnung zu Grabe getragen mit vielen Tränen und Weinen, und haben darnach alsbald ſo viel Weins in und auf ſein Grab nachgegoſſen, daß es um's Grab von Weine geſchwummen, wie ſie ihm dann auch oftmals noch bei ſeinem Leben den Wein verehret haben."

Merkwürdig iſt, daß Frauenlobs wahrer Name faſt ganz verſchwunden iſt vor dem feiernden und gefeierten Beinamen. Vielleicht iſt ſelbſt der Andreasabend als die Zeit ſeines Begräbniſſes intereſſant, da in der darauf folgenden Nacht die Jungfrauen ehedem manche ernſte und ſcherzende „Fragen an das Schickſal" zu thun pflegten, welch ein Mann ihnen zu Theil werden würde.

Ueber die Volkslieder.

§. 69.

Einer der größten Vorwüfe, den man den ſpätern Meiſter-Singeſchulen machen kann, iſt der, daß ſie das Singen des Volkes nicht beförderten, ſo wie überhaupt das ganze ſechszehnte Jahrhundert in Hinſicht des Volksliedes, wenn auch nicht ganz arm ſich zeigt, doch den Ruhm, den ſich die früheren Zeiten auch in dieſer Hinſicht erwarben, bei weitem nicht erreichte. Seit dieſem Jahrhundert hat ſich ein unglückliches Misverhältniß eingeſchlichen zwiſchen Leben und Kunſt, die doch in ſich eins ſein ſollen, und ſo hat man endlich ſogar eine aparte Bücherſprache und

eine aparte Lebensſprache bekommen. In ihren Büchern, ſo meinen gar viele Autoren, müſſen ſie ſchon ehrenhalber vornehmer und zierlicher erſcheinen; im Leben komme es auf einige Unbeholfenheiten, und, ſchlimmen Falls, auch auf einige Plattituden nicht an. Es iſt gut genug im Leben, wenn man überhaupt nur ſagt, was man meint und will; das Wie kümmert wenig; was aber gedruckt werden ſoll, muß im Amts-Ornat einhergehen.

Daher die breite Lebensproſe und die aufgeſchwollene Bücherpoeſie als wäre das Leben und die Bücher zweierlei, ſo daß ich wohl fürchten muß, es werden manche die dieſes leſen ausrufen, das ſei freilich zweierlei, und wie es gewöhnlich betrieben wird, iſt es leider wirklich ſo; nur daß dabei weder das Leben noch die Bücher ſich gut ſtehen. — Aus der Zweierleiheit kann nie Gedeihliches entſtehen.

Der Dichter, der im tieferen Sinne des Worts anders ſchreibt als er lebt und anders lebt als er ſpricht, iſt kein Dichter, ſondern nur ein forcirter und gequälter, der vielleicht hie und da manches Erträgliche ſagen, aber nimmermehr eine heitere poetiſche Welt wird erſchaffen können, denn wenn er das vermöchte, würde er nicht vor allen Dingen dieſe heitere Welt zu ſeiner eigenen machen, und die Zweiheit, in der er befangen iſt, aufheben?

§. 70.

Die Frage: Alſo auch im gewöhnlichen Leben ſoll der Dichter ſo ſprechen wie in ſeinen Büchern? darf uns nicht ſchrecken, denn wir erkennen was man ſo gewöhnlich das „gewöhnliche" Leben nennt, gar nicht an, indem es lediglich auf uns allein ankommt, ob wir ein ſogenannt gewöhnliches oder ein bedeutendes Leben führen wollen. Von außen her zufliegen kann uns weder das eine noch das

andere. Meint ihr, daß — um edler Lebender zu geſchweigen — Cervantes anders gelebt habe, als er geſchrieben? Sollte er ſeinen eben ſo heitern als tiefſinnigen Witz und ſeine milde Kraft bloß für ſeine Bücher verbraucht und nichts übrig behalten haben für ſich ſelber? oder ſprechen wir es nur ſo obenhin aus, daß ſein Buchſtabe lebendig ſei?

Alles was ein guter und gebildeter Menſch thut und ſchreibt, kann, genauer betrachtet, nie anders als gut und gebildet ſein *).

Ehe dieſe Scheidung zwiſchen Leben und Kunſt unter uns eingeriſſen war, welch eine Geſangeswelt fand ſich da bei dem Volk in unſerm Vaterland, und — wie hat die Folgezeit dieſe herrlichen Schätze faſt ganz überſehen oder gering achten können! Die zweite Hälfte des ſiebzehnten

---

*) Dies gilt auch von den Briefen Verſtorbener, nur daß wir wohl erwägen mögen, was in denſelben der *Moment* und was das *Gemüth* ausſprach. Es kann hier nur *religiöſe Vorſichtigkeit* entſcheiden, und ich habe eine ſolche — das bin ich mir bewußt und es ſei mir vergönnt, auch hier zu bemerken — bei der Herausgabe der Briefe Wielands an Sophie v. Laroche bewieſen. Bei einem Manne wie Wieland, den gar manche ſchlimme Irrthümer von jenſeit der Ardennen angeflogen waren, war eine ſolche Sichtung höchſt nöthig. — Für die Geſchichte ſind indeß auch manche dem Druck übergebene ſehr dürre und leere Briefe andrer berühmter Verſtorbenen ſehr wichtig, wenn auch dieſe Wichtigkeit manches Traurige in ſich haben ſollte. Aber auch heiter in Beziehung auf die Gegenwart können uns ſolche Briefe machen, denn wahrlich wir dürfen mit Recht zweifeln ob irgend einer unſerer jetzigen *wahrhaft* berühmten Kritiker und Dichter ſo hohl egoiſtiſche, hochmüthig beſchränkte und ideenloſe Briefe ſchreiben könne, wie z. B. Bodmer und Sulzer.

Wie herrlich ſtehen dagegen der fromme Gellert, der tiefſinnige Hamann, der reine, helle, gemüthvolle F. H. Jacobi, und wie ſchön werden einſt daſtehen — — Was hier fehlt wird ein Literarhiſtoriker nach funfzig oder achtzig Jahren freudig hinzuſetzen.

Digitized by Google

und das ganze achtzehnte Jahrhundert — hat die ſogenannte, oder ſo zu nennende Gelehrten-Poeſie und Studierſtuben-Dichtkunſt nicht bloß weit mehr geliebt als die Volkspoeſie, ſondern die letztere ſogar zu verachten gewagt. Aus dem letztern Jahrhunderte weiß ich nur ſehr wenige Dichter und Literatoren zu nennen, die ſich an dieſen Blüthen wahrhaft erfreuen und deren Dauerbarkeit zeigen mochten, und unter jenen würdigen Männern möge beſonders Herders und Bürgers großes Verdienſt um das Volkslied ſtets anerkannt werden. Aber der erſte, deſſen reicher Geiſt die Stimmen aller Völker zurückrufen wollte, mußte ſich in Beziehung auf die deutſchen Volkslieder zu eng begränzen; und die Bemühungen des wahrhaftigen Volksdichters Bürger wurden nicht ſelten mit ſchlechtem Scherz, theils mit nüchterner Halbphiloſophie abgelehnt. Es iſt auch in dieſer Hinſicht jetzt viel beſſer geworden, und niemand würde jetzt mit der Verachtung deſſen Prunk treiben können, das er ehren ſollte, und das ihn belehren kann.

§. 71.

Was ich über dieſen Gegenſtand ſchon vor gar manchen Jahren ſchrieb, möge auch hier wieder, doch mit mehreren Veränderungen, eine Stelle finden, da, wie ich vernommen, hie und da einiges Gute dadurch befördert ſein ſoll.

Zwar iſt den deutſchen Volksliedern nicht eigen jene heiße Glut der Empfindung wie bei den Morgenländern, ſelten nur jener farbige Glanz wie bei den Provenzalen, nicht jene anziehende Myſtik einer tiefern Sinnlichkeit wie bei den Spaniern und Portugieſen; doch finden wir dafür oft das Höhere, eine gewiſſe Gattung von religiöſer, milder Myſtik, die ſelbſt dem einfachſten Herzen ſehr willkommen

ſein muß, z. B. in der ſinnig wunderbaren Romanze von der Tochter des Commandanten zu Großwardein. Ein ächtes Volkslied kann überhaupt nicht nachahmen und will mit dem Fremdartigen nichts zu thun haben. Die Seele jeglicher Poeſie: Gemüthlichkeit im ächten Sinne des Worts, charakteriſtiſch-mimiſche Lebendigkeit, dieſe treffen wir in dem deutſchen Volksliede, das ein wirkliches und nicht bloß ein Titular-Volkslied iſt, immer an. Dieſe Lieder ſollen aber auch wegen ihrer Kraft und Kindlichkeit mit einem keuſch-äſthetiſchen Sinne genoſſen werden, die bloße Reflexion weiß ſie nicht zu genießen, da nämlich eine jede Kunſt, als ſolche, das Unendliche im Endlichen darzuſtellen ſtrebt, ſo begreift es ſich ſchon um deswillen leicht, daß die ächten vollendeten Werke derſelben nicht eigentlich ſollen begriffen werden. Der Verſtand wird ſeine Fragen wenigſtens auf die Weiſe wie er zu antworten pflegt, hier nicht beantwortet finden, denn die Kunſt hat eine höhere Aufgabe zu löſen, als die er ihr geben könnte. Seine Fragen an die Kunſt werden bereits in den Vorhöfen der Kunſt gelöſt, ſie ſelbſt aber wohnt im ſeligen Glauben. Der bloß verſtändige Menſch wird daher nie eine klare Idee von der Schönheit überhaupt (am wenigſtens aber von der Schönheit unſchuldiger und anſpruchloſer Volkslieder) bekommen können, weil er auch an ſie noch Fragen thut, von denen nicht mehr die Rede ſein kann, weil ja die Kunſt, ausgehend von religiöſer Ueberzeugtheit, gleichſam die ewige, beruhigende Antwort iſt für alle Fragen die jemals nur in dem menſchlichen Gemüthe ſich erheben mögen. Daher iſt dem Verſtande, ſobald er iſolirt als einſeitige Funktion daſteht, die Kunſt etwas Fremdartiges; wenigſtens kann ſie ihm nichts anderes ſein, als das Facit eines mit Klugheit durchgeführten Rechnungsexempels. Bei manchen größeren

(epiſchen oder dramatiſchen) Werken der Poeſie weiß er ſich auf dieſe Weiſe allerdings noch einigen Genuß zu verſchaffen, der, wenn er gleich unendlich dürftiger iſt, als der welcher dem wahren Kunſtliebhaber und Kenner zu Theil wird, doch immer noch Intereſſe genug hat, um auch ihm die Kunſt bedeutungsvoll zu machen. Er ſucht hier (mit Recht) die Einheit in dem Mannigfaltigen des Stoffs, er zählt die einzelnen Punkte, die ſo ſinnvoll an einander gereihet ſind, er ziehet einzelne Stellen die ihm etwa en haut relief gearbeitet zu ſein ſcheinen, heraus, weil ſie ihm als Reſultate ſcharfſinniger Reflexion genug thun, oder, wenn er noch einen Schritt weiter geht, ſo ergötzt er ſich an den ſchönen und erhabenen Charakteren, die ſo wohl gebildet und kräftig dargeſtellt worden ſind, und in dem Kampf mit anderen Charakteren doch immer nur auf ſich ſelbſt beruhen, und einig ſind mit ſich ſelbſt; mit einem Wort: er hat bei ſolchen Kunſtwerken faſt einen noch größern Genuß als ihm die Auflöſung eines ſinnreich gebildeten — Räthſels gewährt. Dieſer Genuß iſt allerdings ein nicht geringer; aber der ächte Kunſtkenner hat ihn nicht bloß auch, ſondern außer demſelben noch einen unendlich höhern: den der reinen Anſchauung einer in ſich vollendeten Welt, und urſprünglichen Einheit.

§. 72.

Und vollends: Wie wird ſich jener iſolirte, und in der Iſolirtheit oft ſehr hochmüthige Verſtand bei den Volksliedern Genuß zu verſchaffen wiſſen? Sie wollen eben nicht bloß Begriffe bilden, nicht einzelne Wahrheiten ausſprechen, nicht bloß die Reflexion beſchäftigen; aus dem, was ſie darſtellen, laſſen ſie keine einzelne Punkte herausnehmen, kein Rechnungsfacit ziehen, ſie vermögen das al-

les

Digitized by Google

les nicht, und verſchmähen es zu vermögen. Es iſt eben der Charakter der ächten Volkslieder, den großen und tiefen Sinn, der in ihnen wohnt, ſchonend zu verhüllen, und das Höchſte im Menſchen zu vereinigen mit Kindesunſchuld. Aber auch mit Kühnheit treten ſie auf, und in ihren raſch-hinflatternden Zeilen wechſeln Sterne und Blumen, fallende Welten und lächelnde Kindesgeſichter, gebrochene Herzen und tändelnde Tänzer im wunderlichſten Zuſammenklang. Der bequemern Begreiflichkeit unterwerfen ſie ſich nicht, wohl aber bieten ſie ſich klar der tieferen Anſchauung und erfreuen ein Gemüth, das die Eintracht des reinen Ernſtes mit der kindlichen Naivetät zu ahnen im Stande iſt.

Solcher Volkslieder hat außer den Engländern und den Spaniern vielleicht keine Nation ſo köſtliche und ſo viele aufzuweiſen als wir.

Hier begegnen uns zuvörderſt die kriegeriſchen, deren jeder einzelne deutſche Gau gar manche, und nicht ſelten höchſt charakteriſtiſche hervorgebracht hat. Wir wollen beſonders die Fröhlichkeit und die beſcheidene Kraft, die wir hier nicht ſelten bemerken, anerkennen, und inſonderheit dem Veit Weber, einem wackeren Süddeutſchen der für die gute Sache der Schweizer, die ja Deutſche waren, redlich mitfocht, die wohlverdiente Ehre geben, daß der Krieg ihm erſchien wie eine reine Gottesſache, die ſich gar wohl verträgt mit den Blüthen der Dichtkunſt, oder, wenn wir lieber wollen, ſie mitbringt. Alles an und in ihm iſt friſches Blut, tüchtiger Nerv, und elaſtiſche Stahlfeder, und gern hören wir, weil wir ihm gern glauben, wenn er in einem Lied vom Jahr 1475 alſo anfängt:

„Mit Geſang vertreib ich mein Leben;
Vom Tichten kann ich nit lan.“

Digitized by Google

§. 73.

Weniger poetiſch, aber hiſtoriſch wichtig und nicht ohne dauerhaftes Salz, ſind die politiſch-polemiſchen Volkslieder, in denen ſich die Anſicht und Neigung, Leidenſchaft und Abneigung der Menge während großer Weltbegebenheiten oder in minderen Verhältniſſen einzelner kleinerer Staaten ausſpricht, oder, was viel beruhigender iſt, ausſingt. Es ſind ihrer noch manche übrig, die beſonders in aufgeregten Zeiten, z. B. während der Huſſitenſtreitigkeiten, des Bauernkriegs u. ſ. w. entſtanden, und der Geſchichtsforſcher wird in der herrſchenden Stimmung des Volkes zuweilen Aufſchluß finden über manches, dem der Kanzleiſtyl gewöhnlicher Geſchichtſchreiber eine ganz andere Farbe (oft vergeblich) zu geben ſuchte. Die Keckheit, mit der ſich in dieſen Liedern die Meinung der Menge vernehmen läßt, iſt nicht ſelten ſehr anziehend und imponirend, und es ſcheint, daß man ſchon einige Beruhigung, wenigſtens momentane Beſchwichtigung darin fand, ſolche polemiſche Gedichte nicht bloß verfertigen ſondern auch laut ſingen zu dürfen *). Auch iſt es allerdings auffallend, daß den Dichtern niemand wehrte.

Man ſieht ſchon aus der Anführung des Bauernkriegs, daß dieſe Gattung der Volkslieder auch im ſechszehnten Jahrhundert fortdauerte, aber ſie wurden ſchon unpoetiſch-bitterer und ſchneidender. Man wollte kaum mehr muthwillig necken, ſondern heftig aufreizen und blutig ritzen. Die Dichter ſelbſt ſchienen dem Volksgeſang nicht mehr recht

---

*) Koch führt in ſeinem Compendium ein ſolches polemiſches Volkslied aus Spangenbergs Chronik an, II. 73. ff. Daß übrigens auch ſolche Volkslieder ſehr Unrecht haben können, verſteht ſich von ſelbſt.

Digitized by Google

zu trauen und ſuchten deshalb mit ihren Liedern nur zu bald die Druckerpreſſe, die das wahre Volkslied kaum bedarf. Solche Lieder aus der Zeit der Grumbachiſchen Händel möchten vielleicht Aufſchluß geben können, über einige Dunkelheit, die noch auf jenem Reichsfriedensbruche ruht. Eines, das den Titel führt „die Nachtigal,“ wurde zu Leipzig auf dem Markte durch den Henker verbrannt, und jeder bei dem man es fand, hart beſtraft. Dieſer Umſtand machte bekanntlich unſern theuern, ſtets regen Leſſing aufmerkſam, er fand endlich ſogar drei Abſchriften des Gedichts in der Wolfenbütteler Bibliothek, und ließ das Gedicht in ſeinen „Beiträgen u. ſ. w.“ drucken. Als Volkslektüre mochte es damals allerdings ungünſtig wirken können; Volkslied hätte es ſchon wegen ſeiner ungebührlichen Länge nie werden können. Intereſſant iſt es ſehr, als eine kraftvolle Stimme für den unglücklichen Herzog von Gotha und deſſen Aufreger Wilhelm von Grumbach, ſtellenweis voll guter Geſinnung, aber auch ſtellenweis voll ſchädlicher Sophiſterei.

§. 74.

Die elegiſchen Volkslieder haben ungleich höheren poetiſchen Werth, denn ſie ſind keinesweges wie ſo manches neuere Gedicht, das ſich an dieſe Gattung anſchließen möchte, als das Reſultat ſenſualer Aeſthetik zu betrachten, die nur das ſogenannte Schmelzende zu produziren weiß, ſondern ſie bezeichnen eine ſtill begränzte Empfindung, die nicht zerſtört verflattern darf, und ſelbſt der tiefſte Schmerz der heißeſten Sehnſucht, der verlorenen Ruhe, der unerwiederten Leidenſchaft, erſcheint hier nicht in convulſiviſcher Hitze, in verletzender Zerriſſenheit, ſondern meiſt ſanft, ergeben, oft noch von Lieblichkeit und Anmuth umgeben. Als ſolche Lieder nenne ich z. B. „Die Liebſte mein will mich verlaſſen“

Digitized by Google

u. ſ. w. „Wer iſt der doch kann erſehen, die Angſt, Pein, und den Schmerz?“ u. ſ. w. „Ach weh wie iſt mein junges Herz verwundet alſo hart“ u. ſ. w. *). Die ächte Elegie der Deutſchen wird immer zu dieſer ſtillen Einfalt zurückkommen müſſen, wenn ſie des ungetheilten Beifalls des Volks gewiß ſein will; die prunkende Weichlichkeit mancher neueren iſt bald verſchmäht worden. Poetiſche Bettelbriefe an die Natur, Liebe u. ſ. w. ſind keine Elegien.

Der erzählenden Volkslieder, Romanzen und Balladen haben wir eine ſchöne Fülle, manche ſchließen ſich unmittelbar an den Nibelungen-Kreis, z. B. das bekannte:

Ich will zu Land ausreiten
Sprach ſich Meiſter Hildebrand u. ſ. w.

Andere ſind behaglich ſcherzend, indem beſonders pfiffig-dumme, witzig-tölpiſche Bauern, muntere friſch hinlebende Jäger, und ſchöne Müllerinnen eine ergötzliche Rolle ſpielen, andere rein romantiſch, dem Tragiſchen zugewendet.

§. 75.

Alle dieſe Gattungen ſind oft recht wacker behandelt, die letztere ſcheint den höchſten Preis zu verdienen; doch verſteht es ſich, daß ſie nur dem wahren Genuß geben können, der noch — es giebt kein anderes Wort dafür — mit keuſchem Herzen zu vernehmen weiß, und nicht nach überbunter Farbigkeit und Reflexionsgewäſſern ſtrebt. Die ächte Farbe wird nie fehlen; und ſtets klar und lebendig raſch, wie allein die Romanze wandeln ſoll, werden uns die Bil-

*) Gedruckt wurden dieſe Gedichte erſt 1614; (S. Koch II. S. 129.) Doch ſind ſie ohne Zweifel weit früher verfaßt worden.

der erſcheinen, die der Dichter uns hier, bei aller anſchei- nenden Kunſtloſigkeit kunſtgemäß darſtellt. Belege finden ſich viele; doch möge, um die Beiſpiele nicht zu häufen, noch einmal an jene Erzählung von der Commandantentoch- ter erinnert werden, die in Gott die Zeit überwindet, und an das Gedicht von den drei Grafen, wo die faſt naive Liebeloſigkeit des einen zu der naiven Liebe des Mädchens, ſo wie das tragiſche Ende, den ächten Schauder der Ro- manze hervorzurufen im Stande iſt.

Ueber den Ton der Romanze herrſcht in neueren Zei- ten gar viel Misverſtändniß, denn faſt nur Göthe, Bür- ger und ſehr wenige Neuere, haben ihn zuweilen rein er- reicht; manche angeſtaunte Romanze aus der neueſten Zeit, hat von der Romanze nicht viel mehr aufzuzeigen als die — Ueberſchrift. Am reichſten iſt das funfzehnte Jahrhun- dert, das ſechszehnte hat wenig zugegeben, und verdient auch noch um deswillen Tadel, daß es, bei gelähmter Pro- duktionskraft, nicht einmal ſorglich zu ſammeln bemüht war. Wie manches Köſtliche mag verloren gegangen ſein.

§. 76.

Romantiſche Volkslieder mußten ſich von jeher in Deutſchland auf das Erfreulichſte bilden, da unſerm Vater- lande ſelbſt eine reiche, wunderbare und anziehende Mytho- logie eigen iſt. Ich rechne hierher die alten Volksſagen von den Erlen, Elfen und Nixen, die man in der That ſelbſt für manchen griechiſchen oder römiſchen Mythus nicht wegzugeben geſonnen ſein dürfte. Es iſt durchaus nicht eine leicht flüchtige Phantaſie, die dieſe ſeltſamen Weſen er- ſchuf, eine bedeutendere geſtaltende und charakteriſirende Kraft hat ſie in ihrer Exiſtenz geſichert. So finden wir in jeder dieſer Volksſagen den Charakter der Nixen auf eine gleiche, doch immer neu anziehende Weiſe dargeſtellt. Niemals wer-

Digitized by Google

den ſie mit den Sylphen verwechſelt, deren feinere ätheriſche Natur nur in den Lüften ihren Spielraum findet. Da die Nixen im Waſſer leben, ſo werden ſie auch nothwendig materieller gedacht werden müſſen, als paſſionirte Liebhaberinnen des männlichen Geſchlechts, wenn es ſchön iſt. Mit den Häßlichen und Unbeholfenen treiben ſie indeß einen Spaß, der leicht gefährlich werden dürfte. Sie ſind überhaupt leidenſchaftlich, zum lauten Lachen geneigt, ein wenig frivol ſogar, im Ganzen jedoch, und wenn ſie nur recht behandelt werden, ziemlich gutmüthig und mehr als ziemlich liebenswürdig; nur geht ihre Grazie ſogleich verloren, ſobald ſie die Männer auf einer Inkonſequenz in der Liebe ertappen, und ihre Wuth kennt keine Grenze, gegen dieſe wunderlichen, fluctuirenden Charaktere. Dieſe kleinen Andeutungen zu dem Gemälde jener den Deutſchen eigenthümlich gehörenden fantaſtiſchen Weſen, ſind aus den alten Volksſagen ſelbſt gefolgert worden, und ich durfte ihre Anführung nicht für überflüſſig halten, weil es mein Zweck war, zu beweiſen, daß dieſe mythiſchen Charaktere eben die beſtimmte Phyſiognomie haben, als die Nymphen im Allgemeinen und die Dryaden, Najaden und Napäen ins beſondere. Eben dieſe Beſtimmtheit der Charakteriſtik findet ſich auch bei den uns gleichfalls eigenthümlichen Berggeiſtern und Erlen, deren König von unſerm Göthe ſo rein und wahr geſchildert worden iſt, daß ſich weiter keine Züge zu dem Gemälde finden laſſen. Aber, wie groß auch das Darſtellungstalent jenes Dichters ſein mag, immer werden wir einräumen müſſen, und gern einräumen, daß er, ohne den glücklichen Umſtand, ein Deutſcher zu ſein, weder jenen Erlkönig, noch das nicht minder vollendete Gedicht: „der Fiſcher" würde haben erſchaffen können *).

*) Vgl. Muſikaliſche Ztg. 1802, S. 826 ff. an welchem

§. 77.

Rein heitere, fröhliche und humoriſtiſche Volkslieder haben in Deutſchland von jeher in großer Fülle ſich geſammelt; und wir mögen darin die Beſtätigung des Satzes finden, daß nur derjenige des Scherzes ſich erfreuen kann, der den Ernſt erkannt und begriffen hat. Nur der beſonnene und geſammelte Menſch hat das Recht, und darf es wagen, ſich zu zerſtreuen, denn er wird in dieſer Zerſtreuung nur eine humoriſtiſche Parodie ſeines gründlichen und tiefen Weſens finden. Das dulce est desipere in loco darf nur der ſtill verſtändige Mann mit Würde ausſprechen, ſo wie das noch weit herrlichere Wort Luthers:

„Wer nicht liebt Wein, Weib, Geſang,
Der bleibt ein Narr ſein Lebelang“

aus ſeinem geweiheten Munde am erfreulichſten tönt. Nur der Halbgebildete ſteht in der Mitte zwiſchen dem Ernſt und Scherz, ohne weder den einen noch den andern recht ergreifen zu können.

Wenn aber der Menſch, der weder des Ernſtes noch der Frömmigkeit fähig iſt, zu ſcherzen wagt, ſo werden wir das Schauſpiel einer widrig leeren Luſtigkeit erhalten, wo der Scherz mit ſich ſelbſt Poſſen treibt, und das Lachen ſich gleichſam ſelbſt auslacht. So widerwärtig ſprechen uns beſonders manche neuere Volkslieder an, z. B. einige aus der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, da uns im Gegentheil jene älteren durch rüſtigen Humor, unſchuldige Freudigkeit und kräftige Parodie der Lebensverhältniſſe auf das Angenehmſte unterhalten müſſen.

Orte ich meine Bemerkungen über die Art eine deutſche Volksſage poetiſch zu behandeln, mitgetheilt habe.

Digitized by Google

§. 78.

Hierher gehören die Lieder: „Aus friſchem freien Muth, freu dich du junges Blut“ — „Mein Herz vor großer Freude hebt jetzt zu ſingen an“ — und das aus Ballhorns güldnem A B C.

Der liebſte Bule den wir han
Der liegt in unſerm Keller,
Er hat ein hölzin Röcklein an,
Und heißt der Muskateller u. ſ. w.

Auch der rein kindiſchen Volkslieder wollen wir wenigſtens nicht ganz wegwerfend gedenken, ſondern eher wünſchen, daß auch jetzt noch unſere Bauern, ſo gern wie ehedem die altſchwäbiſchen, das „Ei wi bie i a luſtiger Bua“ ſingen möchten. Ob das viel berühmte und ergötzliche Pinſchgauer Wallfahrtslied ganz rein auf uns gekommen iſt, bezweifle ich; auch dürfte es ſchwerlich aus dem funfzehnten Jahrhundert herrühren. Einige Wendungen in demſelben gehören allerdings dem „ewigen“ Witz an, z. B. das ſtete Sich-erheben-wollen zur Andacht, was aber nie gelingt, da die thieriſch geſunde Sinnlichkeit dazwiſchen jauchzt *).

§. 79.

Daß es übrigens auch unbedeutende und mittelmäßige Volkslieder giebt, würde als ſich von ſelbſt verſtehend uner-

*) Vergl. über den Abſchnitt von den Volksliedern: Kochs Compendium II. 96. ff. Bragur I. 263. ff. Bragur II. 207. ff. III und V. über die deutſchen Volkslieder und ihre Muſik von Kinderling. Deutſches Muſeum vom Jahr 1781. II., 225. Wunderhorn von Arnim und Brentano. 3 Theile, Heidelberg 1806. ff. Sammlung deutſcher Volkslieder mit Melodien herausgegeben von Büſching und von der Hagen, Berlin 1807. — Der von Herder 1778 herausgegebenen Volkslieder iſt bereits oben gedacht worden.

Digitized by Google

wähnt bleiben dürfen, wenn nicht zu fürchten wäre, daß einige Leſer, die ſich ſchon längſt auf dieſen Nachſatz gefreut, die ausdrückliche Erklärung vermiſſen möchten. Allerdings hat das Volk zuweilen auch manches nicht ſonderliche Lied geſungen, aber zum Glück nicht lange, denn wie es auch mit dem Maaß von Bildung beſchaffen ſein möge, das dem Volke beiwohnt; als ein geſundes, recht kerngeſundes Volk hat es ſich in jener Zeit immer gezeigt. Sang es denn alſo auch einmal etwas unliebliches und unlöbliches, ſo iſt es deſſen bald inne worden, und das gute und tüchtige Lied hat bald wieder ſich Bahn gemacht. Wenn wir daher unter den im ſechszehnten Jahrhundert gedruckten Volksliedern auch manches ſchlechte finden, ſo wollen wir ſolche, größtentheils wenigſtens, auf Rechnung der Aufzeichner ſetzen, die oft viel zu ſchnell für Volkslieder hielten, was vielleicht nur in wenigen Gauen und auf wenige Monate Mode war.

Es giebt aber bekanntlich auch einen Pöbel, und auch dieſer hat ſeine Lieblingslieder, die durch und durch und in Grund und Boden heillos und widerlich ſind. Wer aber die ſündhafte Ungeſchicklichkeit begeht, dieſe Pöbellieder mit den Volksliedern zu verwechſeln, der ſollte billig von keinem rechtlichen Deutſchen als urtheilsfähig betrachtet werden; doch haben ſich leider beſonders im achtzehnten Jahrhundert manche ſolche Verwechsler gefunden, ohne die gebührende Verachtung zu empfangen; im neunzehnten entgeht ſie ihnen ſeltener.

§. 80.

Es iſt bereits oben erwähnt worden, daß das ſechszehnte Jahrhundert nur wenig that, zur weitern Vervollkommnung des Volksliedes, aber dreierlei iſt ihm nachzurühmen, wodurch wir mit demſelben einigermaßen ausgeſöhnt werden können.

Digitized by Google

Erſtlich ward die Muſik mit höherm Kunſtverſtand geübt als je, und auch in Beziehung auf das Volkslied hier viel löbliches gewirkt. Zwar bringt jedes ächte Volkslied ſeine Sangesweiſe ſchon mit ſich, und niemals wird man dem Volke eine Melodie aufdrängen können. Ohne Zweifel hatten denn alſo auch die Volkslieder der früheren Jahrhunderte eine beſtimmte Muſik und das ſechszehnte Jahrhundert konnte in dieſer Beziehung nur aufzeichnen was bereits von den Lippen tönte. Allein auch dieſes Aufzeichnen iſt eines großen Dankes werth, denn, da man wohl ſelbſt fühlte, daß man faſt ſtumm werde im Volke, ſo war das Feſthalten auch dieſer Geſänge durch Noten, nützlich und nöthig geworden. In den früheren Zeiten hatte man das vermuthlich ganz unterlaſſen, in dem faſt übermüthig fröhlichen Glauben, das Volk werde wohl immer ſo fröhlich weiter ſingen, und jeder ächte Geſang vom Vater auf den Sohn vererben bis in's hundertſte und tauſendſte Glied.

Zweitens: Es geſchah ſehr viel für das religiöſe Lied, ja in gewiſſer Hinſicht dürfen wir ſagen: es „entſtand" das religiöſe Lied, in ſoweit es Volkslied werden kann, worauf wir weiter unten noch einmal zurück zu kommen gedenken. Hier werde nur bemerkt, daß der neue Geiſt, der in Deutſchland in der Religion ſich entzündet hatte, d. h. hier der ächte uralte, nur neu geborene Geiſt, ſich anfangs weniger mit der Dichtkunſt im allgemeinen als mit der Tonkunſt verſchwiſterte *). Dieſe, als eine edle Dienerin bei dem Gottesdienſt betrachtet, wurde jetzt mehr geehrt als ſonſt und deshalb mit großem Fleiße geübt. Es

*) Nur Luther und einige wenige andere vereinten beide Künſte und vermochten das Volk anzuſprechen.

gediehِ die ächte Wiſſenſchaft der Muſik, und dieſe, ſich immer weiter verbreitend und ihren ganzen Reichthum enthüllend, rettete ſo auch manche ſogenannte weltliche Lieder vom Untergang. Das eigentlich religiöſe Lied zum Volkslied geworden, findet in Luther den reinſten Sänger und Fürſprecher.

§. 81.

Drittens: das ſechszehnte Jahrhundert, obwohl, wie oft erwähnt, den Reichthum an romantiſchen Gedichten nicht mehrend, und faſt in allen eigenen Produktionen von jenem Geiſte entfernt, ließ dennoch den Stoff der alten romantiſchen Gedichte in allen Ehren, und die ſchlichte Proſa, in der man nunmehr jene Gedichte erzählte, iſt in gewiſſem Sinne wahre Poeſie zu nennen, und der ſorgfältigſten Beachtung werth. — Bekanntlich hat Wilhelm Schlegel einmal ſehr untröſtlich und vielleicht nur in der Hoffnung auf häufigen Widerſpruch, behauptet, daß wir Deutſchen eigentlich gar keine Literatur im höchſten Sinne dieſes Wortes beſäßen; doch ſei durch gewiſſe Volksromane ein guter Anfang dazu gemacht. Wir können die Widerlegung des erſten trübſeligen Satzes, fröhlich genug der Literatur ſelbſt überlaſſen, und ihm ſelbſt, dem geiſtreichen hochachtungswürdigen Schriftſteller, der ja ſelbſt einer der Zierden unſerer Literatur iſt, wohl zutrauen, daß er es überhaupt ſo ſchlimm nicht werde gemeint haben. Was aber ſeine Anſicht von jenen Volksbüchern betrifft, ſo theilen wir ſie gänzlich. Dieſe Geſchichten vom Kaiſer Octavianus, der ſchönen Magelone, Flos und Bankeflos, der Meluſine, dem Ritter Pontus u. ſ. w. ſind zwar, wie kaum geſagt zu werden braucht, größtentheils ausländiſchen Urſprungs, doch findet der Deutſche, als der urſprüngliche Geſtalter des

neuern Europa's, überall auch hier ſeine Kinder und Verwandte, die auf die mannigfaltigſte Weiſe ausgebildet und vielfarbig, dennoch ihre gemeinſame germaniſche Wurzel oder wenigſtens die geiſtige Verwandſchaft mit ihr nicht verläugnen können. Die Erzählungen ſind gerade ſo wie ſie ſein ſollen, und wie der Buchhändler Feierabend zu Frankfurt am Main, — der ſie 1587 unter dem Titel „das Buch der Liebe" herausgab — ſie bezeichnet hat, „herrliche, ſchöne Hiſtorien" aus denen man unter andern auch „vernehmen kann, was recht ehrliche und was unordentliche buhleriſche Liebe ſei." Der Styl iſt ungekünſtelt, aber nicht ohne Kunſt; raſch, aber nicht flüchtig, deutlich und ausführlich darſtellend und beſchreibend, gemüthlich, aber mit Behagen gelaſſen männlich und deshalb der Kindlichkeit befreundet. Mit einem Wort: es iſt ganz der Styl, in welchem erfahrene, wohl gebildete, und gutmüthige Menſchen, nach einem treu durcharbeiteten Tage, am Abend beim Kamin ihren Kindern und Freunden lehrreiche und unterhaltende Geſchichten zu erzählen pflegen. Sie machen es ſich bequem; aber wie gebildete Menſchen, die gerade dann vielleicht am liebenswürdigſten ſind. An den im einſamen Kabinette unſicher ſtöbernden, halb gähnenden und leckerhaft krittelnden Blättler haben die Erzähler nicht gedacht, und es iſt auch wenig Freude dabei, an dergleichen Perſonen zu denken.

§. 82.

Gehen wir jetzt zu den einzelnen einflußreichen Dichtern des Jahrhunderts, und verſuchen wir es, ſie uns ſo deutlich zu vergegenwärtigen, als der Zwiſchenraum zwiſchen ihnen und uns verſtattet.

Hier begegnet uns zuerſt:

Hans Sachs, geboren zu Nürnberg 1494, geſtorben

Digitized by Google

1576. Er war der Sohn eines Schneiders, beſuchte die Stadtſchule, lernte ein wenig Latein, vielleicht auch ein klein wenig Griechiſch, verlernte aber beides bald wieder, da er ſich mit Eifer der Erlernung des Schuſterhandwerks widmete. Ein Leinweber, Nunnenbeck, unterrichtete ihn in dem Techniſchen des Meiſtergeſanges, ſah ſich aber bald von dem Schüler übertroffen. Dieſer zog jetzt auf die Wanderſchaft, ſah manche der vorzüglichſten Städte Deutſchlands, überſchritt aber niemals die Gränze ſeines Vaterlandes, dem er ſo ſehr zugethan war, daß er niemals eine Sehnſucht ſpürte andere Reiche zu ſehen. Sein Herz zog ihn zurück nach Nürnberg, das er über alles liebte, und jetzt nach einer Abweſenheit von fünf Jahren fröhlich wieder betrat, um es nie zu verlaſſen. Ihm ſchien es der Mittelpunkt der Welt.

Man hat ſich häufig gewundert und mit vornehmem Erſtaunen und Bedauern in Unkoſten geſetzt, daß Deutſchland im ganzen ſechszehnten Jahrhunderte keinen größeren Dichter hervorgebracht habe, als dieſen Hans Sachs. Dem iſt allerdings ſo, doch wird das Erſtaunen mäßiger werden und das Bedauren nicht ohne Troſt bleiben, wenn wir den Mann genauer betrachten. Er war zuvörderſt ein tüchtiger Bürger, d. h. ein Mann, der ſich ſtets in Beziehung auf den Staat betrachtet, die edle Freiheit über alles liebt, und eben deshalb die Geſetze, nach denen lebend und die liebend wir allein frei ſein können; ein Mann der ſeine Berufsarbeit hoch hält und mit Eifer und Nutzen betreibt.

Er war ein durchaus rechtlicher und ſittlicher Menſch, der ſelbſt in den Tagen der heißeſten Jugend, und oft wohl umgeben von Rohheit, jedes Unwürdige fern von ſich hielt. Er haßte Spiel, Trunkenheit, Buhlerei und jede andere Thorheit, die er auf ſeiner Wanderſchaft kennen lernte, und

Digitized by Google

war, wie er ſelbſt fröhlichen Muthes erzählt, allein behaftet

Mit herzelicher Lieb und Gunſt
Zu Meiſtergſang der löblichen Kunſt.

§. 83.

Endlich war er auch ein Chriſt, denn er ſtrebte nicht nach eitler Ehre ſondern was ihm gegeben worden ſah er als Geſchenk des Himmels an, dem er dafür ſtets freudigen Dank ſagte, und dem er von dem Gebrauch ſeines Talentes eine ſchwere Rechenſchaft ablegen mußte. Aber er hat die Religion in ihrer tiefen Fröhlichkeit erkannt, und iſt deshalb bei allem ſittlichen Ernſt ſehr heiter, unbefangen und voll guten Muthes. In ſo weit man von einem Menſchen ſagen kann, er habe gar nichts auf dem Herzen und auf dem Gewiſſen, darf man es von Hans Sachs behaupten, darum ſteht ihm faſt nichts ſo gut als ehrbare Scherzhaftigkeit und mit unter neckender Muthwillen *). Von großen

*) Als ich 1805 in meiner Geſchichte der deutſchen Poeſie, in der kurzen Charakteriſtik des Hans Sachs auch des Faſtnachtsſpiels vom Doktor und dem Narrenſchneiden mit gerechtem Lob gedachte, erfuhr ich das Misgeſchick, daß gar viele Leſer daſſelbe nicht kannten. Jetzt kann man es bequem leſen im erſten Theil des deutſchen Theaters von Tieck, und mit Vergnügen gewahr werden, welch ein guter und löblicher Sinn in dieſem Scherze waltet. Ueberhaupt hat Hans Sachſens Schalkheit nicht ſelten einen wahrhaft ironiſchen Hintergrund, der noch nicht genug anerkannt worden iſt. So hat man z. B. den Schwank „der Schneider und ſein Panier“ als ein gutes, neckiſches Ding gelten laſſen; aber dabei anzuführen vergeſſen, daß doch wohl der Teufel ſelbſt die komiſchſte Rolle ſpielt, indem er ſeinen Witz mit dem Schneider treibend, offenbar Gefahr läuft, deſſen Seele zu verlieren, die er ſchon halb hatte. Der Teufel iſt ja überhaupt, bei aller ungeheuren Klugheit, doch immer in der tiefſten Tiefe, zum Glück, ein wenig — dumm.

Digitized by Google

Leidenſchaften, unglückſeliger Zweifelmüthigkeit, überhaupt von entſetzlichem Jammer und Elend, Verzweiflung und Boshaftigkeit weiß er gar nichts, und wenn ja einmal in ſeinen Gedichten von ſo etwas Schlimmen die Rede ſein muß, ſo geht er ſchnell wie über glühende Kohlen darüber hinweg, weil ihm dabei ſchlimm zu Muthe wird, und er durchaus nicht will, daß ihm je ſchlimm zu Muthe werde.

Ich habe hierdurch ſchon angedeutet wie ich es meine, daß nämlich Hans Sachſens ſämmtliche Werke gerade ſo ſind wie er ſelbſt, daß er von objektiver Poeſie auch nicht die entfernteſte Ahnung hatte, und daß er nie etwas anders zu geben vermochte und auch nichts anderes geben wollte als ſich.

§. 84.

Sobald er dem Stoffe gemäß ſich frei gehen laſſen kann, iſt er deshalb liebenswürdig und angenehm, ja ihm kommt bei ſeiner naiven Behandlung die Poeſie auf eine oft wunderbare Weiſe zu Hülfe, während der einſeitige Kunſtrichter faſt fürchten müßte er werde in die höchſte Lächerlichkeit hinein verſinken müſſen. Es iſt ihm nämlich nicht nur nicht möglich ſich aus ſeiner Individualität gänzlich heraus zu heben, ſondern er vermag auch nicht ſich aus ſeinem Jahrhunderte hinaus zu verſetzen, ja nicht einmal aus Nürnberg heraus. Seine heidniſchen und chriſtlichen Ritter aus der romantiſchen Zeit ſind nichts weiter als Nürnbergſche Patricier, ſeine Venus iſt eine ſchöne und leichtfertige Nürnbergerin, ſeine Pallas eine vernünftige Nürnberger Hausfrau, und ſein türkiſcher Kaiſer ein prahleriſcher Stadt-Soldat, mit dem man am Ende doch wohl noch fertig wird. Dadurch gewinnen faſt alle ſeine Stücke den

Digitized by Google

Anſchein eines Familiengemäldes, das durch die offenherzigſte Naivetät den Tadel gar nicht aufkommen läßt, wobei der Gelehrte ſeine Gelehrſamkeit gar nicht gebrauchen kann und nicht zu gebrauchen Luſt hat, weil er, wenn er ſie bei dieſer Gelegenheit hervor langen würde, nothwendig lächerlich werden müßte.

Mit dieſem Zauber unſchuldiger und harmloſer Naivetät langt Hans Sachs ſelbſt in manchen höchſt ſchwierigen Fällen aus. Am glücklichſten vielleicht in der berühmten Tragödie „die ungleichen Kinder Evä, wie Gott der Herr ſie anredet.“ Die Quelle des Stücks iſt nicht mit Sicherheit anzugeben, denn Hans Sachs ſelbſt irrt ſehr, wenn er im Prolog behauptet *), daß Melanchthon ein ſolches Stück geſchrieben habe; denn dieſer erzählt nur in einem ſeiner Briefe, daß er einmal ein ſolches Schauſpiel geleſen, an welches er noch mit großem Ergötzen zurück denke. Doch deſto beſſer für Hans Sachs, ſo bleibt ihm der Ruhm, daß die ganze Behandlung ſein eigen iſt

§. 85.

Wir finden hier zuerſt Eva, welche ſehr betrübt zurückdenkt, daß ſie den ſüßen Worten derölliſch ſataniſchen Schlan-

---

*) Merkwürdig bleibt jedoch immer, wie Hans Sachs ſeinen Herold (Prologus) ſagen laſſen kann:

Ein Comedi und lieblich gedicht
Das Urſprünglich hat zugericht
Im Latein Philippus Melanchthon
Und nun zu gut dem gemeinen Mon
Auch in Teutſche Sprach iſt angewendt,

Vielleicht glaubte er ſeine diesmalige faſt übergroße Kühnheit entſchuldigen, und ſich durch einen allgemein gefeierten Namen decken zu müſſen.

Digitized by Google

Schlange vertraut und von der verbotenen Frucht gegeſſen habe, weshalb ſie aus dem Paradies getrieben worden ſei und mit Schmerzen Kinder gebähre, und ſich auch ducken müſſe vor ihrem Mann. Adam kommt dazu und iſt matt und müde von der Arbeit, die ihm, dem durch das Paradies verwöhnten, noch ſehr ſauer ankommt. Doch zeigt er ſich liebenswürdig, denn er klagt nicht, ſondern erzählt nur gelaſſen, und frägt faſt zärtlich, warum ſein liebes Weib denn ſo traurig daſitze. Eva giebt ſich ſelbſt alle Schuld des Uebels das nunmehr „durch ihr Eſſen" in die Welt gekommen ſei, weshalb ſie auf Erden nie wieder könne fröhlich ſein. Adam tröſtet ſie und verſichert, daß Gott ihnen nicht eigentlich feind noch gram ſei, und ſich einſt noch ganz über die Menſchen erbarmen werde. Er erzählt ferner, daß der Engel Gabriel ihm einen Beſuch des Herrn auf Morgen angekündigt habe, der wolle ſehen wie ſie Haus hielten und wie ihre Kinder gediehen. Sie ſolle deshalb ihre Kinder baden, ſtrehlen und ihnen die Sonntagskleider anziehen, das Haus kehren und Gras ſtreuen. Eva iſt ſehr erfreut, und hofft der Herr werde ſie ſegnen und benedeien wenn er alles rein und ſauber findet. Adam fragt nach den Kindern, und hört, daß Abel draußen ſei, die Schaafe füttere und überhaupt ſich als einen tugendſamen Jüngling bezeige. Kain aber, der ſogleich mit einem einzigen Rembrand'ſchen Strich als „Wüſtling und böſ' Galgenſtrick" bezeichnet wird, habe ſich, als die Mutter ihm befohlen Holz zu tragen, höchſt widerſpenſtig benommen, „ſchnürre" jetzt höchſt wahrſcheinlich „auf der Gaſſe" herum und ſchlage ſich mit den Buben. Adam betrübt ſich ſehr über ſo böſe Nachrichten, die ihm jedoch nicht neu ſind, und befiehlt dem hereintretenden Abel, Kain zu ſuchen. Der tugendhafte Jüngling iſt bereit, zeigt aber leider nicht beſondere Herzhaftigkeit, in-

dem er ſich fürchtet der Bruder werde ihn ſchlagen, wenn er ihn nach Hauſe zu kommen heiße.

§. 86.

Im zweiten Akte finden wir endlich dieſen Kain, welcher durchgehends als ein mit ziemlichem Witz und genügender Ruchloſigkeit ausgeſtatteter Raufer geſchildert iſt. Er will ſich nicht waſchen laſſen, rühmt ſich aber in bequemem Wortſpiel, daß er ſo eben einen gewaſchen habe, iſt unzufrieden daß der Herr komme, und erklärt zuletzt mit der luſtigen Frechheit eines offenherzigen Encyklopädiſten:

Ich nemb diß lebn das Gott hat geben,
Und ließ Gott ſein ewiges leben;
Wer weiß wie es dort zu wirt gehn!

ſo daß von ihm allerdings das Schlimmſte erwartet werden darf. Er läßt ſich zwar endlich bewegen zu den Eltern zu kommen; doch, wie er ausdrücklich ſagt, nicht aus Gehorſam gegen Gott, ſondern nur aus Furcht vor der — Ruthe, beharrt denn auch gegen Vater und Mutter bei ſeiner Ungebehrdigkeit und verweigert abermals ſich waſchen zu laſſen *). Beide Eltern ſcheinen hoffnungslos ihn faſt gänzlich aufzugeben, weshalb Abel verſpricht, deſto frömmer zu ſein.

Im dritten Akt erſcheint endlich der Herr, begleitet von zwei Engeln und giebt der geſammten Familie den Segen mit den erheiternden Worten: „der Fried ſei Euch

*) Dieſe Weigerung, welche ſo häufig hervorgehoben wird, iſt in der That hiſtoriſch bedeutend, und läßt uns in das ehrbare Gemüth des Dichters blicken, der, weil er innerlich rein war, mit Recht ſehr viel auch auf äußerliche Zucht und Anſtand gehalten haben wird. Ohne Zweifel konnte er dabei auf Zuhörer rechnen, die ſeine Anſicht gänzlich theilten.

Digitized by Google

ihr Kinderlein.“ Adam dankt herzlich, doch iſt Eva wortreicher, die auch noch einmal abbittet, daß ſie der hölliſchen Schlange gefolgt ſei. Der Herr iſt überaus mild gegen ſie, erklärt ſelbſt, er ſei barmherzig, treu und gar langmüthig, verheißt die künftige Erlöſung und empfängt von Adam einen abermaligen Dank. Dann ruft der wackere Hausvater, des Anſtandes wohl gedenkend:

Nun, ihr Kinder, euch hieher macht,
Mit reverentz den Herrn empfacht.
Sich, ſich, wie ſich der Kain ſtellt,
Mit ſeiner rott ſo ungſchickt helt!
Und wend unſerm Herrgott den rück!

§. 87.

Kain reicht dem Herrn nur die linke Hand und wird nebſt ſeiner ganzen Rotte von Eva geſcholten für „grobe Filz' an Zucht und Ehr,“ daß ſie ihre Hütlein nicht abziehen wie ſie doch gelehrt habe. Der Herr ignorirt für jetzt die Unarten der Schlimmgeſinnten und wendet ſich mit dem Examen an Abel und die anderen frommen Kinder. Er prüft ſie völlig nach Anleitung des — lutherſchen Katechismus im Chriſtenthum, und hat die Freude, daß ſie im Gebet, in den Geboten und im Glauben, die richtigſten Antworten geben und überall trefflich beſtehen, weshalb er ſie mit Herzlichkeit lobt und zum treuen Fortfahren ermuntert. Ich verhehle nicht, daß dieſe ganze Scene, *trotz* oder vielmehr *wegen* ihrer, bis an die äußerſte Gränze, ja vielleicht darüber hinaus, gehenden Naivetät mich innig rührt und erfreut, denn wenn der Menſch überhaupt wagen darf, Gott reden zu laſſen, kann er es wohl ſchuldloſer und anſpruchloſer thun als es hier unſer lieber Sachs gethan? Es giebt ein *Lächeln*, dem fromme Thränen ahnend begeg-

Digitized by Google

nen, ja es giebt ſogar ein Lachen, dem Himmelsahnungen nicht fremd ſind, und etwas Aehnliches mag wohl dieſe Scene bei unſern Vorfahren hervorgerufen haben. Ich will niemandem misgönnen, wenn er große Freude findet an den Reden, welche Milton und Klopſtock den Herrn des Himmels und der Erde halten laſſen; es ſind ohne Zweifel und inſonderheit bei Klopſtock wahrhaft erhabene Gedanken darin; aber es fehlt das rein Anſpruchloſe, es iſt als ſolle man nun glauben der Herr habe leidlich würdig geſprochen, während es doch nur vornehmes Menſchenlallen iſt.

§. 88.

Ueberhaupt ſcheint es, als dürfen wir Neueren, die wir vom Baum der Erkenntniß viel größere Früchte gebrochen haben als Hans Sachs, weshalb auch das achtzehnte Jahrhundert mit unter einige ſeltſame Aufgeblaſenheit blikken ließ, nicht mehr jene religiöſe Naivetät wagen, die dem ſechszehnten Jahrhunderte recht wohl ſtand. — Der verlorene Sohn, der zum Vater zurückgekehrt, iſt ohne Zweifel ſehr glücklich, ja glückſeelig zu nennen. Auch wird ihm Scherz und Humor in allen weltlichen Dingen gar trefflich ſtehen; nur mit der Naivetät dürfte es nicht gelingen weil ſie nur bewußtloſer Tugend eigen iſt. — Sollte es nöthig ſein, dieſen Gedanken in dieſer Beziehung zu erläutern?

Ungern verſage ich mir Ausführlichkeit bei der Erzählung vom vierten Akt, der vielleicht der vortrefflichſte von allen iſt. Der Herr examinirt Kain und ſeine wilde Rotte. Sie haben nichts gelernt, ſchweigen aber nicht, ſondern antworten aufs Gerathewohl, ſo daß aus den zerriſſenen Einzelnheiten des Glaubens und des Betens die heilloſeſten

Dinge hervortreten. Scheute ich nicht einige zu zarte Leſer ſo würde ich den Kain den Repräſentanten reiner Lümmelhaftigkeit nennen, wobei für den Dichter noch zweierlei großes Lob hervorgeht. Zuvörderſt daß er wußte und darſtellte, es ſei von jener halb witzigen Rohheit und dickhäutigen Gemeinheit nur Ein Schritt zu dem höchſten Frevel, Brudermord, ſodann wegen der ganzen Art wie er das Laſter auffaßt und ſchildert, — keineswegs nämlich mit ſtarrem Ernſt ſondern mit Ironie und überſchauendem Witz. Betrachten wir, warum das zu loben ſei.

§. 89.

Wohl können wir, wenn uns im Leben ein einzelner Laſterhafter begegnet, und wenn er die Macht zu ſchaden an uns oder anderen ausübt, mit gekränktem Herzen nicht immer dieſe Ironie erſchwingen; und die — darf ich es ſo nennen? — entſetzliche Lächerlichkeit des Laſters wird uns in unſerm Leiden nicht erſcheinen, aber der Dichter ſoll nimmer vergeſſen, daß das Laſter doch nichts weiter ſei als ein Irrthum und er ſoll bei ſeinen Schilderungen deſſelben das klar hervorheben. Der Gedanke iſt ſo wichtig, daß wir ihm im Verlaufe dieſes Werkes wohl noch öfter begegnen werden; für jetzt will ich nur, um nicht misverſtanden zu werden, auf Richard III. hindeuten, wie ihn Shakſpear geſchildert hat: unendlich furchtbar für jeden der unmittelbar mit ihm zu thun bekommt, aber für jeden, der ihn von oben herab beſchaut: (und ſo ſoll ſich der Dichter ja immer ſtellen) unendlich unglücklich und unendlich — lächerlich.

Haben wir nun bis dahin Hans Sachſens Talent fröhlich anerkannt, ſo fallen uns jetzt mit einemmale ſeine Schranken in die Augen, denn es giebt kaum etwas matteres

Digitized by Google

und trockeneres als den fünften Akt. Einen Brudermord kann ſich der treuherzige fromme Bürgersmann gar nicht denken; und doch ſoll er ihn ſchildern. Er thut es; aber ihm wird ganz unheimlich dabei, und er macht ſchnell, daß er darüber wegkommt. (Vergleiche Tiecks Vorrede zum erſten Band ſeines deutſchen Theaters).

§. 90.

Höher als in dieſer Tragödie hat ſich Sachs nie erhoben, oft aber iſt er tief darunter geblieben, und faſt immer entſcheidet der Stoff, den er oft fröhlich beherrſcht, oft durchaus nicht bezwingen kann. Was ehrbar und rechtlich oder auch was ſcherzhaft und muthwillig iſt, das kann er behandeln, denn das iſt er ſelbſt alles; was er aber nicht iſt, das kann er ſich auch nicht recht denken, und noch viel weniger darſtellen. Sein Herz iſt reich, ſein Geiſt in gemäßigtem Streben erhellet und erhöhet durch reine Liebe für Luthers Lehre, ſein Witz iſt gewiſſermaßen nur eine andere Form der Gutmüthigkeit und des guten Muthes. Seine Phantaſie iſt faſt arm, aber es iſt eine honnete Armuth. Verlangen wir von dem Dichter, daß er wie ein Adler die Flügel ſtets zur Sonne emporſchwingen ſoll, und Unerhörtes künde, daß vor ſeinem entſiegelten Blicke die Geheimniſſe der Erde, des Himmels und der Hölle offen daliegen, dann iſt Hans Sachs durchaus kein Dichter. Er hat keine unendlich reiche Welt in ſich; er hat nichts weiter als (um in dem einfachſten Gleichniß zu bleiben) einen guten traulichen Garten ſich erworben, aber in demſelben ſtehen viel kräftig duftende, doch nicht ſehr mannigfaltige Blumen, einige ehrliche Eichen mit gutem Baumſchlag, Fichten, Birken, Weiden und eine hübſche Reihe nahrhafter Obſtbäume. Er darf nicht erröthen, ſelbſt den angeſehenſten und vor-

nehmſten Deutſchen ſeine Baumpflanzung zu zeigen, ſobald dieſe nur wahrhaftig vornehm ſind, und nicht ſeltſamer Weiſe verlangen, daß Spaniſche und Siciliſche Früchte bei Nürnberg wachſen ſollen.

§. 91.

Hans Sachs begann im zwanzigſten Jahre, und dichtete fort faſt bis zu den letzten Tagen ſeines Lebens. Und was hätte ihn, in welchem alles zwar ein wenig eng, aber klar war, auch jemals hemmen können? Wer wie er ſagen kann:

> Thet ich mich ernſtlich unterſtahn
> Mit Gottes Hülff zu dichten an,

der hat wohl die einfältigſte und richtigſte Anſicht von der göttlichen Kunſt des Dichtens. Aber unſer Sachs betrachtete dann auch wieder dieſe Kunſt wie ein reines Geſchäft des Lebens, bei dem man keinesweges erſt auf eine ungemeine und ganz aparte Begeiſterung warten müſſe, von der er überhaupt nicht viel zu wiſſen und zu halten ſcheint. Wir dürfen annehmen, daß er täglich gedichtet habe, wie man etwa täglich eine Stunde oder zwei Clavier ſpielt, wodurch zuletzt nothwendig eine große Fertigkeit entſtehen muß, ohne daß die Phantaſie und der Geiſt dadurch ſehr erhöht werde. Dabei vernachläſſigte er aber ſein Handwerk keinesweges, ſondern betrieb es mit billigem Fleiße und billiger Luſt, ſo daß auch ſeine Mitbürger ihn höchlich ehrten und liebten. Er hat, wie es ſcheint, nie einen Feind gehabt, iſt faſt nie krank geweſen, erlebte Freude in ſeinem Hausweſen und Beruhigung durch den immer wachſenden Flor ſeiner lieben Vaterſtadt, und genoß Ruhm und rechtlich erworbene Wohlhabenheit mit chriſtlichem beſcheidenem Sinne.

Digitized by Google

§. 92.

Als er vier und ſiebenzig Jahre alt geworden war, kam ihm der Gedanke, er müſſe nunmehr wohl als ein guter Hausvater Rechenſchaft ablegen wie er mit dem ihm von Gott verliehenen Pfunde gewuchert. Er zählte deshalb ſeine Schriften und theilte dem Publikum mit was er gefunden: — Vier und dreißig Bände, die er mit eigener Hand voll geſchrieben, enthielten — wer würde es glauben wenn nicht er ſelbſt, der grundehrliche Mann es erzählte? — 4200 Meiſtergeſänge, 208 Komödien und Tragödien, 1700 Schwänke, Fabeln und andere Gedichte, endlich 73 geiſtliche Lieder *), verliebte Lieder u. ſ. w. in Summa 6048 größere und kleinere poetiſche Produktionen. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß die wenigſten dieſer Gedichte gedruckt ſind. Was Hans Sachs ſelbſt für würdig hielt, ſeinen Mitbürgern und Sprachgenoſſen übergeben zu werden, hat er in der letzten Ausgabe von 1570, die er ſo wie die frühere vom Jahr 1558 bis 61 ſelbſt veranſtaltete, mit fröhlichem Muthe gegeben, und deshalb noch ſelbſt den Beifall genoſſen, den ihm ganz Deutſchland brachte.

§. 93.

Wie der Dichter in ſeinem höchſten Alter d. h. nach dem achtzigſten Jahre lebte, ſchildert einer ſeiner Schüler, der als Herausgeber der Statuten der Meiſterſänger bekannte Adam Puſchmann, in folgendem für Sachſens Charakteriſtik ſehr ſchätzbaren innig rührenden Gedichte:

---

*) Unter ihnen iſt auch das ehedem allgemein bekannte, ſanft fromme Lied: „Warum betrübſt du dich mein Herz?“

Digitized by Google

Mitten im Garten ſtunde
Ein ſchönes Luſtheuſlein,
Darin ſich ein Sal funde,
Von Marmor gepflaſtert fein
Mit ſchön lieblichen Schilden
Und Bilden
Figuren frech und kühn.

Ringsherum der Sal hatte
Fenſter geſchnitzet aus,
Durch die man all Frucht thäte
Sehen im Garten draus.
In dem Sal ſtund ohnecket
Bedecket
Ein Tiſch mit Seiden grün.

Am ſelben ſaß
Ein alt Mann, was
Grau und weiß; wie ein Taub dermas,
Der hat ein großen Bart fürbas,
In ein' ſchönen großen Buch laſ'
Mit Gold beſchlagen ſchön.

Das lag auf ein Buld eben
Vor ihm auf dem Tiſch ſein,
Und an Banken darneben
Viel großer Bücher fein,
Die alle wohl beſchlagen
Da lagen
Die der alt Herr anſah.

Wer zu dem alten Herren
Kam in den ſchönen Sal
Und ihn grüßet von ferren
Den ſah er an diesmal
Sagt nichts, ſondern thät neigen
Mit Schweigen
Gegen ihn ſein Haupt ſchwach.

Digitized by Google

Dann ſein Red und
Gehör begunt
Ihm abzugehen auch Sinnes Grund.
Als ich nun da in dem Sal ſtund
Und ſein alt lieblich Angeſicht rund
Angeſchauet, hört hernach — *).

§. 94.

Die Liebe der Deutſchen für den Dichter und ſein Ruhm dauerte etwa bis in das erſte Drittheil des ſiebzehnten Jahrhunderts, dann fing man an, ihn zu bedauern, daß er doch ein wenig — einfältig ſei, ſpäterhin wurde man noch viel hochmüthiger, bis man endlich in der erſten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, d. h. gerade in der allerdürreſten Literarperiode, den ganzen Mann gar nicht mehr leſen mochte und doch unſittlicher Weiſe auf ihn ſchalt und ihn wohl gar als Muſterbild eines elenden Poeten betrachtete. Wer nur irgend einmal kunſtrichterte, oder etwas über Literargeſchichte der Deutſchen vortrug, glaubte ſchon ein Uebriges thun und jene Zeit bedauern und ſchelten zu müſſen, in der ein Sachs für einen Dichter gehalten wurde. Gelehrte nahmen Gelegenheit ihren großartigen Unwillen zu erkennen zu geben, daß ein Mann, der weder Latein noch Griechiſch

*) „Guter glücklicher alter Mann! ruft Wieland hier aus nimm dieſe Thräne der Liebe, die mir indem ich dies abſchreibe über die Wange rollt! — Der Liebe und auch der Freude, daß die Natur ſo gerecht gegen Dich war, und Dich den Freudenbecher den ſie dir voll eingeſchenkt hatte, ſo rein bis auf den letzten Tropfen ausſchlürfen ließ. Wer hätte je verdient glücklich zu ſein, wenn Du nicht?" S. deutſcher Merkur 1776. April. Dieſe Stimme, obwohl aus einem durchaus nicht ungewöhnlichen Gefühl hervorgehend, iſt dennoch merkwürdig und ehrenwerth, da ſie zu einer Zeit vernommen wurde, wo faſt Niemand glauben mochte, daß Wieland den Hans Sachs leſe.

verſtand, dennoch zu Dichten gewagt habe, und vornehme Leute betrübten ſich über das unzarte Schuſterhandwerk, welches der Dichter getrieben, und wollten ihn mit ſeinem Schurzfell nicht in ihre Geſellſchaft aufnehmen. Auch hatte man für erforderliche Fälle einen widerlichen Reim gemacht, mit dem man den Dichter völlig geſchlagen zu haben meinte, ein Reim der vielleicht hundertmal gedruckt, auch hundertmal gewiß den Pöbel zum behaglichſten Lachen gebracht hat. Der fühlte ſich nun groß und half gelegentlich, die rohe Vergangenheit bedauern.

§. 95.

Den erſten Anlaß zu dieſen widerlichen Dingen hatte der Dichter Wernike gegeben, den wir zu ſeiner Zeit näher ſchildern werden, in einem ſogenannten komiſchen Heldengedicht „Hans Sachs," in welchem er, ganz im Ungeiſt der damaligen Kritiker, die Frechheit beging den Hans Sachs als Haupt der ſchlechten Dichter und als Ideal der Dummheit aufzuſtellen. Da indeſſen der ganze ſchlechte Spaß doch nur gegegen einen, und zwar gegen den ſeltſam verworrenen Poſtel gerichtet war, ſo würde ohne Zweifel derſelbe bald verhallt ſein wenn nicht Bodmer den kleinlichen Unfug getrieben hätte, das Gedicht von neuem abdrucken zu laſſen, und mit noch verſtärkten platten Anmerkungen zu verſehen *). Einige von der Schweizeriſchen Sekte glaubten nunmehr einen neuen Beleg für die Schlechtheit des redlichen Meiſterſängers in Händen zu haben, und ſuchten deshalb auch neue Späße gegen ihn aufzubringen. Man ſuchte und fand, denn dergleichen Wohlfeiles findet ſich wohl noch.

---

*) S. Sammlung kritiſcher poetiſcher Schriften, Zürich 1741, S. 115—37. Dieſe ganze Olla Potrida, von der be-

Digitized by Google

Wie aber das Rechte denn doch immer am Ende ſiegt, ſo auch diesmal. Man brauchte den Dichter nur wieder zu leſen um des elenden Geſchwätzes über ihn müde zu werden. Die erſte Veranlaſſung dazu ſcheint gegeben zu haben „Raniſch Lebensbeſchreibung des Hans Sachs,“ durch welche man von neuem auf ihn aufmerkſam wurde. (1765) Bertuch und Häßlein kündigten neue Ausgaben einiger auserleſenen Werke des alten Meiſterſänger an, und wenn auch nur die des letzteren (und zwar nicht befriedigend) erſchien, ſo war doch ſchon ein bedeutender Schritt gethan. Späterhin kam auch an den Tag, daß der feine, damals faſt vergötterte Wieland, trotz aller ſeiner Vornehmheit, den dichtenden Schuſter dennoch herzlich ſchätze und liebe wodurch denn doch der vorlaute literariſche Pöbel abgehalten wurde, das bequeme Schelten von neuem zu beginnen.

§. 96.

Göthe endlich hat dem Meiſterſänger ein eigenes treffliches Gedicht gewidmet: Erklärung eines alten Holzſchnittes vorſtellend Hans Sachſens poetiſche Sendung, in welchem er, mit genauer Schilderung deſſelben, in einfacher Herzlichkeit das Gefühl der Verehrung für ihn an den Tag legt. Mit erfreulicher Gerechtigkeit verbannt er am Schluſſe um jedem unverſtändig tadelnden Geſchwätz ein Ende zu machen, „all das Volk in den Froſchpfuhl, das ſeinen Meiſter je verkannt hat.“ Doch ſelbſt aus dieſem Pfuhl heraus läßt ſich noch immer von Zeit zu Zeit ein ſchmähendes Stimmchen vernehmen, gleichſam zur Bekräftigung der Ovidiſchen Worte:

Quamvis sint sub aqua, sub aqua maledicere tentant.

---

kanntlich mehrere Theile erſchienen, iſt der traurigſte Beweis von der gemeinen Beſchränktheit jener Schweizer, die ſich zu Kritikern des Geſchmacks aufwarfen.

In den neueren Zeiten hat Hans Sachs ſogar das ſeltſame Geſchick erfahren, überſchätzt zu werden, und es haben Einige vielleicht nicht übel Luſt gehabt, ſeine ſämmtlichen Werke und alles was man etwa noch von ihm finden möchte, von neuem drucken zu laſſen. Der gute beſcheidene alte Mann würde ſich das in allem Ernſt und nicht ohne ſatiriſches Lächeln verbitten. Indeſſen hat ſolche Ueberſchätzung nicht viel zu bedeuten, und die in der Mitte liegende Wahrheit kann nicht mehr verkannt werden.

§. 97.

Melchior Pfinzing,

(geb. 1481, geſt. 1535.)

gab die erſte Auflage ſeines Heldengedichtes: „Teuerdank" (eines der Abenteuer denkt) in demſelben Jahre als Luther ſeine Theſen anſchlug (1517). Das Romantiſche, daß dem Buche ſelbſt fehlt, flüchtete ſich in den Glauben, daß der liebenswürdige, ſtattliche, zuweilen ein wenig unbeſonnene, aber doch ſtets mit Kraft handelnde und duldende Kaiſer Maximilian der Held und Verfaſſer des Gedichtes ſei. Dieſe Meinung galt volle zwei hundert Jahre faſt allgemein, bis endlich ein unromantiſcher Gelehrter Johann David Köhler in einer eigenen Diſſertation (1717) unumſtößlich bewies, daß Pfinzing der wahre Verfaſſer ſei, und Max höchſtens bei Entwerfung des Planes geholfen, und die Entſtehung des Werks begünſtigt habe.

Der Plan des Gedichtes iſt nicht ſonderlich kunſtreich, aber mit ehrbarem Sinne gedacht. Der Held der Geſchichte wird durch manche gefährliche Abentheuer hindurch geführt, indem männlicher Muth und Frömmigkeit ihn vor den Nachſtellungen des Fürwittig, Unfalo und Neidelhart, dreier allegoriſcher Perſonen, die die Feinde ſeiner Knaben-,

Jünglings- und Mannsjahre vorſtellen, glücklich beſchützen. Die Prinzeſſin Ehrenreich, die Tochter eines Königs Romreich (Maria von Burgund, Tochter Karls des Kühnen) wird endlich der Preis ſeiner Thaten, die indeſſen größtentheils auf Siege in Turnieren und Jagden hinauslaufen. Leider fehlt auch der Zauber der Liebe, denn das Ganze wird mehr als ein durch Klugheit und Ehre angerathenes und durchzuführendes Verhältniß vorgeſtellt; doch iſt auffallend, daß der Held ſogleich nach der Vermählung, von ſeiner Gemahlin beſtimmt wird, eine Wallfahrt nach Jeruſalem zu unternehmen weil er des weltlichen Ruhmes zu viel habe. Dieſer Nachhall aus früheren Jahrhunderten iſt faſt das einzige Glanzlicht, das auf das Werk fällt, doch iſt es freilich nur ein mittelmäßig gemaltes, welches nicht wärmen kann.

§. 98.

Der Styl und die ganze Behandlung iſt ohne Lebendigkeit. Die häufigen Beſchreibungen der Kämpfe ſind läſtig, denn ſie geben doch kein Bild. Die Sprache iſt trocken und bei der Anordnung des ganzen Werkes ſieht man gleichſam Cirkel und Lineal.

Das Einzige was dem Gedicht aufhilft iſt die tüchtige fromme Geſinnung, wovon hier eine Probe gegeben werden möge.

Ein böſer Geiſt will den Helden durch ſophiſtiſche Künſte verführen; er aber erwiedert gelaſſen:

> In Schmerzen würden mich deine Lehren führen,
> Darum ich daraus muß ſpüren,
> Daß du biſt ein hölliſcher Geiſt,
> Der mich gar gern hätt geweiſt
> Von Gott auf eine unrechte Bahn;

Aber du haſt gefehlt daran,
Denn glaub mir gänzlich für wahr,
Und predigteſt du ein ganzes Jahr,
So darfſt du dir nicht gedenken,
Daß ich von Gott wolle lenken
Noch von meines lieben Vaters Lehr;
Ich will ſtreiten nach Gottes Ehr,
Meinen Glauben halten in der Noth
Und ſollt ich darum liegen todt.

Auch der leiſe Anſtrich von Naivetät, der dieſe Stelle einigermaßen belebt, fehlt leider ſonſt faſt immer in dieſem Werk.

Was dem Gedicht an Poeſie und Romantik abging, hat ſollen, ſcheint es, durch die Pracht des Druckes und die Holzſchnitte erſetzt werden, denn in der That iſt vielleicht kein deutſches Buch mit ſolcher Zier erſchienen als dieſes in der erſten Ausgabe, und gewiß ſind auch nur ſelten deutſche Dichterwerke mit ſo allgemeinem Enthuſiasmus aufgenommen. Burkard Waldis hat das Werk überarbeitet und ſeine Ausgabe, welche zu Frankfurt 1553 erſchien, iſt wohl die gekannteſte. Er hat dem Gedicht manches gegeben und manches genommen, doch ohne ſonderliches Lob und ohne ſonderlichen Tadel zu verdienen.

§. 99.

Ulrich von Hutten,

(geb. 1488. geſt. 1523.)

Indem wir zu dieſem Manne uns wenden, müſſen wir mit Dank anerkennen, daß Herder den früher faſt vergeſſenen auf eine ſehr würdige Weiſe in das Gedächtniß der Deutſchen zurückgerufen hat (deutſcher Merkur 1776. Febr.) und daß ſeitdem von manchen Seiten her manches Anre-

Digitized by Google

gende und Wohlmeinende, auch wohl Treffliches über ihn erſchienen iſt. Allerdings iſt es nöthig, ihn als handelnden und leidenden Menſchen kennen zu lernen, um ſeine Schriften zu begreifen. Es mögen deshalb auch hier die einzelnen Data ſeines Lebens ſtehen, da nach ſo vielen Vorarbeiten eine vollſtändige Ausfüllung überflüſſig ſein würde.

Nach geendigten Univerſitätsjahren zog er, um ſeine Kraft zu verſuchen, nach Italien, und diente 1509 unter Maximilian I. als Krieger. — Rückkehr nach Deutſchland, wo ſein Aufenthalt durch den Eigenſinn ſeines Vaters, der ihn dem Studium der Philoſophie und Aeſthetik entziehen wollte, ſehr getrübt wurde. — Neue Reiſe nach Italien. — Streit mit Ulrich von Würtemberg, dem Mörder des Hans von Hutten. — Rückkehr nach Deutſchland. — Hutten wird von Maximilian I. zum Dichter gekrönt und zum Ritter geſchlagen. — Reiſe nach Frankreich, wo er, dem dieſe Fremden nicht zuſagten, ſich nur ſehr kurze Zeit aufhielt. — Theilnahme am Kriege des Schwäbiſchen Bundes gegen Ulrich von Würtemberg. — Seine erſten Schriften, worunter ihm beſonders die Herausgabe einer Apologie Heinrichs IV. welche er mit einer geiſtvollen Vorrede verſah, den Haß Leo's X. zuzog. — Er erklärt ſich als ein warmer Verehrer Luthers, und muß fliehen, da dem Kurfürſten Albert von Mainz befohlen worden iſt, ihn gebunden nach Rom zu liefern. — Zuflucht und Schutz bei Franz von Sickingen. — Huttens vermehrte ſchriftſtelleriſche Thätigkeit. — Sickingens Heldentod 1523. — Huttens Verlaſſenheit und Lebensunſicherheit in Deutſchland. — Flucht nach der Schweiz. Er ſieht ſich in ſeinem Vertrauen auf Erasmus von Rotterdam auf die bitterſte Weiſe getäuſcht. — Tod auf der Inſel Ufnau im Zürcherſee.

§. 100.

Digitized by Google

§. 100.

In Hutten finden wir eine große Anlage zum Redner und Satiriker, eine geringere doch noch immer ſchätzbare zum Dichter und Philoſophen. Der Meiſterſchaft nahe brachte er nur die Kunſt der Rede und die Satire, zur Vollſtändigkeit nur ſeinen eigenen Charakter. Er war ein deutſcher Ritter, im ſchönſten Sinne dieſes edlen, durch zu häufigen Gebrauch faſt herunter gekommenen Wortes. Schwerdt und Feder ſind bei ihm ganz eins, und als habe es das Geſchick bei ihm auf ein tragiſches Epigramm angelegt, war ein Schwerdt und eine Feder das Einzige was der edle Verarmte hinterließ. Sie hatten ihm die Unſterblichkeit ſeines Namens erworben. — Es giebt eine wehmüthige Empfindung wenn wir erwägen, was er in günſtigeren Verhältniſſen und bei längerem Leben würde geleiſtet haben; aber ein verworrenes, ſtets widerwärtig gegen ihn anſtrebendes Schickſal nahm zu viel von ſeiner herrlichen Kraft in Anſpruch, und eine einzige frühe Jugendſünde rächte ſich durch ſein ganzes Leben hindurch mit ſolcher Gewalt, daß wir uns faſt von einem fröhlichem Gefühl bewegt ſehen, wenn endlich der ermüdete Menſch ſich ſtill zu der Ruhe legt, die ihm ſein ganzes Leben hindurch nicht beſchieden war.

§. 101.

Zu den Schriften, in denen ſich die ganze Macht ſeiner Beredſamkeit offenbart, gehören vorzüglich ſeine Reden gegen Ulrich von Würtemberg, gegen den auch der Dialog Phatarismus *) gerichtet iſt; ſeine ſatiriſche Beſtrebung zeigt

*) Erſchien zuerſt 1517 und iſt ſehr ſelten geworden,

ſich am reinſten und anziehendſten in den Epistolis obscurorum virorum *) und in den beiden Theilen des Nemo. Zur bitterſten Indignation ward dieſe Satire in der Schrift: Expostulatio cum Erasmo Roterodamo, und wenn wir auch manche Stelle darin finden ſollten, deren Grellheit zu hart anſpricht, ſo iſt es doch billig, die tiefe Herzenskränkung zu bedenken, die der feurige gradſinnige Mann von dem kühlen Klügling erlitten hatte, um die ganze Schrift nicht nach einzelnem Ueberherben zu beurtheilen.

§. 102.

Es iſt zu bedauern, daß alle dieſe Schriften in lateiniſcher Sprache ſind, obwohl wir die Nothwendigkeit zugeben müſſen, worein Hutten ſich bei der Abfaſſung verſetzt ſah. Er hatte mit Gelehrten zu thun, die ja eben ihn, den deutſchen Mann, tadelten, daß er ſo deutſch ſei, und denen er nur ſo begegnen konnte, wie er ihnen begegnete. Auch war es damals nicht bloß Deutſchland, zu dem er ſprach, ſondern das ganze gebildete Europa. Erſt gegen das Ende ſeines drangvollen Lebens konnte er ſeinen Fleiß der deutſchen Sprache widmen, und wenn wir bedauern, daß dies nicht früher geſchehen, und wenn wir gar manches hier ver-

---

die Wolfenbüttelſche Bibliothek beſitzt ein Exemplar dieſes Werks.

*) Es hatten indeß auch andere Schriftſteller, z. B. Buſchius Theil daran. Das Buch wurde eigentlich gegen die beſchränkte Anſicht der Cölniſchen Theologen und für Reuchlin geſchrieben; aber Hutten erhob ſich bald von dieſem zu engen Stoffe zur freiern Allgemeinheit der poetiſchen Satire, ſo daß auch jetzt, da alle temporelle Beziehungen verſchwunden ſind, und alles Perſönliche darin ſeine Bedeutung verloren hat, das Buch noch immer eine ſehr anziehende Lektüre gewährt. Die Derbheit des Witzes wird durch die derbe Unwiſſenheit und Eitelkeit der Gegner entſchuldigt.

Digitized by Google

miſſen, ſo möge doch nicht vergeſſen werden was wir hier finden, und daß ſein Wahlſpruch: „ich hab's gewagt," auch in dieſer Hinſicht glückliche Beziehung findet.

In ſeinen Gedichten finden wir noch häufigen Kampf mit der Form. Das Metrum preßt und hemmt ihn zuweilen, und was dem gewandten und behaglichen Dichter Spiel iſt, dürfte dem raſchen, mit unter auch wohl überraſchen Ritter faſt wie Feſſeln erſchienen ſein. Er hat faſt zu viel auf dem Herzen und zu viel zu ſagen, um den Reim immer vertragen zu können. Ich führe nur ein größeres Werk von Hutten an, aber ein ſolches, daß jeden uneingenommenen Leſer zur Liebe für den trefflichen verkannten Mann entzünden muß. Es iſt die „Clag und Vermanung gegen den übermäßigen unchriſtlichen Gewalt des Babſts zu Rom und der ungeiſtlichen Geiſtlichen." In der That, der Dichter durfte ſich mit Fug und Recht ſo nennen, wie er ſich nannte: „einen Aufwecker der deutſchen Nation."

Ueberhaupt iſt er ſelbſt bei weitem mehr als ſeine Werke — ſo ſehr bedeutend dieſe auch ſind — und wenn er kein Dichter war, ſo war doch ſein Leben ein Gedicht, und zwar ein lyriſch-tragiſches, das, jede irdiſche Beſchwichtigung ablehnend, die höhere Beruhigung in ſich ſelbſt trägt.

§. 103.

Thomas Murner,

(geb. zu Straßburg 1475.)

Sein Todesjahr iſt ungewiß und fällt etwa gegen die Mitte des vierten Jahrzehends des ſechszehnten Jahrhunderts. Dieſer Mann iſt ein trauriger Beleg, daß ruheloſe Eitelkeit und ſelbſtgefälliges Eindringen in die wichtigeren Anlegenheiten des Menſchengeſchlechts, bei innerer Unklar-

Digitized by Google

heit wohl einiges Aufſehen; nie aber dauernden ächten Ruhm gewähren können. Er hatte nach der alten Weiſe Theologie und Dialektik ſtudirt, wurde Franziskaner-Mönch, machte durch einige derbe Reime Glück, und erhielt vom Kaiſer Max I. im Jahr 1506 unverdienter Weiſe den Dichterkranz. Jetzt trieb er das poetiſche Handwerk — denn mehr war es ihm nie — in das Große, ſchrieb Satiren auf das ärgerliche Leben der Mönche, und zog ſich dadurch Verfolgungen zu. Das ſchien ihm gerade recht, denn ihm war es ja nur um Aufſehen zu thun, und nichts dünkte ihm unangenehmer als ein friedliches Leben. Obwohl er die Mönchsorden angegriffen, blieb er doch dem ſeinigen getreu, und mit Vergnügen nahm er die Gelegenheit wahr, durch feindliche Schriften gegen den großen Luther neue Berühmtheit zu erwerben. Dieſer theure Mann war ihm inſonderheit verhaßt, denn die Ehre, welche ihm wiederfuhr, glaubte er ſich entzogen. Hatte doch auch er und früher ſchon den Mönchen Sitte gepredigt und weitläuftig genug von der Schlemmerei und Faulheit ſo mancher Kloſterleute erzählt. Das war ihm Reformation genug und alles höhere was Luther wollte, läſtig. Mit ſtolzer Freude alliirte er ſich deshalb mit Heinrich VIII. von England und zog dann, da er nirgends lange aushielt, nach der Schweiz, wo er es jedoch mit ſeinen jetzt überkatholiſchen Predigten ſo arg machte, daß er ſelbſt von den katholiſchen Cantons verwieſen wurde.

§. 104.

Es fehlt Murnern nicht an Anlage zur Satire; aber ihm mangelt das höchſte Erforderniß: das freie Stehen über ſeinem Gegenſtand. Der Gemeine kann das Gemeine ſchildern; aber niemand als der Gemeine wird ihm gern folgen in dieſe Schilderung. Nur der Gebildete und Fromme

Digitized by Google

kann Rohheit und Laſterhaftigkeit lehrreich und ergötzlich darſtellen. Murners Erfindungen und Darſtellungsweiſe ſind nicht einmal originell, denn er ſelbſt geſteht, daß er ſich den Sebaſtian Brand *) zum Muſter genommen habe. Erwägen wir ferner, daß der Unglückliche das ganze weibliche Geſchlecht über alle Maaßen haßte, ein Gefühl das er mit roher Unbefangenheit häufig ausſpricht, ſo bedarf es wohl kaum des Zuſatzes mehr, daß er kein Dichter geweſen ſein könne.

§. 105.

Dennoch iſt er nicht wenig berühmt geworden, theils durch einige grelle Gemälde von der Unſittlichkeit der Mönche **), die freilich hiſtoriſch begründet iſt und bei denen

---

*) Sebaſtian Brand, auch mit dem Beinamen Titio, geb. 1458, geſt. 1520. Es fällt alſo ſeine Wirkſamkeit in eine frühere Periode, die außerhalb den Gränzen des gegenwärtigen Werks liegt. Er ſchrieb ein weitläuftiges ſatiriſches Werk, das Narrenſchiff, welches zuerſt zu Straßburg 1494 erſchien und mit beſonderem Beifalle aufgenommen wurde. Die Erfindung kann ihm keine ſonderliche Mühe gemacht haben, er begnügte ſich damit, ein Land Narragonia zu dichten, nach welchem hin er alle Narren ſeines Vaterlandes ſchiffen wollte. Der Stoff ſeiner Satire, womit es ihm ein nur zu bitterer Ernſt iſt, intereſſirt ihn mehr als die Form, welche er nicht ſelten dem Zufalle überlaſſen zu haben ſcheint. Er will lehren und lehrt, er will ſtrafen und ſtraft, aber bis dahin geht auch nur ſeine ganze Kunſt; Witz und Laune erſcheinen ſelten ungetrübt, doch iſt er verdienſtlich als kühner Darſteller der Menſchen und Sitten ſeiner Zeit. Seine Sprache iſt kraftvoll und kernig doch mit unter roh und derb, die 3 lateiniſchen, 4 franzöſiſchen, und eine holländiſche, engliſche und plattdeutſche Ueberſetzung bezeugen das Glück, welches dieſes Werk überall machte. — Das ganze Buch war redlich gemeint und bequem zu leſen: daher wohl zum Theil der überſchätzende Beifall.

**) Welch ein ganz anderer Mann iſt dagegen Geiler von Kayſersberg, deſſen Wirkſamkeit gleichfalls in eine et-

Digitized by Google

niemand fehlt als er ſelber, theils durch die Polemik gegen Luther und endlich durch ein lange verbreitetes falſches Gerücht. Er iſt nämlich für den Verfaſſer des allbekannten Volksbuchs „Till Eulenſpiegel“ gehalten worden, und da daſſelbe Jahrhunderte lang — der Menge viel Vergnügen gemacht hat, ſo iſt ihm um deswillen vieles verziehen worden.

In jedem Falle mit Unrecht, denn zuvörderſt verdient jenes Buch gar kein ſonderliches Lob, indem die häufigen Schlemm- und Kothſpäße in denen ſich der Held bewegt, ſelbſt die beſſeren Scherze, die mit unter laufen, faſt ungenießbar machen ſollten. Das haben ſie aber leider nicht gethan, denn wie nicht in Abrede geſtellt werden kann, erträgt die Menge nur zu gern jene Ueberrohheit und der Schriftſteller verdient doppelten Tadel wenn er jener häßlichen Neigung dient. Sodann aber iſt zu bemerken, daß Thomas Murner keineswegs der Verfaſſer jenes Buches iſt

---

was frühere Zeit fällt. Er war Doktor der Theologie und hielt öffentliche Predigten über Brandts Narrenſchiff, welche ſein Schüler Jakob Other lateiniſch herausgegeben hat (Navicula seu speculum fatuorum a Jacobo Othero collect. 1510.) und die hinterher von Johann Pauli, einem Franziskaner-Mönch, in das Deutſche zurück übertragen worden ſind. Dieſe Predigten ſind vielleicht intereſſanter als das Buch, aus dem ſie den Stoff entlehnten, ſie haben eine Treuherzigkeit und Naivetät, nach der Brandt faſt nur ſtrebt, ohne ſie ganz zu erreichen. Ueberhaupt gehört Geiler zu den bedeutendſten Gelehrten und zu den gebildetſten Schriftſtellern ſeiner Zeit; ja man kann in ihm eine leiſe Ahnung des künftigen Luther erblicken, wenn man ihn auch nicht als deſſen Vorläufer betrachten will. — Wie ſehr ihn ſeine Vaterſtadt geſchätzt, hat ſie durch die im Jahr 1486 ihm zu Ehren erbauete prächtige Kanzel im Münſter bewieſen. — Er wußte zu dem Volke zu reden, denn er ſchätzte und liebte es; darum begegegnete ihm Achtung und Liebe.

Digitized by Google

wie Leſſing ſehr richtig gezeigt (Vergl. Leſſings Leben Theil III. Seite 136. ff.). Es iſt zu verwundern, daß dieſe ziemlich leichte Entdeckung erſt ſo ſpät gemacht worden, allein die unächt vornehme Verachtung, mit der die deutſchen Gelehrten früherhin auf die ſo höchſt wichtigen und zum Theil ſehr ſchätzbaren deutſchen Volksbücher herabſahen, erklärt jenen Umſtand genugſam *).

§. 106.

Das Leben Till Eulenſpiegels, wie wir es jetzt noch, nach mancher Umgeſtaltung, in den Jahrmarktsbuden finden, hat vermuthlich — gar keinen einzelnen Verfaſſer, ſondern iſt entſtanden wie etwa ein großer Schneeball durch Fortwälzen entſteht, und leider hat der genannte Ball auf ſeinem Wege manchen Schmutz angenommen. — Wie tief ſteht dieſer Eulenſpiegel unter den „Schildbürgern,“ und andern treuherzig ſchalkhaften Volksbüchern.

Wir ſchließen dieſen Abſchnitt indem wir noch die merkwürdigſten Schriften Murners angeben.

1) Die Narrenbeſchwörung, erſchien zuerſt zu Straßburg 1512. In derſelben will er alle Narren in Deutſchland nach Italien bannen, welcher alltägliche Gedanke ihm ſogar Stoff zu Predigten gegeben, die er zu Frankfurt am Main gehalten hat.

2) Die Schelmenzunft, in der er auf eine ziemlich rohe Weiſe die Geiſtlichkeit angreift. Eine Menge platter und unzüchtiger Einfälle machen die Lektüre dieſes Bu-

*) Auffallend iſt, daß während ſo manche treffliche Gedichte in Proſa aufgelöſt wurden, dieſer Roman ſpäterhin verſificirt wurde. Doch blieb des Volkes Liebe an der alten bequemen Ausgabe haften. Vgl. Kochs Compendium I. 132.

Digitized by Google

ches ſehr widerlich. Auch von dieſer Schrift fällt die erſte Ausgabe in das Jahr 1512.

3) Die Gauchmat (von Gauch, welches bekanntlich im Altdeutſchen ein Narr heißt, und Mat: die Wieſe) zu ſtraff allen wybſchen Mannen, iſt eine Satire gegen die Frauen und Mädchen die die Männer zu täuſchen ſuchen. Es iſt nicht ganz ohne allen Anſpruch auf Witz, doch ſpricht auch hier im Ganzen die gemeine Sinnesart des Verfaſſers nicht ſelten ohne alle Verhüllung, oft ſogar mit einer gewiſſen Behaglichkeit, die der gerechten Verachtung nicht entgehen kann.

§. 108.

Die Erwähnung des Till Eulenſpiegel, und des viel beſſern Volksbuchs von den Schildbürgern führt uns zu der Bemerkung, daß überhaupt nach dem rein Wiſſenſchaftlichen und Religiöſen nichts ſo ſehr geliebt wurde als der Schwank und die Satire.

Je ernſthafter der Menſch wird, je ſorgfältiger wird er auch in der Wahl des ernſten Gegenſtandes, und je weniger ihm dann der gewöhnliche Ernſt genügt, je mehr erfreut er ſich des Scherzes, der harmloſen Poſſe und der Satire; ja er nimmt zuweilen wohl mit mittelmäßigen, wenn nur einigermaßen pikanten Späßen vorlieb. Die Satire traf jetzt inſonderheit die Mönche, über die nunmehr im proteſtantiſchen Deutſchland völlige Redefreiheit gegeben war, und über die auch wohl in den katholiſchen Provinzen eine freiere Stimme ſich Luft machen konnte. Viel Geiſt iſt in ſolchen Herzensergießungen nicht zu ſuchen.

Unübertroffen und von ſolcher Einſeitigkeit meiſt frei iſt Hans Sachs. Geringhaltiger ſind die Schwänke von dem Pfaffen von Kalenberg, die vielleicht aus früheren

Digitized by Google

Zeiten herrührend, beſonders jetzt ein Eigenthum des Volkes wurden. Weit unpoetiſcher aber noch als der Verfaſſer dieſer Schnurren iſt Friedrich Dedekind, deſſen grober Satire „Grobianus,“ auch wenn ſie nicht in lateiniſcher Sprache geſchrieben wäre, man den erbitterten Stubengelehrten anſehen würde. Dennoch wurde ſie in's Deutſche überſetzt, denn man wollte ſich nun einmal erholen, gleichſam um jeden (nur nicht gänzlich unſittlichen) Preis.

Irre ich nicht, ſo hat ein ſpäterer Schriftſteller auch noch dieſen widerwärtigen Grobianus zu überbieten geſucht, durch einen Roman mit dem faſt entſetzlichen Titel: „Grobianus und Grobiana.“ Ich habe ihn weder geleſen noch geſehen, kann alſo nichts näheres darüber ſagen.

§. 109.

Trefflich ſtand um dieſe Zeit, ſo wie immer, den Deutſchen, der ſchlichte tüchtige Hausverſtand und die ſinnige Reflexion. Hier iſt zu nennen

Johann Agricola, (Johann Eisleben)

(geb. 1492. geſt. 1566.)

als Generalſuperintendent zu Berlin. In ſeinem Gemüth und in ſeinem Leben herrſchte bekanntlich viele Unruhe und es iſt zu bezweifeln, ob er in ſeinen religiöſen Ueberzeugungen jemals zur gänzlichen Geſichertheit gekommen iſt. So lange er neben Luther ſtand, ging alles gut, aber ſobald er, in Ueberſchätzung eigener Talente, ſich von ihm losmachte, finden wir ihn auf manchen krummen Wegen, ſo daß Luther, der das Streben nach eitler Ehre im höchſten Grade haßte, ihn als einen Unwürdigen zurückwarf. Im Großen hatte Luther völlig Recht; dennoch iſt auch von ſeiner Seite hier wohl manches Menſchliche mit unter gelaufen,

Digitized by Google

denn bei allen nur zu bedeutenden Fehlern Agricola's bleibt ihm doch manches Verdienſt.

Aus wahrhafter Liebe für ſein Vaterland, deſſen innere Weſenheit er in jeder Beziehung zu erkennen ſuchte, ſammelte er nach und nach, 1250 urſprünglich deutſche Sprüchwörter und eigenthümliche Redensarten, in denen ſich deutſcher Verſtand, Gemüth, Liebe, Leidenſchaft und Zorn ausſpricht. Ueberzarte Leſer, deren es auch wohl damals ſchon einige gab, haben geklagt, daß der Sammler doch auch gar zu viel ungeheure deutſche — Flüche mit aufgenommen habe; aber dabei vergeſſen, daß die Art und Weiſe dieſer „Pralltriller" für die Geſchichte der Cultur nicht ganz unwichtig iſt, und daß überhaupt der Hiſtoriker, der einen gegebenen Stoff zu behandeln hat, auf ſchwache Nerven nicht immer Rückſicht nehmen darf.

Abgerechnet das Verdienſt, welches dem Sammler ſolcher charakteriſtiſchen Sprüchwörter nicht abgeſprochen werden kann, zeigt ſich Agricola in den Erklärungen, die er überall beifügt, als einen verſtändigen, wenn auch nicht tiefdenkenden Mann, und ſehr wackern Styliſten, der lebhaft, kurz und kernig zu ſchreiben weiß. Dieſes Lob verdient er allerdings; aber es iſt höchſt unüberlegt, ihn mit Luther vergleichen, oder wohl gar über denſelben ſetzen zu wollen. Man hat angeführt, Agricola habe ſchon im Jahre 1528, wo er die erſten 500 Sprüchwörter mit ſeinem Commentare dem Publikum übergab, vortrefflich geſchrieben, da Luthers Styl erſt ſpäter ſeine Reife erlangt. Dieſe letztere Anführung iſt aber völlig irrig, denn, obwohl Luthers Styl ſich faſt mit jedem Jahre vervollkommte, ſo iſt doch für jeden aufmerkſamen und gründlichen Leſer deutlich, daß ſein ſchriftlicher Vortrag in deutſcher Sprache ſeit dem äußerſten Anfang der zwanziger Jahre in allen Hauptſachen völlig ent-

Digitized by Google

ſchieden war. Selbſt der eitle Agricola würde ein ſolches Lob ſcheuend ablehnend.

§. 110.

Neben ihm aber weit höher als er, ſteht: Sebaſtian Franke, mit ungewiſſem Geburts- und Sterbejahr. In der Meinung der Deutſchen, die ſich wie billig gern ſolide ſeßhaft machen, ſchadete ihm ſein wanderndes Leben; (obwohl es „der freien Dichterbruſt“ gefallen kann) noch mehr aber und mit größerm Recht ſeine Hinneigung zu alten und neueren Schwärmereien, zur neuplatoniſchen Myſtik u. ſ. w. Aber man hätte deshalb nicht ungerecht werden ſollen gegen ihn, den oft wahrhaft tiefſinnigen Denker und geiſtreichen Schriftſteller. Er iſt es dann am meiſten, wenn er ein beſtimmtes Thema zu behandeln hat, an welchem er ſeinen Witz, Scharfſinn und Phantaſie üben kann, während ihm durch die gegebene Aufgabe das Verflattern der Phantaſie ins Leere unmöglich gemacht wird.

Daher ſind die Erklärungen ſeiner Sprüchwörter ein Werk geworden, das, weit über dem von Agricola ſtehend, auf die mannigfaltigſte Weiſe anziehen kann, und, wie bekannt, ſelbſt von Leſſing ſo ſehr geſchätzt wurde, daß er es theilweiſe abſchrieb (S. Leſſings Leben III. 237.).

Noch größern Ruhm verdient er durch ſeine „Weltchronik oder Univerſalgeſchichte“ (Straßburg 1531.) ein Werk, das bei allen Mängeln im Einzelnen einen ächt hiſtoriſchen Geiſt bekundet. Die Geſinnung iſt durchgängig würdig, manche verwickelte Weltbegebenheit wird durch die Einfalt am Beſten aufgefaßt, der Styl meiſt ruhig, klar und gediegen, und oft von einer faſt epigrammatiſchen Kürze, die, mit fröhlicher Raſchheit verbunden, dauernden Reiz gewährt.

Digitized by Google

§. 111.

Ueberhaupt iſt es als wahres Unglück zu betrachten, daß die folgende Zeit ſo oft verſäumt hat, von dem funfzehnten und ſechszehnten Jahrhunderte zu lernen, was ſich von ihm wohl lernen läßt, vor allem keuſche Einfalt in der hiſtoriſchen Kompoſition und Styl. Wie manches wäre hier zu lernen geweſen aus den Chroniken, inſonderheit den thüringiſchen, die ſo redlich, ſchlicht und genau beſchreibend erzählen, wie manches von Johann Thurnmayer (Aventinus, geb. 1466. geſt. 1534.) und Andern. Ja ſelbſt den Weiß-Kunig von Treitzſauerwein möchten wir wegen ſeines ſtillen, gutmüthig kindlichen Ton's, der ſich im Verhältniß zu der faſt romanhaften, auf die ſchlaueſte Klugheit ausgehenden Anlage des Buches ſeltſam genug macht, nicht verachten. — Doch konnte freilich, wie bekannt, früher nicht leicht jemand zu dieſem Schatze gelangen, denn erſt im Jahre 1775 iſt er durch den Druck bekannt gemacht worden.

Ungern begnüge ich mich mit dieſen kurzen Hinweiſungen, doch die Aufſchrift meines Buches mahnt mich zur Rückkehr zu den Dichtern, obwohl ich eigentlich, von den Hiſtorikern redend, mich nicht von ihnen entfernen würde. Denn wie könnte ein ächter Dichter gedacht werden ohne hiſtoriſchen Geiſt und ohne hiſtoriſche Kenntniß? und wie ein Hiſtoriker ohne ein poetiſch religiöſes Gemüth?

§. 112.

Burkard Waldis.

Wir wiſſen weder ſein Geburtsjahr noch das Jahr ſeines Todes, ſondern lediglich daß er im Jahre 1548, in welchem ſeine Fabeln erſchienen, in der kleinen Stadt Allen-

Digitized by Google

dorf in Heſſen lebte. Jene Fabeln, die den Titel führen: „Eſopus ganz neuw gemacht und in Reimen gefaßt. Mit ſampt hundert neuwer Fabeln vormals im Druck nicht geſehen noch ausgangen; durch Burcardum Waldis (Frankfurt am Main 1548.) ſichern ihm einen Ehrenplatz unter den trefflichſten Dichtern dieſer Gattung. Seine Erfindungen ſind angenehm und leicht zu überſehen, ſeine Erzählungsweiſe fröhlich und bequem, ausführlich doch nicht über die Gebühr, und die redliche Geſinnung des freundlichen Mannes iſt überall ſichtbar. — Und doch haben ihn ſeine Zeitgenoſſen faſt ganz überſehen, ja es laſtet auf ihnen der Vorwurf, daß ſie ihn in drückender Armuth haben leben laſſen.

Dieſer letztere Umſtand iſt freilich keiner Entſchuldigung fähig; doch wollen wir dabei bedenken, daß überhaupt wohl keine Nation ſo viel Talent für die Fabel und ſo viele ausgezeichnete Fabeldichter hat als die unſrige *), ein Umſtand den ſelbſt das Ausland nicht ſelten zugegeben hat.

Was zur Hervorbringung einer guten Fabel vonnöthen iſt, offenes Auge und ſinnige Beobachtung der Natur, liebendes Verweilen bei den Beziehungen in den Reichen der Natur zu dem höhern durch innere Freiheit bewegten Menſchenleben, tüchtiger Verſtand, verbunden mit ruhiger Scherzhaftigkeit und eine wohlwollende menſchenliebende Geſinnung: dieſe Eigenſchaften finden ſich zu unſerer Freude nicht ſelten

*) Beweiſe ſind leicht gegeben. Reinecke Fuchs kennt jeder; weniger bekannt ſind jetzt: „die loſen Füchſe dieſer Welt," „der Eſelkönig" „der Gänſekönig" „der Mücken- und Ameiſenkrieg" und ähnliche zu ihrer Zeit vielgeleſene Werke. Auch Luther liebte die Fabeln ſehr, ſchrieb von dem Nutzen der Aeſopiſchen, überſetzte einige und ſchrieb eigene. Aehnliches gilt von Matheſius und Melanchthon.

Digitized by Google

bei den Deutſchen; und wohl mag es deshalb gekommen ſein, daß man einen Fabeldichter überhaupt nicht für einen beſonders ausgezeichneten Autor gehalten, indem gewiſſermaaßen faſt jeder gebildete Deutſche eine gewiſſe Anzahl von ungeſchriebenen und ungedruckten Fabeln in ſich trägt. Dazu kommt noch der Umſtand, den wir mit gerechtem Stolze hervorheben dürfen, daß wir bereits im dreizehnten Jahrhunderte einen Fabeldichter (Boner) aufzuweiſen haben, der faſt jede Forderung, die ſich nur irgend an einen Schriftſteller dieſer Gattung machen läßt, befriedigen kann.

§. 113.

Bemerken wir ferner, was in der Kritik unſerer ganzen Literatur wichtig ſein kann, daß die Mehrheit der Deutſchen überhaupt alles was leicht ſcheint, nicht genug ſchätzt. Das haben manche Dichter gar wohl gewußt, ſind deshalb mit Fleiß dunkel und ſchwerfällig geworden, und haben viel Beifall geärndtet, bis endlich die Wahrheit dazwiſchen trat, und ſtreng tadelte was zu tadeln war, und lobte was Lob verdiente.

Dieſer Ruhm iſt denn auch unſerm Waldis zu Theil geworden, doch freilich ſehr ſpät, denn ſelbſt Morhof der fleißige, kenntnißreiche Literator weiß nichts von ihm. So viel mir bewußt, ſind Gellert und Zachariä die erſten die mit herzlicher Anerkennung und Liebe von ihm geſprochen. Schade nur, daß man ihn ſpäterhin auch mit Lafontaine verglichen hat, mit dem er meines Erachtens gar keine weſentliche Aehnlichkeit hat. Verweilende Behaglichkeit iſt freilich in beiden, aber bei Lafontaine iſt ſie oft aufhaltend, bei Waldis bequem, der Franzoſe iſt witziger, der Deutſche naiver, ſo wie auch deſſen ganze Anſicht von dem Weſen der Fabel weit gründlicher als die des Fremden iſt. An Gemüth überragt er ihn ohnehin.

Digitized by Google

Die Vorrede zu Gellerts Fabeln theilt zwei Fabeln von Waldis mit, doch möchten ſich leicht beſſere finden. Rührend, aber auch wohl zur Wehmuth ſtimmend iſt die faſt ſcheue Art, mit der Gellert den Unbekannten lobt und einführt, wobei leider an den Tag kommt, daß auch er Hans Sachſen gänzlich verkennt. — Erwägen wir indeſſen die Zeit, in der er jene Vorrede ſchrieb (1746), wo faſt alle ſogenannt vornehme und auf Bildung Anſpruch machende deutſche Leſer ſich in dem nur zu oft geſchwefelten Wein vieler franzöſiſchen Poeten berauſcht hatten, ſo werden wir uns bei ihm, dem Ueberbeſcheidenen, wohl die Schüchternheit erklären können, mit der er für den unſcheinbaren alten Fabelmann ein gutes Wort einlegt.

§. 114.

Johann Fiſchart, genannt Menzer.

Wir haben in der deutſchen Literaturgeſchichte nicht ſelten den Anblick kränklicher, leidender und ſchwermüthiger Autoren. Das ſechszehnte Jahrhundert zeichnet ſich indeſſen dadurch aus, daß es von dergleichen trüben Leuten faſt gar nichts weiß, am wenigſten aber weiß wohl Johann Fiſchart davon. Er iſt nicht bloß nicht kränklich ſondern faſt übergeſund, überkräftig und übermüthig. Es fehlt ihm keinesweges an tiefem und edlem Lebensernſt, doch die Form in der er ihn vorträgt iſt faſt immer ſcherzhaft und muthwillig, dafür verdient er billigerweiſe oftmals Lob, leider aber nimmt er auch nicht ſelten mit ſehr gewöhnlichem wohlfeilen Spaß vorlieb.

Obwohl er ſich ſeines großen Talentes bewußt geweſen, in ſo weit es erlaubt iſt ſich deſſen bewußt zu ſein, ſo hat er doch nicht die mindeſte Sorge getragen, den ſtrengen und

Digitized by Google

ſpröden Gelehrten zu gefallen. Es iſt ihm nicht möglich irgend einen ſeiner muthwillig trunkenen Einfälle zu opfern, und bei einer großen Liebe und trefflichen Kenntniß der deutſchen Sprache behandelt er ſie zuweilen wie ein ſehr talentvolles übermüthig neckendes — Kind.

An die Nachwelt hat er entweder gar nicht gedacht, oder doch nur wenig für ſie geſorgt, denn wir finden nirgens wo und wann er geboren und können nur den einzigen Umſtand mit Gewißheit ſagen, daß er im Jahr 1586, als Doktor der Rechte und Amtmann zu Forbach bei Saarbrücken gelebt hat *). Den Namen Menzer gab er ſich vielleicht nur weil ſeine Vaterſtadt Mainz war, wobei jedoch das Vielleicht zu wiederholen iſt. Aber auch ſeinen eigentlichen Namen verbirgt er hinter dem griechiſchen Elloposkleros, dann kehrt er auch wohl den „Menzer" um, und ſetzt noch — da er mit ſich ſelbſt auf dem beſten Fuße ſteht — den Namen Huldreich hinzu, ſo daß alſo: „Huldreich Elloposkleros Reznem" herauskommt, ein Spaß, der ihm ſelbſt mehr Vergnügen gewährt haben mag als den Auslegern, die ihn nur mit Mühe gelöſt haben, ohne ſich dafür belohnt zu ſehen.

§. 115.

Das Werk, welches ihn am bekannteſten gemacht zu haben ſcheint, iſt die freie Bearbeitung der Histoire de Gargantua et Pantagruel von Franz Rabelais, einem Manne in dem wir gleichſam den geiſtigen Vater unſers Va-

*) Man hat ihn nicht ſelten mit Johann Fichard Dr. juris zu Frankfurt verwechſelt, einem Manne, der den Muth hatte, ſchon damals die Hexenfahrten geradezu für „lauter Traumgeſpenſt, Trügerei, unglaublich und unmöglich Ding" zu erklären.

Digitized by Google

unſers Fiſchart ſehen, der aber wie nicht ſelten, von dem Sohn in Genialität und — Unartigkeit noch übertroffen wird. Dieſer Gargantua iſt eine Satire gegen den franzöſiſchen Adel, die Geiſtlichkeit und den Hof. Er wurde confiscirt, und um deswillen deſto mehr geleſen, bis ihn endlich Boileaus pſeudo-poetiſch-kritiſche Decrete verbannten. Da es ſelbſt dem kraft- und ſaftreichen Montaigne nicht beſſer ging, mochte Rabelais ſich wohl tröſten, wenn anders der todte Lebende ſich um jenen — lebenden Todten bekümmerte. Fiſchart hat nur den erſten Theil des Gargantua bearbeitet und zwar ſo frei und willkührlich, daß man oft nur mit Mühe das Original erkennen kann. Er ſcheint mit dem Stoff der Rabelaisſchen Satire, ſo reich dieſe auch geweſen, noch immer nicht zufrieden, ſondern er trachtet faſt eine Satire auf die ganze Welt zu machen. Das iſt auch allerdings das Beſte, da der Satiriker bei einem ſolchen Plane ſich ſelbſt doch nicht verhätſcheln kann, ſondern ehrlicherweiſe ſich ſelbſt gleichfalls mitnimmt, was ſonſt wohl manche vergeſſen.

Es iſt in der Welt nichts leichter als durch Aushebung einzelner Stellen den Fiſchart in den Verdacht des Halb- oder Dreiviertel-Wahnſinns zu bringen, wodurch dann die Anklage, er ſei auch ein vollſtändiger Sprachverderber geweſen, leichter das Spiel gewinnt. Man betrachte nur den bloßen Titel, den die Ausgabe des genannten Buchs vom Jahr 1594 führt:

Affentheurlich Naupengeheurliche Geſchichtklitterung. Von Thaten vnd Rhaten der vor kurtzen langen vnnd jeweilen Vollenwolbeſchreiten Helden vnd Herren Grandgoſchier Gorgellantua vnd deß Eiteldurſtlichen Durchdurſtlechtigen Fürſten Pantagoruel von Durſtwelten, Königen in Vtopien, Jederwelt Nullatenenten vnn Nienenreich, Sol-

dan der neuen Kanarien, Frůmlappen, Dips oder Důrſtling, vnn Oudiſſen Inſeln: auch Großfůrſten im Finſterſtall vnd Nubel Nibel Nebbelland, Erbvögt auff Nichelburg, vnnd Niderherren zu Nullibingen, Nullenſtein vnd Niergendheim. Etwan von M. Frantz Rabelais Franzöſiſch entworffen: Nun aber vberſchröcklich luſtig in einen Teutſchen Model vergoſſen, vnd vngefårlich oben hin, wie man den Grindigen lauſt, in vnſer Mutter Lallen vber oder drunter geſetzt. Auch zu dieſen Truck wider auff den Amboß gebracht, vnd dermaſſen mit Pantadurſtigen Mythologien oder Geheimausdeutungen verpoſſelt, verſchmidt vnd verdrångelt, das nichts ohn das Eyſen Niſi dran mangelt. Durch Huldreich Elloposcleron.

§. 116.

Iſt es wohl zu verwundern, wenn furchtſamere Gelehrte, die an dergleichen gar nicht gewöhnt ſind, davor erſchrecken, und wenn Adelung, der ohnehin ſo unglůcklich war, nur an zwanzig Jahren unſerer Literatur (1740 bis 60.) Geſchmack zu finden, darin ſeinen Greuel und ſein Herzeleid antrifft. Zu verwundern iſt es nicht; aber ſehr zu tadeln, denn man ſoll eben nicht furchtſam ſein, ſondern gelaſſenen Sinnes weiter leſen, und bedenken, daß der Humoriſt, im Gegenſatz des Epigrammatiſten, eines weiten Raums bedarf, daß er Seiten, Blåtter und Bogen lang unergötzlich irren kann, bis er endlich plötzlich in das Aechte und Vortreffliche hineinkommt. Fiſcharten iſt hier ohnehin manches zu vergeben, da er in jedem Fall, der Zeit nach, der erſte Humoriſt der Deutſchen, und Rabelais doch nur als ein nicht ganz genůgendes Vorbild zu betrachten iſt, das er in fröhlichem Uebermuth weit ůberbieten will. Studieren wir uns wirklich in unſern deutſchen Fiſchart hinein,

ſo finden wir ein wirklich dichteriſches Gemüth, eine tüchtige, ja edle Geſinnung, und ſelbſt während er die allerſeltſamſten Wortbildungen ſchafft, einen wahren Kenner unſerer Sprache, die ihrer Größe ſich bewußt, ſelbſt das muthwilligſte Spiel nicht verſchmäht, ſobald nur die Poeſie dem Spieler ſpielen hilft.

§. 117.

Wir ſind ferner unſerm Fiſchart großen Dank ſchuldig für ein Gedicht, das, wie wohl kaum ein anderes, uns ein treues Gemälde von dem kräftigen Fleiß und der rüſtigen Luſt des Städtiſchen Verkehrs ſeiner Zeit liefert. Es heißt, das „glückhafft Schiff,“ und ſchildert uns die Reiſe eines Zürcher — Breitopfes nach Straßburg. Die Zürcher wünſchten nämlich, daß die mächtige Reichsſtadt Straßburg dem Schweizerbunde beitreten möge, erhielten aber zur Antwort, Straßburg liege zu fern, um Nutzen von einer ſolchen Verbindung zu haben. Um dieſen Einwurf zu widerlegen, erdachten die Zürcher ein ergötzliches Mittel. Sie ließen einen ungeheuren Topf mit Hirſebrei kochen; mit dem dampfenden Gefäße beſtiegen dann einige der rüſtigſten Bürger, denen ſich auch der deutſche Fiſchart, aus Liebe zu ehrbaren Abentheuern, angeſchloſſen hatte, ein Schiff, ruderten es mit gewaltiger Kraft aus der Limmat in den Rhein und langten noch am Abend deſſelben Tages mit dem noch warmen Topf in Straßburg an, wo ſie von den Bürgern, die eben ein Schützenfeſt feierten, fröhlich begrüßt wurden. Wer hätte ſo wackeren und raſchen Männern nun noch den billigen Wunſch abſchlagen mögen?

Dieſes Gedicht verdient ein großes Lob. Alles iſt friſch und lebendig gehalten, einfach und fröhlich, der alte Vater Rhein ſteht in ſeiner ganzen Herrlichkeit, Ge-

walt und Lieblichkeit da, und der tiefe Hintergrund „edle Bürgerfreiheit“ giebt der fröhlichen Arbeit, die hier dargeſtellt wird, die Farbe ächter Erhabenheit. Das Lob der Arbeitſamkeit iſt hier wahrhaftige Poeſie, und wenn wir ſchon mit Recht uns erfreuen an Schillers Worten

„Arbeit iſt des Bürgers Zierde,
Segen iſt der Mühe Preis,“

ſo haben wir nicht bloß das Wort, ſondern die bald ſcherzhaft, bald ernſthaft, aber immer tüchtig vollbrachte That in einem reinen Bilde.

§. 118.

Wir beſitzen ferner von dieſem Dichter noch achtzehn ziemlich weitſchichtige ſatiriſche Werke, unter denen ich anführe: Podagrammiſch Troſtbüchlein, innhaltend zwo artlicher Schutzreden von herrlicher Abkonfft, Geſchlecht, Hofhaltung, Nutzbarkeit und tiefgeſuchtem Lob des hochgelehrten, gliedermächtigen und zarten Fräwlins Podagra u. ſ. w. Straßburg 1591, welches wegen ſeiner ganz vorzüglichen Scherzhaftigkeit und gutmüthigen Naivetät eine neue Bearbeitung verdiente. — Ferner: Das Philoſophiſch Ehezuchtbüchlein oder die Vernunftgemäße, Naturgeſcheide Ehezucht ſampt der Kinderzucht. — Der Herausgeber iſt Fiſcharts Verleger Jobin, der es nach dem Tode des Verfaſſers dem Drucke übergab. Das Werk iſt größtentheils nach Plutarchs Abhandlung de puerorum educatione gearbeitet und giebt einen rühmlichen Beweis von Fiſcharts ernſter und tiefer Anſicht der bedeutendſten Lebensverhältniſſe. Wie wohl ſteht ihm, dem gerne Scherzenden der ſtrenge Ernſt!

Leider fordert indeſſen die Gerechtigkeit zu erwähnen, daß auch Fiſchart zuweilen mit Vergnügen bei wahrhaftwiderlichen und ekelhaften Dingen verweilt. Beſonders in

dem viel zu berühmt gewordenen weitläufigen Gedichte „Flöhhatz, Weibertratz,“ das einen überaus häßlichen Gegenſtand mit unangenehmer Behaglichkeit ausmalt.

§. 119.

Wie ſind doch ſo manche deutſche Dichter jener Zeit, wie ſind die deutſchen Hörer und Zuſchauer zu ſolcher Unart gelangt? Die alten Nibelungen in ihrer füllreichen Gediegenheit glänzen hell, und würden jeden Schmutz verachtend wegwerfen; in dem zarten Minneſänger iſt auch nicht die leiſeſte Spur von ſolchen Unziemlichkeiten, und ſpäterhin begegnen ſie uns ſo oft. — Wie konnten ſich die Deutſchen die Faſtnachtsſpiele Roſenplüts, des Schnepperers, gefallen laſſen? wie konnte ſelbſt Hans Sachs ſo häufig in dieſen Schlamm verſinken? Niemand glaube geantwortet zu haben wenn er vornehm meint es ſei wohl der geringe Stand jener Dichter, welcher die meiſte Schuld habe an jener Ungebühr, denn faſt ganz Deutſchland freute ſich doch an ihnen, und hätte man ernſtlich gegengeſtrebt und Misbilligung gezeigt, ſo würden doch die Unarten von ſelbſt weggefallen ſein. Jenes Sinken war leider ein Allgemeines, und iſt nur durch die traurige Wahrnehmung zu erklären, daß die verderbte menſchliche Natur nun einmal zu grellen Gegenſätzen geneigt iſt, und daß von der Ueberzartheit einiger Minneſänger zu der Gattung von Rohheit ſpäterer Jahre nur ein einziger Sprung iſt, in dem ſich die kräftigen Deutſchen gefielen, wie in einem Act der Freiheit. Es bleibt immer traurig, und iſt durch nichts zu entſchuldigen; doch werde der einzige Troſt berührt, den man immer vergeſſen hat, daß nämlich in dieſem Schlamme wenigſtens kein Gift iſt. Derbe Unart iſt wenigſtens beſſer als feine Gottloſigkeit und Fiſcharts letzt genanntes Gedicht doch weit erträglicher als die Werke des jüngern Crebillon.

§. 120.

Es iſt ferner von dem reichen Fiſchart zu erwähnen, daß er der eigentliche Urheber des deutſchen Hexameters und Pentameters iſt, den er zwar nach ſeiner Weiſe mit großer Willkührlichkeit, aber mit Luſt und Liebe behandelt. Es freut ihn mit Recht

Daß auch die deutſche Sprach' füßiglich wie Griechiſch ſpringe

und es iſt wacker, daß er dabei ſein Verdienſt, ſie zuerſt griechiſch ſpringen zu laſſen, nicht beſonders hervorhebt, ſondern alles nur der Vortrefflichkeit der Sprache ſelbſt zuſchreibt. Er wagt jedoch nicht, ihr ſelbſt in dieſer Versart den Reim zu entziehen, und da man den ganzen Mann ſo lange Zeit faſt vergeſſen hatte, ſo kam es, daß man auch ſeine Hexameter überſah, und dem mittelmäßigen Wiener Hofdichter Herdus die Ehre der erſten Bearbeitung dieſer Versart zuerkannt hat, bis endlich Leſſing die Wahrheit an den Tag brachte. (Siehe Literaturbriefe Th. I. S. 109.ff.)

Noch zeichnet ſich Fiſchart rühmlich aus durch kühnes Vertrauen zu ſich ſelbſt und durch ächte Vaterlandsliebe, die weit entfernt von jener zahmen und reſignirenden Demuth, welche wir leider in ſpäteren Perioden antreffen, ſich ſelbſt laut und kräftig zu verkünden wagt. Belege finden ſich häufig, z. B. in der Zuſchrift ſeiner Bearbeitung des Gargantua an ſein Vaterland:

Tapfere meine Deutſche, adlich von Gemüth und Geblüte,
Nur eurer Herrlichkeit iſt dieſes hie zubereit.
Meine Zuverſicht jederzeit iſt, hilft mir göttliche Güte
Zu preiſen in Ewigkeit euere Großmüthigkeit.
Ihr ſeid von Redlichkeit, von großer ſtreitbarer Hand
Berühmt durch alle Land immerdar ohn Widerſtand
u. ſ. w.

§. 121.

Aber wer ſo ächt lieben und feurig loben kann, der darf auch — und nur ein ſolcher darf — zürnend ſchelten. Wie fliegen dann die Pfeile aus ſeinem vollen Köcher! Ein ſolches Pfeilgedicht, das während Fiſcharts Leben gewiß überall herumflog, iſt, lange Zeit wie verſchwunden, erſt gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts wieder entdeckt worden, und zwar wohl nur durch einen günſtigen Zufall. Fiſchart ſelbſt hatte es, ſo viel ich weiß, nie drucken laſſen, und ſo war es in eine nicht ſehr bedeutende Sammlung von moraliſch allegoriſchen Gedichten von Mathias Holzwart, einem Zeitgenoſſen, gerathen. Es beginnt:

Was Ruhm hat der jung Adler doch,
Wann er ſich rühmt der Eltern hoch,
Wie ſie frey wohnen inn Bergs Klufften
Und frey regierten inn den Lufften,
Und er ſitzt gefeſſelt auff der Stangen,
Muß, was der Menſch nur will, ihm fangen?
Alſo was iſt dir für eyn Ehr,
Wann rühmſt du die alten Teutſchen ſehr,
Wie ſie für ihre Freiheyt ſtritten,
Und keynen böſen Nachbarn litten,
Und du achtſt nicht der Freiheyt dein,
Kannſt kaum inn deim Land ſicher ſeyn
Laſt dir dein Nachbarn ſein Pferd binden
An deinen Zaun forn und hinden? u. ſ. w.

Das ganze Gedicht, mit ſo kräftig tönendem Vers-Flügel-Schlag, findet ſich im Bragur (Band III.) einer Zeitſchrift, die bekanntlich ſo viel Schätzbares enthält, daß der Dank dafür von Seiten des Publikums wohl erſt nach und nach wird abgetragen werden müſſen. Früherhin war derſelbe ſo gering, daß die Zeitſchrift zugleich als eine Bitt- Mahn- und Strafſchrift an die Zeit dazuſtehen ſchien.

§. 122.

Fiſchart hat ſeines Lebens und ſeines Ruhmes rein genoſſen, denn die Zeitgenoſſen liebten ihn und achteten auf ſeinen Scherz und Ernſt. Nach ſeinem Tode vergaß man ihn nach und nach, und ich finde im ganzen ſiebzehnten Jahrhunderte faſt nur den einzigen Andreä, der ihn, doch wohl nur von der Seite des Ernſtes, liebend anerkennt. Der Humor ſchien faſt aus der Welt gekommen; aber es ſchien nur ſo, denn er hatte ſich nur vom feſten Lande nach der brittiſchen Inſel hinüber geflüchtet, wo er in ſeiner ganzen vollendeten Glorie auftrat.

Für Gottſched war Fiſchart nichts weiter als ein ſeltſam verſchrobener, wunderlich abgeſchmackter Autor, aus dem ſich gute Warnungsbeiſpiele für angehende Styliſten ſchöpfen laſſen. Adelung, der in Geſchmacksſachen nichts mehr iſt als eine zweite Auflage von Gottſched *), verachtet ihn gänzlich und hat nicht übel Luſt, ihm in der Reihe der verrückten Autoren einen der vorzüglichſten Plätze einzuräumen.

Indeſſen hat alle dieſe Ungebühr nicht hindern können, daß Fiſcharts Verdienſt in den neueren Zeiten wieder richtig gewürdigt worden iſt, und es iſt genug wenn ich hier unter denen, die ſein Talent von neuem zur Sprache gebracht haben, nur Jean Paul und Tieck nenne.

---

*) Wer dies Urtheil zu hart findet, erinnere ſich an Adelung's Urtheile über die Minneſänger, ſo wie über Klopſtock und Leſſing, ferner an den Aufſatz mit dem faſt ſchauderhaften Titel: „Ueber den Nutzen (!) der Empfindung,“ aus dem man zugleich den eigenen völlig Gottſchediſchen Styl des Mannes kennen lernen mag, der ſich eine ſo gewaltige Sprach- und Styl-Dictatur anmaßen wollte. Möge indeß das alles nicht hindern, die anderweitigen ſehr beträchtlichen Verdienſte Adelungs gern anzuerkennen.

Digitized by Google

§. 123.

Georg Rollenhagen,

geboren zu Bernau einem Städtchen in der Mark Brandenburg, am 22. April 1542, geſtorben als Schulrektor in Magdeburg im April 1609. Das Leben dieſes Mannes war eine faſt ununterbrochene Reihe von Widerwärtigkeiten, und wenn wir den Druck ſtets wiederkehrender und ſchwerer Geſchäfte, die faſt ſeine ganze Zeit in Anſpruch nahmen, häufiges körperliches Leiden und große Armuth in Anſchlag bringen *), ſo werden wir den Mann doppelt loben müſſen, der des allen ungeachtet ein mäßiges Talent für die ſcherzhafte und ſatiriſche Poeſie nicht nur nicht verhallen ließ, ſondern dergeſtalt ausbildete, daß es eines der berühmteſten komiſch-didaktiſchen Gedichte hervorzubringen vermochte.

Er ſchrieb nämlich den bekannten „Froſchmäusler, eine komiſche Epopöe in drei Büchern auf deren erſter Ausgabe, Magdeburg 1595, er ſich alltäglich ſpaßhaft genug „Marx Hupfinsholz von Mäuſeloch, der jungen Fröſche Vorſinger und Calmäuſer" nennt. Das Gedicht gefiel den Zeitgenoſſen ſo ſehr, daß bereits 1596 die zweite, und 1600 die dritte Auflage erſcheinen mußte. Das ſiebzehnte Jahrhundert wollte nicht zurückbleiben und lieferte auch drei Auflagen. Das

---

*) Rollenhagen ſelbſt zeichnete neben ſeinem Gemälde folgende Verſe auf, die ihn ſehr richtig charakteriſiren:

Ingenio facilis, morboſus corpore, pauper,
Sacra docens pueros, individiamque ferens,
Agnoſco properae toleranda pericula mortis:
Quid faciam? credam, Chriſte benigne, Tibi.

S. M. Aaron Burckard's Leichenrede auf R. Magdeburg 1609. Einen Auszug aus dieſer Schrift findet man im Bragur; (III. 424. ff.) aber freilich leider einen nicht zu lobenden.

achtzehnte die letzte, außerdem aber noch mehrere Bearbeitungen, z. B. eine vom Jahre 1796 (vergl. Allgemeine Literaturzeitung 1797, Nr. 144.).

§. 124.

Die Idee des Gedichtes nahm Rollenhagen, wie leicht zu erachten, aus der Batrachomyomachie, doch behandelte er ſie mit ſolcher Freiheit und Eigenmächtigkeit, daß ſein Buch faſt zu den Originalen zu zählen iſt. Muntere Laune, lebhafter Witz, und inſonderheit mimiſche Darſtellungskraft iſt ihm nicht abzuſprechen, doch ſtehen dieſen Tugenden Fehler gegenüber, die von der Lektüre des Buches leicht abſchrecken können. Die Behaglichkeit wird oft zur Breite, der Witz freut ſich mit unter zu ſehr ſelbſt, daß er ſo witzig iſt, und wird dadurch läſtig, der Dichter glaubt in ſeinen Beſchreibungen nie deutlich genug ſein zu können, und weiß deshalb nicht leicht aufzuhören. Er verſteht mit den Farben recht wohl umzugehen, vergißt aber, daß die Mäßigkeit das beſte Zeichen des Genie's iſt. Er hat der ernſten und ſchalkhaften Zwecke zu viele, wodurch indeſſen das Buch auch eine hiſtoriſche Bedeutung bekommt. Wir finden hier nämlich manche Aufſchlüſſe über den damaligen Zuſtand der Philoſophie und Theologie in Deutſchland, Aufſchlüſſe die wir mit Dank annehmen wollen, die aber den heitern Gang des Gedichtes ſtören.

Jene günſtige Aufnahme, die das Buch erhielt, iſt für die Geſchichte der deutſchen Cultur von großer Wichtigkeit, denn wir ſehen klar, welche Gattung des Witzes man in Deutſchland am meiſten liebte. Es iſt die Stoffvolle gelehrte, welche viel und vieles will, und viel zu vieles. Darum zündete der Froſchmäusler ſo ſehr und hielt ſich ſelbſt in dem ſiebzehnten Jahrhunderte, welches die poetiſche Litera-

Digitized by Google

tur des ſechszehnten faſt nur wie gutmüthig kindiſche Bemühungen betrachtete.

Von bei weitem minderer Wichtigkeit iſt die Satire, welche Rollenhagen in Verbindung mit ſeinem Sohne Gabriel herausgab:

Indianiſche Reiſen durch die Luft, Waſſer, Land, Hölle Paradies und Himmel, 1603.

§. 125.

Jakob Ayrer,

deſſen Geburts- und Todesjahr ungewiß iſt, blühete um 1580 zu Nürnberg als Notarius und Gerichtsprocurator.

Ueber keinen Theil unſerer älteren Literatur iſt noch ſo viel Dunkelheit verbreitet als über den dramatiſchen. In der blühenden Zeit der Minneſänger fand Tapferkeit, Liebe und Gefühlszartheit nur in Epos, Lied und Elegie eine Heimath, für die Bühne ſcheint keine ausgezeichnete Anlage und keine beſondere Luſt vorhanden geweſen zu ſein. Die höchſte Kraft der Deutſchen hat ſich überhaupt noch nie im Dialog gezeigt. Späterhin als das Volk mehr anfing zu reflectiren, fand ſich die Neigung im hohen Grade ein, doch ohne daß ihr eine ähnliche Anlage zu Hülfe gekommen wäre.

Wenn die Fürſten und die ſogenannten höheren Stände überhaupt ſich ohnehin in jener Zeit faſt ganz von der thätigen Theilnahme der deutſchen Poeſie ausgeſchloſſen, ſo haben ſie vollends an der damaligen Bühne faſt gar keinen Antheil genommen; wenigſtens iſt mir nicht möglich geweſen im ganzen ſechszehnten Jahrhundert auch nur die kleinſte Spur von einer deutſchen Hofbühne zu entdecken.

Hans Sachſens dramatiſche Verſuche, ſo wie die früheren nicht reizloſen, doch oft rohen und platten von Roſen-

plüt wurden von Bürgern in Bürgerhäuſern aufgeführt, und alles wie eine geſellige Ergötzlichkeit abgemacht. Irgend ein wohlhabender Bürger gab das Local und die vermuthlich ſehr geringen Koſten dazu her. Der Herold begann mit einem Gruße an die ehrbaren Herren und mit einer Bitte um gehörige Stille, ſchließt gewöhnlich mit einer kurzen Anrede an den Wirth („Herr der Wirth ſollt uns Urlaub geben") und findet auch wohl zu Zeiten nöthig, um Vergebung zu bitten, falls man es habe „zu grob geſponnen." Die guten Lehren, die das Stück dennoch enthalte, die mit arithmetiſcher Genauigkeit aufgezählt werden, machen alles wieder gut.

§. 126.

So fand Ayrer das Theater in den erſten unreifen Anfängen. Es ließ ſich alles daraus machen, denn es war wenigſtens nichts daran verdorben. Ayrer brachte eine herzliche Neigung dafür mit; aber ſein Talent iſt nur ein mittelmäßiges. An Reichthum des Stoffes iſt er dem Vorgänger Hans Sachs gleich; übertrifft ihn ein wenig in der Anordnung, indem wohl gar zuweilen eine Ahnung des wahrhaft Theatraliſchen in ihm ſich regt; ſteht aber unter ihm in der Sprache, die farbloſer iſt, ſo wie in der Scherzhaftigkeit, die ihm zwar mitunter recht wohl gelingt, die ſich aber auch nicht ſelten wiederholt, während Hans Sachſens liebenswürdige Schalkhaftigkeit in ſich ſelbſt reicher erſcheint.

Ayrer war ein wackerer Geſchäftsmann, ließ ſich aber durch keine bürgerliche Thätigkeit von ſeiner geliebten dramatiſchen Poeſie abhalten. Er ſchrieb, wie er ſelbſt ſagt, alles „zu ſeiner Weil und Luſt," wodurch indeſſen vielleicht doch auch hat leiſe angedeutet werden ſollen, daß man ihn

Digitized by Google

mehr hätte aufmuntern ſollen. Seine Zeitgenoſſen ſchienen ihn überhaupt nicht genug geſchätzt zu haben, – wenigſtens iſt der Umſtand bedenklich, daß bei ſeinen Lebzeiten nichts von ihm gedruckt wurde. Seine ſämmtlichen Werke erſchienen in dem für Deutſchland ſo ſehr wichtigen und traurigen Jahre 1618 in einem faſt beiſpiellos ſtarken Foliobande, welcher, mit dem gleichfalls beiſpielloſen Titel: „Opus theatricum" verſehen, dreißig Schauſpiele und ſechs und dreißig Faſtnachtsſpiele enthält. Das Werk iſt überaus ſelten geworden, weshalb Tieck im erſten Bande ſeines deutſchen Theaters zu unſerer Freude mehrere derſelben hat abdrucken laſſen.

§. 127.

Ayrer ſcheint ſich am meiſten in den für den Geſang beſtimmten Faſtnachtsſpielen gefallen zu haben, und es iſt ihm gelungen ſeinen Jann Poſſet, dem in mannichfache Geſtalten wiederkehrenden thöricht-naiven, frech-närriſchen Knecht, eine wirkliche Phyſiognomie zu geben; obwohl uns Herr Emmerich, als ein reiner alter Mann, der eben für das Luſtſpiel nichts weiter ſein ſoll, als ein allegoriſcher alter Herr, faſt noch mehr zuſagt, ſei es nun daß Ayrer hier mit Bewußtſein oder bloß ſeinem ehrlichen Genius vertrauend zu Werke ging.

Faſt noch ergötzlicher gebehrdet ſich Ayrer, doch ohne Zweifel wider ſeinen Willen, wenn er es mit rein romantiſchen Stoffen zu thun hat. Z. B. in der Tragödie „von den griechiſchen Kaiſern zu Konſtantinopel," in welcher er bei allem Streben durchaus nicht recht in das Pathos hinein kommen kann, ſo daß ihn der plötzlich wahnſinnig werdende Marſchalt faſt ein wenig zu geniren ſcheint. Noch köſtlicher zeigt er ſich in dem Schauſpiel „von der ſchönen Phönizia,"

wo er faſt denſelben Stoff zu behandeln hat, den Shakeſpear in „Viel Lärmen um nichts“ dargeſtellt. Er behandelt ihn mit ehrbarem, einfältigem Sinn, nicht ohne Gründlichkeit, und in Beziehung auf den Tymbor, anfänglich mit ſchlichter Ironie. Er konnte allerdings nicht wiſſen, daß er hier dem Stratforder Adler in das Gehege kam, und daß man es nun einmal nicht laſſen kann, ihn mit demſelben zu vergleichen. Das Schickſal, welches vielleicht eben ſo oft ſcherzhaft, ironiſch und ſatiriſch, als tragiſch und erhaben handelt, hat dem guten Nürnberger Notarius dieſes ergötzliche Misgeſchick nicht erlaſſen wollen; aber es geſchieht ihm dadurch kein Leid; denn Shakeſpear iſt ein freundlicher König, der es wohl erlaubt, daß man den gutmüthig ſtrebenden und keinesweges talentloſen Deutſchen neben ihm nenne. Ayrer legte doch Hand an, mit redlichem Willen, nicht ohne Talent, und vielleicht faſt ohne alle Aufmunterung. Wie hoch ſtellt ihn das über alle mit Halbkritik ſtolzirende müßige Gaffer.

§. 128.

Um das Jahr 1600 finden wir endlich eine durch Deutſchland wandernde Schauſpielergeſellſchaft, welche ſich „die engliſchen Komödianten“ nannte; leider aber iſt bis jetzt noch nicht gelungen, nähere Auskunft über dieſe Erſcheinung zu erlangen. Sollen wir annehmen, daß wirklich geborene Engländer, unterrichtet von dem Mangel an mimiſchen Künſtlern in Deutſchland, die ſchwere fremde Sprache lernten, engliſche Stücke überſetzten, und mit dieſen nach Deutſchland zogen, um als treue Söhne die Väter zu erfreuen? Welch ein weitläufiger und phantaſtiſcher Plan! zwar konnten ſie wohl darauf rechnen, Glück zu machen, und einiges Vermögen zu erwerben, denn Deutſchland war damals noch

Digitized by Google

in erträglicher Wohlhabenheit, doch was ſich hier bei uns ihnen bot, würde ſich ja auf der reichern Inſel ihnen noch viel leichter geboten haben. Oder waren es Deutſche, und nannten ſie ſich nur „engliſch,“ weil ſie mit Schauſpielen erſchienen, die vielleicht alle altengliſchen Urſprungs ſind? oder wollten ſie, wohl vertraut mit der Schwäche der Deutſchen, als fremde Gäſte beſſer imponiren, und eines günſtigeren Empfanges gewiß ſein?

Das Hauptſächlichſte von dem, was ſie geleiſtet und auf den deutſchen Bühnen gegeben haben, iſt 1620 in einem Bande erſchienen, deſſen ausführlicher Titel iſt: „Engländiſche Comödien und Tragedien, das iſt: Sehr ſchöne, herrliche und auserleſene geiſt- und weltliche Comedi- und Tragedi-Spiel, ſampt dem Pickelhering, welche wegen ihrer Inventionen, kurzweiligen auch theils wahrhafftigen Geſchicht halben von den Engelländern in Deutſchland an Königlichen, Chur- und Fürſtlichen Höfen, auch in vornehmen Reichs-, See- und Handelsſtädten ſeynd agirt und gehalten worden, und zuvor nie in Druck außgangen. Anjetzo allen der Comedi und Tragedi Liebhabern und Andern zu lieb und gefallen, dergeſtalt in offenen Druck gegeben, daß ſie gar leicht daraus Spielweiß wiederum angerichtet, und zur Ergetzlichkeit und Erquickung des Gemüths gehalten werden können.“ —

§. 129.

Wir finden in dieſem Werk die Anfänge der engliſchen Bühne, die durch Shakeſpear zur Vollendung geführt wurde, aber auch in ihren damaligen Anfängen überaus ſchätzbar als das wahrhaftige originale moderne Theater daſteht. In der deutſchen Bearbeitung iſt manches vergröbert, manches geſchwächt und verwäſſert, manches nur angedeutet, da al-

Digitized by Google

les für die lebendige Bühnendarſtellung berechnet war. Tieck hat in der Vorrede zum erſten Band ſeines deutſchen Theaters ausführliche Nachricht von dem ſeltenen Buch gegeben, wofür wir ihm größern Dank wiſſen würden, wenn er nicht darüber des rein deutſchen Schauſpiels der ſpätern Zeit, das nur für die Darſtellung durch Puppen berechnet war, vergeſſen hätte. Von dieſen größtentheils ungedruckten Schauſpielen, die ſich meiſtens nur in den Händen herumziehender Puppenſpieler befinden, wird am gehörigen Ort in dieſem Werk die Rede ſein.

Wenn ich auf dieſen zwar recht ſchätzbaren, doch ein wenig zum Lächeln reizenden Ayrer einen ſehr ernſthaften, tiefſinnigen Schriftſteller, der auf das ganze Volk ſegenreich gewirkt hat und noch wirkt, folgen laſſe, und zwar als den letzten in dieſem Abſchnitt, ſo kann dies vielleicht bei einigen Leſern Befremden erregen. Es wird aber ſchwinden, ſobald wir uns den Charakter jener Zeit überhaupt, genau zurückrufen, wie er bereits in dieſem Werke angedeutet worden iſt und noch werden wird; ſo wie nicht minder, wenn wir die Anſicht von ächtem Ernſt und ächtem Scherz, die in ihrer inneren Weſenheit eins ſind, feſthalten.

§. 130.

Möge deshalb der Uebergang zum zweiten Abſchnitte mit bedeutſamen Ernſt bilden:

Johann Arend,

(geb. zu Ballenſtädt, am 27 December 1555.)

ſtudirte anfangs Medicin, fühlte ſich aber durch eine tödlich ſcheinende Krankheit zu dem Gelübde veranlaßt, ſich hinfort

Digitized by Google

fort lediglich der Theologie zu widmen. Er ward 1582 Rektor zu Paderborn, litt Verfolgungen da er ſich der Bilderſtürmerei widerſetzte, und ward endlich 1590 abgeſetzt. Wir finden ihn indeß bald darauf wieder als Prediger zu Quedlinburg, wo er ſich eine ſo große Liebe erwarb, daß man ſich ſeinem Rufe nach Braunſchweig (1599) den er angenommen, faſt mit Gewalt widerſetzte, und die Kirche zu verſchließen drohete, wenn er die Abſchiedspredigt halten wolle. Nur mit der größten Mühe gelang es ihm, nach langem Widerſtreben der Aebtiſſin, der Obrigkeit und Gemeine, ſeinen Zweck zu erreichen. In Braunſchweig fand er ein höchſt mühſeliges Leben, verbittert durch den Neid einiger ſeiner Collegen und durch die damaligen inneren Unruhen in der Stadt ſelbſt. Die kurze Zeit, in der wir ihn darauf als Paſtor in Eisleben ſehen (1608 bis 11) ſcheint faſt die einzige ruhige für ihn geweſen zu ſein. Doch ward er bereits in dem letztgenannten Jahre als Generalſuperintendent nach Celle berufen, wo er, geläutert durch Leiden aller Art, nach unermüdlichem Wirken am 11 Mai 1621 ſtarb.

§. 131.

Nach Luthers Tode lebte der Geiſt der Reformation nur noch in ſehr wenigen Gottesgelehrten fort, und bald folgte auf das lebendige Leben ſeiner Zeit Erſtarrung in den Formen, die weil ſie kein Leben mehr zu bewahren hatten, nothwendig veralten mußten. Manche Univerſitäten ſcheinen in der That ausgegangen zu ſein auf ein lutheriſches Papſtthum, das ohne ehrwürdiges Alter, ohne Sinn für Kunſt und Glanz, noch viel lähmender wirken mußte auf Geiſt und Gemüth, als das alte ächte Papſtthum gewirkt hatte. Luthers edle Sache, die nur durch Fortleben in ſeinem Geiſte heilbringend werden kann, wurde zu etwas

Digitized by Google

bloß hiſtoriſch-fixirtem, und leider hatten noch dazu bei dieſer hiſtoriſchen Fixirung gar manche Irrthümer gewaltet. Man hatte ſie in enge Gränzen eingezäunt, und es ward als die Hauptaufgabe theologiſcher Gelehrſamkeit betrachtet, dieſe Gränzen zu vertheidigen. Daß man ſich dabei jeder Willkühr widerſetzte, verdient ein billiges Lob; aber auch die heiligſte Freiheit, für die Luther ſelbſt ſein ganzes Leben eingeſetzt hatte, ward als unproteſtantiſch verworfen. Wenn nun auf der einen Seite bei dieſen unlutheriſchen Vor-Fechtern für Luther, der kälteſte Verſtand allein vorherrſchte, ſo war bei dem Anhang, der Mehrheit der damaligen Gottesgelehrten, gar faſt nur das Wort-Gedächtniß rege, nur das zu behalten was einmal als Norm galt und über welches hinaus niemand gehen darf. Das Herz, die Phantaſie, das Gemüth wurde faſt gänzlich vernachläſſigt. Die ewige Quelle von heiliger Freude, Troſt und Beruhigung im Chriſtenthum wurde kaum berührt; und damit nicht gänzliche Müdigkeit die unerquickten Zuhörer befalle, ſo erſchallte häufig ein wildes Schulgezänk vermiſcht mit perſönlicher Satire von der Kanzel.

§. 132.

Wohl fühlten manche tiefere Gemüther dieſes Elend der Kirche, und ſtanden bald in der ſchärfſten Oppoſition gegen alle ſcholaſtiſche Philoſophie und Dogmatik auf. Das vernachläſſigte Gefühl rächte ſich, indem es ſich ſelbſt als den Mittelpunkt aller Religion geltend machen wollte, die Phantaſie kam ihm zu Hülfe, und ſo, im Streit mit Verſtand und Vernunft, die höchſtens nur berufen ſchienen dem Gefühl und der Phantaſie zu dienen, ſah man ſich bald in jene gefährliche Myſtik verirrt, welche die Mittagshelle haßt, und nur die Nacht ſelbſt, die ſternenloſe, auf den Thron

zu heben bemüht iſt. Wilder Enthuſiasmus, der ſelbſt die verzehrendſte Flamme für reines Sonnenfeuer ausgiebt, Spiel mit bunten Bildern, daß ſich für religiöſe Anſchauung hält, Vergötterung der Natur, oder auf der andern Seite gänzliche Verſchmähung derſelben, cabbaliſtiſche Geſchraubtheit, Schwarz in Schwarz gemalt, Gefühlsluxus und ſüßliches Tändeln u. ſ. w., alles dies und gar manche verſchiedenartig irrende Tendenzen finden ſich in vielen deutſchen Theoſophen des ſechszehnten und ſiebzehnten Jahrhunderts. Dies hat um ſo nachtheiliger gewirkt, da es auf die ganze Zeit ein ungünſtiges Licht warf und viele vorlaute Redner des achtzehnten Jahrhunderts haben deshalb die **ganze** ſogenannte Myſtik jener früheren Zeit als eine ſeltſame Verkehrtheit verworfen, ohne zu bedenken, daß neben jenen irrenden Myſtikern auch einige und nicht ſehr wenige, höchſt achtungswerthe und vortreffliche deutſche Theoſophen ſtehen, aus denen ſehr viel Tiefes und Erfreuliches ſich ſchöpfen läßt.

Hier nun iſt inſonderheit Johann Arndt zu nennen, deſſen Werk „vom wahren Chriſtenthum" in Deutſchland eine Aufnahme erlebt hat wie ſie, wenn ich einzelne Werke von Luther ausnehme, vielleicht kein einziges Buch gefunden hat. Es war das Erbauungsbuch aller Stände, das die Hausandacht faſt aller evangeliſch chriſtlichen Familien leitete, und zuletzt beinah als ein heiliges Werk betrachtet wurde, das durch allerlei Zufälligkeiten begünſtigt ſelbſt bei manchen Feuersbrünſten unverſehrt geblieben war.

§. 133.

Der Ausgaben giebt es faſt unzählige, denn wenn ihrer ſchon bei des Autors Leben manche nöthig wurden, ſo war dies noch mehr nach ſeinem Tode der Fall, wo Haß und

Neid ſchwiegen. Aber auch ſelbſt die Ausländer waren gegen dieſes Buch gerecht, denn wir finden eine Ueberſetzung in das Engliſche, Franzöſiſche, Holländiſche, Schwediſche, Däniſche, Sclavoniſche; — ja es wird ſogar berichtet, daß es nebſt dem „Paradiesgärtlein" deſſelben Verfaſſers, in die türkiſche Sprache überſetzt worden ſei, ſo wie bereits in den Jahren 1625 und 58, 1704 und 8 lateiniſche Ueberſetzungen das Buch jedem europäiſchen Gelehrten zugänglich gemacht hatten.

Es iſt erfreulich ſagen zu dürfen, daß das Werk einer ſolchen Aufnahme vollkommen würdig ſei, denn es entſpricht (bei einzelnen, ſeltenen Mängeln) faſt ganz ſeiner Aufſchrift, und giebt eine Anweiſung zum wahren Chriſtenthum, wie daſſelbe in des Autors Seele wahrhaftig lebte. — Erkenntniß unſerer verderbten Natur, Buße, Hülfe durch Chriſtus, der in uns lebendig werden muß, Ueberwindung der Welt, beginnend bei uns ſelbſt, göttliche Gnade, Geſichertheit und Seligkeit in ihr: — das iſt der Inhalt dieſes reichen Werkes.

Die Sprache iſt deutlich und gemeſſen, mit unter ein wenig breit; doch immer einfach und wohllautend und ſchließt ſich löblich an das ſtarke und ſanfte Gemüth, welches hier ſich darlegt. Ueberall ſieht man ſchöne Glaubensfreudigkeit, und jene unerſchütterliche Ueberzeugung, die, da ſie ſelbſt längſt über alle Zweifel hinweg iſt, auch die Zweifel des etwa noch ſchwankenden Leſers, ſanft und ernſt zu beſeitigen vermag.

Es würde überflüſſig ſein, aus dieſem Werke hier einzelne Stellen anzugeben, da es ſich ja Gottlob auch heute noch in den meiſten Händen befinden wird. Wer es noch nicht beſitzt, dem würde wohl die mit beſonderer Sorg-

Digitized by Google

falt von Johann Jakob Rambach, Züllichau 1736, beſorgte Ausgabe zu empfehlen ſein. Iſt es etwa die letzte?

§. 134.

Sehen wir noch einmal zurück auf die ganze Periode, von Luther an bis zum Beginn des dreißigjährigen Krieges, ſo finden wir die Ausbeute in poetiſch-literariſcher Hinſicht im Einzelnen zwar bedeutend, indem manches des Geleiſteten, auch heute noch eben ſo friſch blühet als bei ſeinem erſten Auftreten; im Ganzen aber, wenn wir erwägen, daß hier von einem Jahrhundert die Rede iſt, erſcheint es doch wieder als wenig, und ſo dürfen wir ſagen, es ſei nicht vieles geleiſtet worden, ſondern viel in dem wenigen.

Indeſſen hat das Eingeſtändniß dieſes „Wenig" für den Vaterlandsfreund doch immer etwas Betrübendes, und ſo mag es gekommen ſein, daß manche Schriftſteller in viel zu weit gehendem Unmuth über jenen Umſtand das ganze Jahrhundert für ein faſt unpoetiſches erklärt haben. Eine ſolche Unbilligkeit ſei fern von uns, und es möge im Gegentheil recht eindringlich erklärt werden, daß jenes Jahrhundert ſich mit der höchſten Ehre neben jedem andern, ſelbſt dem glänzendſten, behaupten könne, es war eine rein deutſche ſinnige Zeit, die Zeit des mündig gewordenen Verſtandes und des in frommer Freiheit ſich bewegenden Gemüths. Wie aber das Köſtliche und bleibend-Beruhigende hienieden nicht ohne ſchweren Kampf zu erringen iſt, und wie inſonderheit den Deutſchen faſt immer die ſchwerſten Prüfungen beſchieden zu ſein ſcheinen, ſo durften ſie ſich auch der durch Luther errungenen religiöſen Freiheit nur nach langem Streite erfreuen.

Wir bewundern mit Recht die Mäßigkeit und beſchei-

Digitized by Google

dene Würde, mit der das proteſtantiſche deutſche Volk und die proteſtantiſchen deutſchen Fürſten mehr als zwanzig Jahre lang, die Waffen zu vermeiden ſtrebten, die ſonſt zu führen ihre Freude und ihr Ruhm war. Wohl iſt es der größeſte Gedanke, zu kämpfen für die Sache Gottes; aber eben weil dieſer Gedanke der größeſte iſt, ſo ſoll der Menſch nur mit der tiefſten Demuth ihn faſſen, er ſoll ſich nicht heftig eilend dabei zeigen, und wohl erwägend, daß hier das Höchſte wenigſtens für den Moment auf die gefährliche Spitze des Schwerdtes geſtellt wird, erſt jedes gelindere Mittel verſuchen, ehe er zur irdiſchen Waffe greift. Nach dem Märtyrerthum darf der Menſch ſich nicht einmal ſehnen, viel weniger ſich zu ihm drängen. Der wahre Märtyrer iſt was er iſt, nur mit großem Schmerz geworden, ſchon um der irrenden oder ſündigen Menſchen willen, die ihn dazu gemacht haben, und in ſchonender Milde wird er ſelbſt das Wort nur ſelten nennen.

§. 135.

Und welche alt ehrwürdige, heilige Bande mußten ſich hier erſt löſen, ehe die proteſtantiſchen Deutſchen auch nur den Gedanken faſſen konnten, einem deutſchen König und römiſchem Kaiſer mit dem Schwerdte zu begegnen. Ohne dieſe zarte Gewiſſenhaftigkeit hätte nach menſchlicher Berechnung die Glaubensfreiheit viel früher erkämpft werden können. Wohl dürfen wir zürnen, daß, als einmal die Nothwendigkeit vorhanden war, Johann Friedrich von Sachſen und Philipp von Heſſen jede günſtige Gelegenheit Karl den Fünften anzugreifen, unbenutzt ließen, und daß ſelbſt der Rath und die Warnung des trefflichen, vielerfahrenen Ritters Sebaſtian Schärtlin ungenutzt blieben; aber nicht vergeſſen wollen wir doch auch, von welcher Gattung

die Scheu war, welche die Fürſten abhielt, die Fürſten die ſonſt wahrlich nicht kampfſcheu waren.

So ging die Schlacht bei Mühlberg verloren, aber ſie ging, wenn ich ſo ſagen darf, nur irdiſch verloren, und wie auch die nächſt folgenden Jahre ſich äußerlich trüb geſtalten mochten; für die Sache der Proteſtanten war durch jene verlorene Schlacht nichts verloren. Wer kann uns ſagen, ob der Kurfürſt durch den glänzendſten Sieg ſo viel Herzen würde gewonnen haben, als jetzt, wo er aus drei Wunden blutend, ſich dem Kaiſer übergab? oder wie er ſpäterhin in unwürdiger Haft, und ſelbſt noch weit reiner daſtehend als Philipp von Heſſen, ſich fünf Jahre lang als edler Dulder zeigte?

Bald auch erſchien die Vergeltung und Karls Fürſten- und Kriegergröße konnte ihn nicht ſchützen vor der Rache des Geſchicks, deſſen frühere Warnung er verſchmäht hatte. Das Jahr 1552 nahm ihn in dieſe ſtrenge Schule, die keinem Sterblichen erlaſſen werden kann, und im Jahre 1555 empfingen endlich die deutſchen Proteſtanten auch öffentlich von Kaiſer und Reich die Gewährleiſtung der Religionsfreiheit.

§. 136.

Die Hand, die den deutſchen Proteſtanten ſo köſtliche Geſchenke brachte, war wenigſtens nicht die allerreinſte, und es mag wohl eine tiefe Allegorie in dem Umſtande liegen, daß Karl nur durch den Einzigen, den er wahrhaft ehrte und liebte, (wie etwa Cäſar den Brutus) Moritz von Sachſen, gezwungen werden konnte zu geben, was er nimmer freiwillig würde gegeben haben. Den Menſchen Moritz können wir nicht unbedingt lieben; aber das Werkzeug Gottes werden wir gern in ihm anerkennen und ehren.

Digitized by Google

So war denn der ſogenannte Friede zwiſchen Katholiken und Proteſtanten geſchloſſen; aber es war nur ein Weglegen der Waffen, und keine Eintracht erreicht worden. Schon der Umſtand daß zwiſchen Deutſchen und Deutſche ein Friede nothwendig geweſen war, erſchien trübe und bedeutend, und die Namen „Bürgerkrieg," „Religionskrieg," die man im Geräuſch der Waffen faſt überhört hatte, wirkten jetzt bei dem ausgeſprochenen Frieden unheildrohend nach. Die Partheien ſtanden einander gegenüber, wie etwa einſt die beiden feindlichen Brüder, Herrmann und Flavius, geſchieden durch Alles was dem Menſchen im höhern Sinne theuer iſt; — und nicht wie damals trennte jetzt ein Strom die Friedensacte, die von katholiſcher Seite mit dem höchſten Widerſtreben und von proteſtantiſcher doch auch nur als Nothbehelf unterzeichnet worden. Es war die Acte, die unſeres Vaterlandes Einheit zerriſſen, und die Zweiheit und Entzweitheit ſanktionirt hat.

§. 137.

Dennoch half ſie für manche Jahrzehnte, — denn auch den erbitterten Deutſchen iſt das gegebene Wort, ſei es geſprochen ſei es geſchrieben, heilig — und die beiden auf einander folgenden Kaiſer Ferdinand und Max beförderten die Ruhe durch ein würdevolles, wohlgeordnetes, gemäßigtes Benehmen gegen beide Partheien. Eine Bartholomäusnacht mochte Frankreich erleben, ſo wie einſt Sicilien eine Vesper aber die Jahrbücher der deutſchen Fürſtenhäuſer überliefern uns kein Verbrechen wie das von Frankreichs neuntem Karl begangene.

Die Schriftſteller des achtzehnten Jahrhunderts klagen ſehr, daß die Reformation ſchon in den letzten Lebensjahren Luthers, beſonders nach deſſen Tode einen ſtreitſüchtigen Cha-

rakter angenommen habe, ein Urtheil, das wohl größtentheils aus bloßem religiöſen Indifferentismus hervorgegangen zu ſein ſcheint. Der reine Proteſtantismus iſt ja in ſich ſelbſt Kampf, und darf des edeln Kampfes nie müde werden. Waffenloſe Ruhe giebt es für ihn nicht. Sollte deshalb der Proteſtantismus nicht zerfallen, ſo mußten ſich die Partheien der damaligen Zeit mitunter ſchroff berühren, und ſelbſt die Predigt, die an ſich nur erhebend und tröſtend ſein ſoll, mußte mitunter einen polemiſchen Charakter annehmen. Es iſt nicht zu verhehlen, daß in der großen Anzahl von Streitſchriften jener Zeit gar manches Störende und Läſtige ſich finde; aber nur der ſeichte Hochmuth könnte die Geſinnung verwerfen und die Gründlichkeit verkennen wollen, mit der in mancher derſelben gefochten, niedergeriſſen und gebaut wird.

§. 138.

Auch das möchte ich nicht behaupten, daß die Stimmung der letzten Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts ungünſtig für Poeſie geweſen ſei, denn wie könnte je eine religiöſe Stimmung nachtheilig wirken auf äſthetiſche Bildung? Im Gegentheil iſt ja jede äſthetiſche Bildung, die nicht ihren Ausgangs- und Mittelpunkt in religiöſem Enthuſiasmus findet, nichts weiter als eine geſchminkte Buhlerin, die höchſtens zierliche Worte machen kann.

Wie aber auch das Herrlichſte — religiöſer Enthuſiasmus — in dem beſchränkten und beſchränkenden Leben manche trübe Zuſätze annehmen, und inſonderheit manches Einengende mitbringen kann, ſo auch hier. Es ſchien den Deutſchen in der Regel genug, ein poetiſches Leben zu führen, in ſo weit nämlich ein ſinniges und tiefes alſo genannt werden darf; aber die Poeſie ſelbſt, in wie fern ſie

Digitized by Google

ſich in den Kunſtformen bewegt, ja überhaupt alle gedruckte Poeſie ward von ihnen gewiſſermaßen nur als eine Ehrenwache der Religion betrachtet. Aber auch dieſer allerdings ehrende Titel ward ihr nur dann gegeben, wenn ſie ihre unmittelbare Beziehung zur Religion ausdrücklich, und, faſt möchte ich ſagen, namentlich zur Sprache brachte. Die Poeſie ſollte gewiſſermaßen ſelbſt als Kanzelredner, Bußprediger, Univerſitätslehrer, zuweilen auch wohl geradezu als Dorfſchulmeiſter auftreten. Man vergaß dabei, daß jede ächte Poeſie nothwendig und immer lehrt, wie der Frühling lehrt, und die Blumen, das Gewitter und der Regenbogen, die heitere Sternennacht und der Meerſturm, daß ſie aber ſich ſelbſt herabſetzt, ſobald ſie irgend einen beſtimmten Lehrſatz, zu deſſen Erläuterung man ihrer gar nicht bedarf, auf die Bahn bringen und ins Gewiſſen ſchieben will. Sie thut dann freilich auch etwas Löbliches, aber nicht mehr als Poeſie, ſondern eben, wie oben bemerkt worden als gutmeinender Schulmeiſter, während ſie das Löblichere und Löblichſte verſäumt, den Menſchen in ſeiner Totalität zu erfaſſen und zu befriedigen. Das aber kann ſie nur als Poeſie.

§. 139.

Damals aber dachte man wohl nur ſelten an dieſe höhere Würde; ob jetzt öfter, bleibe unentſchieden. Man theilte — und thut man es nicht noch? — die Poeſie ein in die geiſtliche und weltliche, ohne zu bedenken, daß das bloß weltliche, getrennt von aller Beziehung auf das Unendliche, ja nichts iſt als Tand und Spreu, und auf der andern Seite, daß ja auch niemand geiſtlich ſein kann, ohne die Bedeutung der Welt zu verſtehen und zu beziehen. Es giebt allerdings eine Erde ohne einen Himmel; aber wer auf ei-

ner ſolchen lebt, ſteht nicht einmal auf der unterſten Stufe der Menſchheit und hat ſich ſelbſt zum Thier gemacht; aber es giebt keinen Himmel ohne eine erkannte Erde, denn nur wer das Leben in den Schranken der Zeit und des Raumes erprobt, verſtanden und genoſſen hat, kann des Höheren fähig werden. Niemand kann den Tod lieben, der das Leben nicht liebte, und niemand kann den Himmel rein ahnen, der ſich der Erde nicht erfreut hat.

Damals galt jedoch nun einmal jene hemmende und trennende Anſicht, und ſo iſt es zu bewundern, daß ihr zum Trotze dennoch ſo manches bedeutende geleiſtet wurde. Indem man nur moraliſcher Erbaulichkeit ein Haus bauen wollte, erhob ſich doch auch ein Gothiſch-ehrwürdiger und ehrlich-heiterer Tempel der Poeſie, und das prieſterliche Verhältniß zu derſelben ward von einigen wahrhaft rein bewahrt, obwohl die Worte „Tempel und Prieſter“ im Verhältniß zur Poeſie, damals ohne Zweifel als unſtatthafte Ketzerei würden gegolten haben.

§. 140.

Was nun geleiſtet worden, iſt oben klar angegeben. In dem ausdrücklich religiöſen Gedicht durch Luther ſehr viel; doch hat er in dem ganzen Jahrhundert keinen ganz würdigen Nachfolger, in der ſatiriſchen und humoriſtiſchen Poeſie durch Hans Sachs und Fiſchart ſehr Löbliches, ſo wie in der Fabel durch Burkhard Waldis. Für das Epos zeigt ſich faſt gar kein Eifer, denn das ganze Jahrhundert ſteht mit ſeinem einzigen Teuerdank arm genug da; für das Drama ſieht man viel Regſamkeit und Bemühung; doch iſt das Ergebniß dem Aufwand von Strebekraft, ſo wie der Fülle von Neigung nicht ganz entſprechend. Romantiſcher Geiſt weht faſt nur noch in den bedeutenderen Volksliedern, und im „Buch der Liebe.“ Bei einem oberflächlichen Blicke in dieſe

Digitized by Google

Zeit kann es uns dünken, als wäre ſie vor lauter Ernſt und Gründlichkeit faſt alt und grau geworden; bei einer nähern Anſicht entgeht uns nicht die friſche Jugendlichkeit, die innen im Marke wohnt, und die ſich mit jenem Ernſt und jener Gründlichkeit gerade am beſten verträgt.

Wenn ſie uns aber ſchon in der Literatur begegnet, wie viel mehr zeigt ſie ſich in der Malerei. — Dieſe Schrift hat auf ihrem Titelblatt nicht angekündigt, daß ſie ſich auch über dieſe Kunſt verbreiten werde, und ſie wird es auch nicht; indeß hoffe ich, ſpäterhin noch, wenn auch nicht in dieſem Theile, doch in dieſem Werke, Gelegenheit zu finden — einige Hauptmomente zur Geſchichte der deutſchen Malerkunſt berühren und meine einfache Anſicht von derſelben mittheilen zu können. Die Bahnen, welche dieſe Kunſt beſchreibt, ſo wie die Perioden, nach denen wir ſie etwa auffaſſen mögen, ſtimmen nicht immer mit denen der Dichtkunſt überein, obwohl ſie in mancher Hinſicht, — nach der Quelle, allegoriſcher Bedeutſamkeit, religiöſer Tiefe in Scherz und Ernſt — auf eine erfreuliche Weiſe zuſammentreffen. Dennoch werde hier wenigſtens genannt: der große Albrecht Dürer, deſſen „Anleitung zur Geometrie, Zeichenkunſt und Fortification" einen ſchönen Beweis giebt, daß der treffliche Künſtler auch ſtreng wiſſenſchaftlich zu denken und ſich in deutſcher Sprache rein auszudrücken verſtand, — und nach ihm: Lukas Cranach, der kunſtreiche Meiſter und werthe Freund unſers Luther. Ihre Namen wenigſtens dürfen auch dieſem Buche nicht fehlen, und ich könnte es mit keinen würdigeren ſchließen.

Zweites Buch.

Digitized by Google

Digitized by Google

§. 1.

Gegen das Ende des ſechszehnten Jahrhunderts zeigt ſich in Deutſchland, in politiſcher Hinſicht eine ſtets weiter ſich verbreitende, trübe Lähmung, wozu Rudolf's Regierung, die eigentlich gar keine Regierung war, ſehr viel beitrug. Dieſer Fürſt, der durch ſeine Rechtlichkeit als Privatmann Achtung verdient, und als Gelehrter nicht bloß eine deutſche, ſondern ſelbſt eine europäiſche Univerſität würde geziert haben, fühlte ſich unheimlich auf einem Thron, deſſen nur eine mit Heldenmuth vereinte Weisheit und großartige Vornehmheit würdig ſcheint. Wie hätte er den Sturm beſchwören können, der ſich unſerm Vaterlande zu nähern ſchien! Wir erlebten die Schmach, daß, nachdem Jülich und Berg erledigt worden wären, ſpaniſche Heerhaufen ungeſtraft Jahre lang am Rhein den Meiſter ſpielten, wir erlebten das Widerwärtige, daß in dem Hauſe Habsburg ſich ein unſeliger Bruderzwiſt entſpann, und daß Matthias Rudolfen einen Thron nahm, der jetzt wenig Beglückendes haben konnte.

Wohl kennt die Geſchichte gar manchen Thronenraub, aber faſt immer gehen doch großartige Kämpfe und flammende Leidenſchaften von Seiten des Räubers und des Beraubten voraus. Wir ertragen, wenn Albrecht von Oeſterreich mit Adolf von Naſſau im offenen Feld und im An-

Digitized by Google

geſicht des hellen Himmels wie ein Ritter mit dem andern ficht, und die deutſche Krone auf die Spitze des eigenen Schwerdtes ſtellt; wir haſſen ihn, wenn er den Sieg misbraucht; aber es iſt denn doch ein ächter und tüchtiger Haß den wir fühlen; — doch wie ſollen wir die Empfindung nennen, die ſich unſrer bemächtigt, wenn wir den Matthias ſehen, wie er liſtig lauernd den armen Bruder, deſſen Seele vertrauter war mit den Geſtirnen des Himmels als mit den Menſchen, den argloſen, der alles berechnen konnte nur ſein eigenes Geſchick und das Herz des Bruders nicht, wenn wir den Waffenloſen täuſchen und ihm Kron und Reich rauben ſehen! — Dieſe That wirft einen Schatten auf lange Jahrzehnte und wider Willen gedenken wir dabei des ungeheuern Wortes, daß die Sünden der Väter heimgeſucht werden ſollen an den Kindern bis in's dritte und vierte Glied.

§. 2.

Matthias fand nicht Glück auf dem entweihten Throne und die Gemüther der Deutſchen waren abgewandt von dem Manne, der ihn auf ſolche Weiſe beſtiegen hatte. Er fühlte daß er keine Liebe mehr zu verlieren habe, und da er ſelbſt nicht Liebe zu geben vermochte, ſo war Furcht das Gefühl, welches er erregen wollte und das er im tiefſten Innern doch wohl ſelbſt hegte. Was die Väter gewährt hatten, den heiligen Religionsfrieden und Religionsfreiheit, wagte er anzutaſten, und rief dadurch einen Krieg hervor, wie ihn die Welt nie erlebt hatte, einen Krieg der dreißig Jahre mit ſtets wachſender Schwere laſtete.

Er hatte durch das Unrecht, welches er ſeinem Bruder zugefügt, die Furien in ſein eigenes Haus gerufen, und ſo, ungeliebt von ſeinen Unterthanen und überwältigt von ſei-

ſeinen Unterthanen und überwältigt von ſeinen Verwandten, endete er ein Leben, das finſter und durch ein Verbrechen und viele Irthümer entſtellt, keinen Reiz mehr für ihn haben konnte.

Er hatte die Böhmen ſelbſt gelehrt, daß die Königswürde nur dann heilig iſt, wenn ſie göttlichen Urſprungs auch als göttliche Inſtitution betrachtet wird. Ferdinand II. ein Mann deſſen bedeutſame Eigenſchaften, einzelne Tugenden und Geiſtesgaben ſelbſt durch das wüthendſte Geſchrei der Partheien nicht ſo ſehr verläſtert und entſtellt werden konnten als durch den Indifferentismus ſpäterer Zeiten, hätte, ſo ſcheint es, mehr wie alle ſeine Vorfahren begabt, glücklichere Zeiten hervorrufen können. Aber ihm fehlte die Tugend, welche damals wohl die nothwendigſte war, um jenen Zweck zu erreichen, das Princip der Verſöhnung und die dahin führende geiſtige Mäßigung. Dieſe Tugend mußte ihm fehlen, denn er hielt ſie leider für keine, und ſo lange man ihn nicht vermögen konnte aus ſich herauszutreten und ein ganz anderer zu werden, war bei ſeinem eng abgeſchloſſenen Weſen kein Religionsfrieden zu hoffen.

§. 3.

Er hatte gezeigt, daß keine Gefahren, die ihm ſelbſt perſönlich drohten, ihm von ſeiner ſtarren Faſſung rauben konnten, er hatte bewieſen, daß er, obwohl niemals an der Spitze eines Heeres ſtehend, dennoch den ganzen Muth des Helden und der Todesverachtung habe, und daß keine Gewalt der Erde ihn abbringen könne von ſeinen Ueberzeugungen. Wer im Vertrauen auf Gott und ſich, und auf das was er als entſchieden wahr erkannte, den empörten Edelleuten ſo entgegen ſtehen konnte, als er, von dem war auch in allen ſpäteren Zeiten nichts anders zu erwarten als

vollſtändige Folgerechtheit, und es iſt ungehörig, wie ſo manche frühere Schriftſteller gethan haben, ihn anzurufen und anzuſchreien von einem Standpunkte, den er überhaupt — leider — nicht als rechtmäßig anerkannte. Daß er ihn nicht anerkannte, war ſein Fehler und ſein Unglück; die einzelnen Folgen können nicht befremden.

Wir Proteſtanten werden und wollen ihn ſtets als unſern Hauptfeind betrachten, und wir mögen das leitende Princip in ihm durchaus misbilligen; wir dürfen jedoch nie vergeſſen, daß er vielleicht unter allen Feinden, die wir je gehabt, der offenſte und klarſte geweſen, deſſen Herzen wohl nichts weher that, als daß jenes unſelige Princip ihn zwang unſer Feind zu ſein. — Lieben können, wollen und ſollen wir ihn nicht; aber fern ſei es, mit gemeinen Worten ſein Grab zu ſchmähen.

§. 4.

Wir nennen den Krieg, der ſich nun entſpann, den dreißigjährigen; doch möchte er leicht ſich als ein weit längerer darthun laſſen, denn gewiſſermaßen fing er an mit dem Eintritt der Spanier in Deutſchland und endigte mit der Räumung deſſelben durch die Schweden 1653.

Betrachten wir die ungeheuere Maſſe von Begebenheiten, welche dieſen Zeitraum bezeichnen, ſo ſcheint am beſten, um für den Zweck dieſes Buches alles kurz zuſammen zu drängen und ein ſchnelles Licht über dieſe Periode zu verbreiten, dieſelbe einzutheilen in drei Abſchnitte:

1) Großartiges Beginnen, und von beiden Seiten gleichmäßiges Bewußtſein des idealen Zweckes. Oeſterreich in ſtets wachſendem Vortheil am Schluß die Ueberkraft misbrauchend, und alles auf die äußerſte Spitze ſtellend. Max von Baiern, Tilly, Wallenſtein.

Digitized by Google

2) Seit der Ankunft Guſtav Adolfs: Oeſterreich im Nachtheil, zweifelhafte Rettung deſſelben durch Wallenſtein. Nach des Königs Tode: ſinkende Idee bei beiden Theilen. Die Schlacht bei Nördlingen, Culminationspunkt für Oeſterreich.

3) Oeſterreich in faſt ununterbrochenem Nachtheil. Die Schweden und Franzoſen faſt immer ſiegend. Faſt gänzliches Unterliegen Deutſchlands bei immer tiefer ſinkender endlich faſt ganz verſchwindender Idee des Krieges. Gleiches Leiden des katholiſchen wie des proteſtantiſchen Deutſchlands. Der Geiſt iſt entflohen und es bleibt faſt nur noch chaotiſche Nacht, thieriſche Wuth, mechaniſches Morden. Faſt ganz Deutſchland wird ausgeplündert, Greuel aller Art, gröſzeſte Verarmung, Peſt. Der weſtphäliſche Friede, wo möglich noch ſchlimmer als der Krieg, die Fremden als Diktatoren, traurige Nothwendigkeit eines Friedensexecutionstraktats zu Nürnberg. Wahrhaftes Ende 1653.

§. 5.

Indem wir die Entwickelung der jammervollen Folgen dieſer Zeit in ſittlicher, poetiſcher und politiſcher Hinſicht tiefer unten mitzutheilen gedenken, wenden wir uns jetzt zu dem wenigen Erfreulichen, was dieſe Periode bietet, und unter dieſem wenigen tritt uns als ſichtbare Erſcheinung des beſſern tiefern und innern Lebens unſre Litteratur mit faſt feierlichem Ernſt, und beruhigend, ſo weit ſie es vermag, entgegen.

Den Uebergang von dem durch Luther und Sachs angeführten Abſchnitte, zu dieſem von jeher und nicht ohne Grund geprieſenen aber noch bei weitem nicht genug erkannten Zeitalter der deutſchen Poeſie finden wir in einem

Digitized by Google

früherhin vergeſſenen, jetzt aber wieder mit gebührendem Lobe an's Licht gezogenen Dichter.

Georg Rudolf Weckhrlin,

(geboren zu Stuttgard 1587)

lebte in den männlichen Jahren zu London und ſtarb ungefähr im vierten Decennium des ſiebzehnten Jahrhunderts. Er iſt originell, und ſteht an Lebhaftigkeit, Feuer und Phantaſie meiſtens über Opitz. Sein Gemüth iſt ein offenes und religiöſes, das ſich ſtets freimüthig ausſpricht, ſo daß ſeine ganze Individualität in ihrer Liebenswürdigkeit, doch auch mit manchen menſchlichen Irrthümern an den Tag kommt. Man hat ihm Mangel an Correktheit in Anſehung der Sprache und des Metrums, ſo wie Nachläſſigkeit in den Reimen vorgeworfen. Mit Recht; doch hätte man nicht vergeſſen ſollen, daß er ſelbſt gar keinen Anſpruch auf jene Vorzüge macht, und daß er in der That nur den Uebergang zu der neuern Zeit bildet. Im Beſitze des Köſtlichſten: eines reichen, muthig gebenden und empfangenden Herzens, und einer Bruſt und Stimme, die weit hinreicht, vergaß er das was freilich keinesweges unbedeutend, doch gewiß nicht das Weſentlichſte des Dichters iſt, und leider nur für das Weſentlichſte gehalten worden. Was das ſechszehnte Jahrhundert Gutes hat, hat er auch; aber er iſt weiter ſchauend und in gewiſſer Hinſicht individueller, als die meiſten Dichter jener Zeit.

§. 6.

Obwohl er den bedeutendſten Theil ſeines Lebens im Auslande zubrachte, und, ein Unterthan Jakobs des Erſten und Karls des Erſten von England, bald nach Schottland, Irland, Spanien und Italien geſandt wurde, ſo blieb doch

Digitized by Google

ſein Sinn ein rein Deutſcher. Wenn aber auch ſein Gemüth bei dem Jammer des Vaterlandes nicht wenig litt, ſo mahlte ſich doch ihm, dem Fernen, manches weniger trüb, als den deutſchen Dichtern, welche das Geſchick zu Zeugen jener nie ermüdenden Noth machte. Daher iſt ſein Blick heiterer, ſein Herz mehr der Hoffnung zugewendet, und ſeine Poeſie lyriſcher, wofür indeß jene anderen doch auch reichen Erſatz bieten. Er kannte die Alten und die Italiener wie Opitz, aber er ahmt ſie nicht nach, am wenigſten in ihren didaktiſchen Theilen.

Wir haben von ihm Idillen, Elegien, Sonette, Epigramme; doch ſcheint das Sonett beſonders für ihn geeignet, da ſeine Begeiſterung ſich gern ſelber beſcheiden zu beſchränken geneigt iſt. In dieſer Form feiert er gern die proteſtantiſchen Helden des dreißigjährigen Krieges, Ernſt von Mansfeld, Guſtav Adolf und Bernhard von Weimar. Den höchſten Flug nimmt er in den Pſalmen, ſo wie in den fünf anderen geiſtlichen Gedichten, doch bleibt er ſich hier nicht gleich, und manche dürftige Zeile ſtört den Genuß. Seine Epigramme überraſchen durch Neuheit der Gedanken und Energie der Satire; doch dürfen wir gerade hier, in dieſer engſten Form, die Nachläſſigkeit der Sprache am meiſten tadeln.

Seine Zeitgenoſſen ſcheinen ihm als Dichter nur eine ſehr mäßige Theilnahme geſchenkt zu haben; wenigſtens iſt der Umſtand bedenklich, daß wir überhaupt nur zwei Ausgaben ſeiner Gedichte beſitzen (Amſterdam 1641 und 1646.). Indeſſen beweiſen dieſe Jahreszahlen ſelber, daß man ihm doch einige Liebe widmete, die in der Folgezeit ganz fehlte.

Man vergleiche über ihn Specimen dissertationis historico-criticae de poetis Germanicis hujus saeculi praecipuis publice ventilatum a M. Erdm. Neumeistero. Viteb.

Digitized by Google

1706 (durch einen ſeltſamen Druckfehler ſteht 1806.) S. 109. Aus Neumeiſters Urtheil iſt freilich nichts zu lernen; doch es anzuführen weil Weckhrlin in jener Zeit faſt ganz vergeſſen war *). Ein gutes Wort über ihn findet man im deutſchen Muſeum, October 1779. — Späterhin hat man im Loben des Guten faſt zu viel gethan.

§. 7.

Martin Opitz von Boberfeld,

(geb. zu Bunzlau am Boberfluß in Schleſien 1597, geſt. zu Danzig an der Peſt).

Ueber dieſes ſehr ausgezeichneten Mannes Leben welches manchem Wechſel des Glückes unterworfen war, ſind uns genaue Nachrichten aufbehalten, wozu beſonders die lateiniſche Rede, welche Coler **) auf ihn gehalten, fleißig benutzt worden iſt. Gottſched, Lindner, Triller, Bodmer, Breitinger, Zachariä und andere haben bereits des Dichters äußeres Leben ſo häufig und zum Theil ſo ausführlich beſprochen, daß ich hier nur die äußerſten Umriſſe zu geben brauche. Er ward ſorgfältig erzogen, und bewies großen Fleiß in Wiſſenſchaften und Sprachen, ſtudirte zu Frank-

*) Die oben angeführte Diſſertation iſt jetzt ſehr ſelten geworden, denn das Verſprechen der deutſchen Geſellſchaft zu Leipzig eine neue vermehrte Auflage zu beſorgen, wovon ſie im zweiten Theil ihrer Schriften (Leipzig 1734) Nachricht gab, iſt nicht erfüllt worden. Neumeiſter ſelbſt hat kein Talent zur äſthetiſchen Kritik und ſeine ſtarre Nüchternheit iſt oft höchſt läſtig; dennoch bleibt ſeine Schrift wichtig als Catalog, der uns manches aufſuchen lehrt, was wir ſonſt vielleicht ſelbſt dem Namen nach nicht kennen würden.

**) Chriſtoph Coler, ein Freund Opitzens, war kaltblütig genug, ſeine Laudatio honoris et memoriae Martini Opitii gleich nach dem Tode des Dichters, d. h. noch im Jahre 1639 zu ſchreiben, öffentlich vorzutragen und drucken zu laſſen.

Digitized by Google

furt an der Oder und zu Heidelberg, machte eine Reiſe durch die Niederlande und wurde nach der Zurückkunft Profeſſor am Gymnaſium zu Weißenburg in Siebenbürgen, dann Rath bei den Herzogen von Liegnitz und Brieg, an denen er wohlwollende Beſchützer und Pfleger ſeines Talentes fand, wurde bei ſtets wachſendem Ruhm vom Kaiſer Ferdinand II. mit dem Lorbeerkranz beſchenkt und unter dem Namen „von Boberfeld" in den Adelſtand erhoben. Wir ſehen ihn in den Jahren 1626 bis 33 als Geheimſchreiber des Burggrafen Hannibal von Dohna, der, vielleicht nur um den Dichter den Schreckniſſen des Krieges zu entziehn, ihn auf einige Zeit nach Paris ſandte, Umſtände welche ihn auch vermochten die Stelle eines Hiſtoriographen bei dem König Ladislaus IV. von Polen anzunehmen, bis er endlich, trotz aller Vorſicht, welche die Fürſten und ſeine Freunde für ihn hegten, in einem Alter von 42 Jahren dem Vaterlande entzogen wurde, deſſen Stolz er war.

§. 8.

Opitz iſt kein durchaus originaler überreicher Dichter, aber er iſt ein ſinniger, edler und zarter Geiſt *). Zart,

*) Des Dichters Zartheit zeigt ſich in ſeinem Leben nicht ſelten. Er ſcherzt in Briefen an Freunde über ſeine Erhebung in den Adelſtand, und obwohl er überall Bravheit zeigt, ſpricht er ſich doch die Ritterlichkeit ab. In den letzten Jahren ſeines Lebens ſcheint ſich immer mehr die Wehmuth ſeiner bemächtigt zu haben, und während ſeines letzten Aufenthalts in Danzig muß er ſchon in einem leidenden Zuſtand geweſen ſein, denn der bloße Anblick eines peſtkranken Bettlers zog ihm dieſelbe Krankheit zu. Schon am andern Tage verzichtete er auf das Leben, und ſandte nicht zum Arzt, ſondern zu einem Geiſtlichen, der ihn, den ruhig Ergebenen, zum Tode bereitete. Er ſcheint in Danzig keine Freunde gehabt zu haben, und es giebt ein ſchmerz-

Digitized by Google

ich wiederhole das Wort, denn es kommt ihm zu und iſt noch nie von ihm geſagt worden. Da man ihn meiſtens nur nach ſeinen Lehrgedichten und einigen ſeiner großartigen — doch oft entlehnten — Sentenzen beurtheilte. Seine Fürſten ſcheinen ihn ſehr wohl gekannt zu haben, da ſie ihn ſtets wie ein leicht verletzliches Kind, in dem aber Großes wohnt, zu hüten bemüht waren. Freilich vergeblich, denn wider jenes Gefühl giebt es keinen Schutz. Er war geneigt zur Fröhlichkeit, und hatte, wie mich dünkt, von Natur ein heiteres Temperament; aber er gelangte nur ſelten zum Lebensgenuſſe, wie er ihn liebte, denn ſein offnes Herz konnte ſich der Theilnahme nicht verſchließen, die das leidende Vaterland in ihm erregte. Er hoffte von Jahr zu Jahr, daß die Verhältniſſe günſtiger werden würden, aber ſie wurden faſt mit jedem Monate ſchlimmer, und bei der immer mehr und mehr ſich verwirrenden ſchneidend feindlichen Lage der Dinge, ſchien zuletzt kaum mehr eine irdiſche Hoffnung aufkeimen zu können. Er ſelbſt, als einzelne Perſon, hat wohl nur wenig oder gar nichts äußerlich gelitten, denn manche Fürſten ſorgten, wie geſagt, recht väterlich für ihn, aber wie hätte der wackere Mann jemals eine ſelbſtſüchtige Beruhigung in ſich aufkommen laſſen mögen?

§. 9.

Suchen wir in ſeinen Gedichten nur immer ihn, und zwar nach den eben gegebenen Andeutungen, ſo wird dadurch für uns ein neues Licht auf dieſelben fallen.

---

liches Gefühl, daß er, der ſonſt das Glück der Freundſchaft in ſo reichem, faſt beiſpiellos reichem Maaß genoſſen hatte, gerade hier einſam ſterben mußte.

Digitized by Google

Er gelangt — ſo zeigt es ſich — nur ſelten zu einer vollen Heiterkeit; wird ſie ihm aber einmal wirklich zu Theil, ſo ſehen wir ihn überaus liebenswürdig. Er freut ſich dann des Frühlings, des Weins, (dem ſogar zuweilen Citronen und Zucker beigemiſcht werden) der Freundſchaft und des ſchönen eigenen Dichterruhms. Er darf ſich ohne allen Hochmuth deſſelben erfreuen, denn er ſieht in ihm nur den Ruhm des geliebten Vaterlandes, und betrachtet die Poeſie nur als ein reines Gottesgeſchenk. Er hält, wie billig, etwas auf ſich; aber er überſchätzt ſeinem Werth nie und nirgends, und genau wiſſend wie weit ihn ſein Flug trage, freut er ſich herzlich auf die Erſcheinung des Poeten der ihn einſt weit hinter ſich laſſen werde *).

Zu den lyriſchen Gedichten ſcheint Opitz ſelbſt alle diejenigen zu rechnen, die irgend ein aus ſeiner tiefſten Eigenthümlichkeit entſpringender Moment der Begeiſterung ihm eingab. Hier iſt des Dichters reinſte und ſchönſte Seite, hier bindet ihn keine Feſſel der (holländiſchen) Schule, kein Geſetz des Herkommens, keine trübe Reflexion. Er iſt der eigne ſelbſtſtändige Geiſt, der ſich hier zu bedeutenderer Anſicht des Lebens erhebt, das eigne feurige Herz, das hier ſein Sehnen und ſein Ahnen, ſein Haſſen und ſein Lieben verkündigt, das kräftig deutſche Gemüth, das ſich hier in jener ächt menſchlichen Vereinigung von Stolz und Demuth erklärt und ausſpricht. Und die Sprache, die ſich ihm in

---

*) In dem Gedichte an einen ſeiner liebſten Freunde, Nüßler heißt es:

Hola! gebt mir ein Glas Wein,
　　Waſſer hab ich nicht vonnöthen:
Nun, es gilt dir Bruder mein!
　　Auf Geſundheit des Poeten,
Welcher künftig mich und dich
Weit ſoll laſſen hinter ſich.

Digitized by Google

ſeinen didaktiſchen Gedichten nicht ſelten weigert, offenbart ſich ihm hier in ihrer ganzen Mannigfaltigkeit, Pracht und Fülle.

§. 10.

Nur durch dieſe lyriſche Gedichte, in denen er ſich in ſeiner rein menſchlichen Liebenswürdigkeit zeigt, iſt er der Mann des deutſchen Volks geworden.

Man hat bisher (ſo ſchrieb ich ſchon 1805 und wiederhole es auch heute, da der Umſtand allerdings recht wichtig iſt), man hat bisher faſt immer das Gegentheil behauptet und Opitzens Verdienſt dem größten Theile nach, auf die didaktiſche Poeſie beſchränkt; man hat gemeint, er feſſele nur durch den Verſtand und die Lebensweisheit ſeiner Muſe, und durch die treffenden Bemerkungen, die ſie überall geſchickt und ungeſucht einſtreuet. Man fühlt es, ſo ſetzen dieſe Kritiker hinzu, daß die Schwingen der deutſchen Muſe noch ungeübt ſind, und wünſcht, daß ſie ſich höher erheben und etwas mehr Vertrauen in ihre Kräfte ſetzen möchte u. ſ. w. *). In einem ſo leichtſinnig hochfahrenden Tone iſt nicht ſelten in Deutſchland über lyriſche Dichter vom erſten Range geurtheilt worden. Aber freilich hat man auch größtentheils noch ſo vage Ideen über das Weſen der lyriſchen Poeſie, die ſich manchen Kritikern zu Folge in krampfhaften Zuckungen nur und mit wildem Flügelſchlag verneh-

*) S. Nachträge zu Sulzers Theorie der ſchönen Wiſſenſchaften, I. S. 238. Der ganze dort gegebene Aufſatz über deutſche Poeſie iſt ein trauriger Beweis von der Geiſtloſigkeit ſeines Urhebers. (Dieſe Anmerkung v. J. 1805 hat einige bitterböſe Kritiken meines frühern Werks veranlaßt, wie denn das ganz in der Ordnung iſt, da gekränkte Eitelkeit ſich nicht ohne Rohheit zu expectoriren pflegt).

Digitized by Google

men laſſen ſoll. Die ſchön beruhigte Kraft wird ſelten in ihrem Werthe erkannt. — Wie ſelten wiſſen Jene überhaupt nur was ſie wollen, und was nicht.

§. 11.

Da es nun aber einmal ſeit Gottſched ausgeſprochen war, Opitz ſei als Lehrdichter am ſchätzbarſten, ſo hat das ein Literargeſchichtſchreiber und Kritiker dem andern nachgeſchrieben, bei welcher unſtatthaften Bequemlichkeit auch noch eine ſeltſame Inconſequenz waltete. Man ſah ſich mitunter nach einem Stoff für — rhetoriſche Uebungen um, und wählte dazu das Lob Opitzens, der ſodann als ein unſchätzbarer Vater der deutſchen Poeſie auf den höchſten Thron geſetzt wurde, wobei ſich manche aufgeſparte, gleichſam getrocknete Phraſen brauchen ließen; gelangte man aber durch die unerſprießlichen Worthaufen der Einleitung hindurch zur Beurtheilung ſeiner einzelnen Werke, ſo ward ihm wieder faſt alles Lob entzogen, und es kam am Ende faſt ſo heraus, als wäre er doch meiſtens — nicht ſonderlich und faſt langweilig. Auf eine ähnliche Weiſe haben manche Engliſche Pſeudokritiker mit dem freilich unendlich größern Shakſpear verfahren, indem ſie in den Vorreden zu ihren Ausgaben der Shakſpearſchen Werke, den ganzen Schatz lobender Beiwörter ausſtrömen und ſodann wenn es nun andem iſt, daß ſie die einzelnen Dramen erklären und beurtheilen ſollen, kaum Worte genug finden können die Geſchmackloſigkeit des Poeten zu züchtigen.

Bei Opitz hat dieſes Verfahren die ſchlimmſten Folgen gehabt; denn wenn nun neuere Leſer an ſeine zu ſehr geprieſene Lehrgedichte gingen, ſo fanden ſie ſich wohl unbefriedigt, und da ſie längſt gehört, daß die lyriſchen Gedichte nur ſchwache Verſuche ſeien, ſo laſen ſie die gar nicht, und

Digitized by Google

ſtanden bald von dem ganzen Manne ab, meinend, es ſei doch verwunderlich, wie er zu ſolchem Ruhm gekommen.

§. 12.

Und doch iſt es ſo leicht, bei jedem rein ſinnigen und fühlenden Menſchen eine ächte Liebe für Opitz zu erwecken. Man zeige ihm nur Gedichte wie: „Ich empfinde faſt ein Grauen" u. ſ. w., oder „Iſt irgend zu erfragen" u. ſ. w. und er wird ihn gar gern lieben wollen und lieben müſſen. Hat er ihn aber erſt einmal liebend erfaßt, dann werden ihm auch jene Lehrgedichte eine beſſere Stunde bereiten und er wird gern mit dem geliebten Dichter auch klagen, philoſophiren, und ſich beruhigen.

Dieſe Lehrgedichte ſind Folgende: Lob des Feldlebens — Troſtgedicht in den Widerwärtigkeiten des Krieges — Veſuvius oder von den Urſachen der feuerſpeienden Berge — Zlatna (ein Landgut bei Weißenburg), oder von der Ruhe des Gemüths — Lobgeſang des Neides (zum erſtenmal abgedruckt in der neuen Literatur- und Völkerkunde 1791, Mai) — Lob des Kriegsgottes Martis.

Es iſt nicht zu verhehlen, daß Opitz in dieſen Werken die Poeſie faſt nur als ein Vehikel der Moral betrachtet, daß er zuweilen durch das Eingehen in ein großes Detail ermüdet, daß er ſich oft nach zu vielen Seiten hin zerſtreut, und daß er, indem er alles ſagen will, zuweilen breit und kraftlos erſcheint. Das aber mache uns nicht ungerecht gegen den Geiſt im Allgemeinen, der in dieſen Gedichten wohnt, und gegen manche in jeder Hinſicht geglückte Einzelnheit.

Ueberall zeigt ſich der Mann, der viel Gutes und Schönes aus Büchern gelernt hat, das Beſte aber doch aus ſich ſelbſt und dem eigenen Leben. Er verbirgt uns nicht

Digitized by Google

wie tief ſein Herz verwundet iſt durch den Anblick der Greuel, welche der unſelige Krieg, deſſen Zeuge er war, veranlaßte; aber er **bleibt** nicht wund, und durch Philoſophie und Religion geht ihm der Troſt auf, der nimmer wanken kann. Je ſchwerer es dem Menſchen gemacht wird, Hoffnungen zu faſſen, deſto größer iſt ſeine Tugend wenn er dennoch hofft; und jemehr das Vaterland leidet, jemehr ſollen wir es lieben und deſſen angetaſtete Ehre kräftig verfechten. Alſo unſer Dichter.

§. 13.

Ein gleiches Urtheil dürfen wir auch von ſeinen poetiſchen Epiſteln fällen, die wir in nicht geringer Anzahl in ſeinen Werken finden. Die Perſönlichkeit, die ſich hier darlegt, giebt ihnen den meiſten Werth; und es iſt deshalb um ſo mehr zu bedauern, daß nicht ſelten der Gelehrte den Menſchen überflügelt. Da er eine Menge ſchöner Sprüche aus griechiſchen und römiſchen Schriftſtellern kennt, und (was leicht genug iſt) auswendig weiß, ſo kann er es nicht laſſen, ſie anzubringen und die Gelegenheit dafür zu **machen**, ohne zu bedenken, daß eine **gemachte** Gelegenheit **keine** iſt. Opitz war in der That ein gelehrter Mann und inſonderheit ein trefflicher Sprachkenner, er iſt deshalb häufig gar ſehr gerühmt worden, und ich möchte ihn nicht weniger deshalb loben; aber als Dichter hat ihn ſeine Gelehrſamkeit oft nur geſtört. Dürfte ich mich eines etwas grellen Bildes bedienen, ſo würde ich ſagen, er habe die Flügel des Muſenroſſes mit mancher antiken Koſtbarkeit ſo ſehr bepackt, daß das edle Thier nun nicht mehr leicht fliegen kann. Hin und wieder bemerkt man ſogar, daß ihm die Erwerbung jener Gelehrſamkeit ein wenig ſauer geworden iſt, was ihm als Menſchen nicht die mindeſte Schande macht; aber als Dichter ſoll er es nicht ſich merken laſſen.

Digitized by Google

Dennoch iſt er gerade dafür am meiſten gelobt worden denn in der Regel achten die meiſten Deutſchen nur das, was große Mühe gekoſtet hat, und ſie mögen es auch wohl leiden, wenn dieſe Mühe ſichtbar iſt. Das Princip, welches hiebei zum Grunde liegt, iſt ein ſehr ehrbares, aber freilich auch ein ſehr unpoetiſches.

§. 14.

Unter den dramatiſchen Arbeiten dieſes Dichters hat die Bearbeitung der Sophokleiſchen Antigone den wenigſten Werth, doch iſt dabei ſein Verdienſt, daß er der Erſte war, der eine griechiſche Tragödie in deutſche Verſe zu überſetzen wagte, allerdings nach Würden anzuerkennen. Ein ähnliches Streben mit faſt ähnlichem Erfolge finden wir in ſeiner Ueberſetzung der Senekaiſchen Tragödie: „die Trojanerinnen," in der es ihm trotz aller Bemühung, den Seneka unverfälſcht zu geben, dennoch nicht gelang, die antithetiſche Kürze und das epigrammatiſche Pathos im Deutſchen glücklich nachzuahmen *).

Seine Opern Judith und Daphne ſind nach italieniſchen Originalen gedichtet worden, und verdienen als erſte Verſuche rühmende Anerkennung. Daphne (von der ein neuer Abdruck im zweiten Theil von Tiecks deutſchen Theater erſchienen iſt) wurde 1627 bei der Feier der Vermählung des Landgrafen von Heſſen mit der Schweſter des Kurfürſten von Sachſen zu Dresden aufgeführt, und iſt ſchon um deswillen merkwürdig, weil Opitz hier gezeigt, daß er ſich auch in den freieſten flüchtigſten Sylbenmaaßen mit Leichtig-

*) Eine ausführlichere Beurtheilung dieſer Bearbeitung enthält die Einleitung zu meiner Ueberſetzung der Trojanerinnen (Penig 1803). Hier ſind auch mehrere charakteriſtiſche Stellen aus ſeiner Ueberſetzung mitgetheilt worden.

Digitized by Google

keit bewegen kann, und daß ihm die Anmuth keineswegeſ fremd ſei, von der faſt alle früheren Beurtheiler des Dichters, die in ihm nur den faſt überernſthaften Lehrer ſahen, gänzlich geſchwiegen haben. Rührend und beziehungsreich wichtig iſt es aber, daß der Dichter ſelbſt ein wenig unruhig dabei geworden iſt, indem er dem Leſer erzählt, dieſes Drama ſei mehrentheils aus dem Italieniſchen genommen, und deshalb auch „gleichfalls auf ſelbige Art und heutigem Gebrauche ſich zu bequemen, wie wohl auch von der Hand weggeſchrieben worden.“ Dieſes ſetze er zu ſeiner Entſchuldigung da er „ſonſt wohl wiſſe was die Alten wegen der Trauerſpiele und Komödien zu befehlen (!) pflegen.“ — — Wir haben hier wieder das ſo eben angegebene Princip der Mühe und der Mühſeligkeit. Dem edeln Dichter war die Daphne viel zu leicht geworden, und er konnte deshalb nicht glauben, daß ſie gut ſei.

§. 15.

Für das Epigramm war Opitzens ganze ſinnige Natur wohl geeignet, doch iſt was er in dieſer Form gab meiſtens nur nachgeahmt oder überſetzt: aus der Anthologie, dem Dionyſius Cato, Martialis, und andern neueren lateiniſchen Dichtern. Dieſe Nachbildungen ſind größtentheils wohlgerathen, doch bedauern wir, daß er ſich ſo häufig an fremden Stoff hält, da ihn ſein eigenes tüchtiges und erfahrungsreiches Gemüth an würdigen Stoff gewiß nie Mangel leiden läßt. Ungenügend ſind dagegen die Nachbildungen einiger Anakreontiſcher und Catulliſcher Lieder, denen er die urſprüngliche Leichtigkeit nicht wieder zu geben vermochte.

Ein größeres Verdienſt erwarb ſich Opitz um das Sonett, ob er gleich nicht als der erſte Pfleger deſſelben anzu-

Digitized by Google

ſehen iſt. Sind gleich einige ſeiner Sonette nur koloſſale Epigramme, ſo athmen doch auch manche den reinen Geiſt des ächten Sonetts: ſtill beruhigte und begränzte Empfindung. Merkwürdig iſt es, daß wir ſelbſt eine Seſtine (die er Sechſtine nennt) bei ihm finden und ſein Talent begünſtigte die Kühnheit mit der er auch dieſe (nicht bedeutende) Form der Poëſie in deutſcher Sprache nachzubilden ſtrebte. Zwar gefällt ſich Opitz gewöhnlich nur in beſonderer Einfachheit; dennoch mußten ihm, dem wirklichen Dichter, einige ebene Formeln der angenehmern Künſtlichkeit für gewiſſe Fälle gar wohl zuſagen. Die kleinmüthige Rückſicht, als weigere ſich unſre Sprache dieſe und ähnliche Spiele ſüdlicher Nationen nachzubilden kannte unſer wackerer Martin wohl nicht, ſo wie wir denn überhaupt dieſe und andre allzuſcheue Verzichtleiſtung als das Reſultat der Verzagtheit ſpäterer Zeiten anzuſehen haben.

§. 16.

Auch als Proſaiſt iſt Opitz ehrender Beachtung werth. Sein Styl iſt raſch und voll nerviger Lebendigkeit; er hat faſt alles Intereſſante der Senekaiſchen Schreibart, und ermangelt rühmlicher Weiſe mancher Fehler derſelben. Das was ſeine Gedichte anziehend macht, der Gedanke ſelbſt und das Lehrende findet ſich in ſeinen wenigen proſaiſchen Aufſätzen nicht bloß gleichfalls, ſondern faſt noch in reicherm Maaße. Hier hemmt ihn nichts, er öffnet den Schatz ſeines Geiſtes und Herzens, leider aber auch faſt den ganzen Schatz ſeines Gedächtniſſes, oder, wenn daſſelbe nicht ausreichen ſollte, auch wohl einige ſeiner Excerptenbücher. Betrachten wir z. B. ſein Troſtſchreiben an David Müller, in welchem er den Freund über den Verluſt einer geliebten ſechsundzwanzigjährigen Hausfrau, beruhigen will, ſo finden

Digitized by Google

den wir, daß faſt in jeder Periode eine Sentenz iſt. Was ihm ſein eigener Geiſt eingegeben hätte, würde ohne Zweifel hingereicht haben; aber ihm iſt nicht möglich eine ſolche Anſicht zu hegen; ihm müſſen Pindar, Aeſchylus, Sophokles, Ariſtoteles, Menander, Cicero, Plinius, vor allen aber Seneca von ihren Schätzen leihen. Es iſt angenehm, ſo viele ſchöne Stellen aus den Alten auf wenigen Blättern zuſammen zu haben, aber was erreicht er dadurch? er wirft einen mit Gold und Edelſteinen überreich geſtickten Purpurmantel auf das Grab, und hofft, der Wittwer ſolle nun getröſtet ſein. Aber ich zweifle, daß dieſer klaſſiſche Mantel eine ſolche Wirkung habe hervorbringen können; die paar Roſen und Lilien, die er mit einer bloß frommen Hand darauf ſtreuet, haben ohne Zweifel das Beſte oder vielmehr alles gethan. Wer in Opitz den ſtarken wackern Mann kennen lernen will, der leſe inſonderheit dieſe genannte Troſtſchrift.

§. 17.

Noch berühmter iſt ſeine kritiſche Abhandlung von der deutſchen Poeterei (ſeltſam genug ſpäterhin von ihm ſelbſt nur **Prosodia germanica** genannt) welche zuerſt im Jahre 1624 erſchien, und bis zu Lohenſteins Zeiten als ein untrügliches Lehrbuch der Aeſthetik galt. Das iſt es nicht, aber ein großes Lob verdient das Werk in mancher Hinſicht allerdings. Faſt alles was er über den proſodiſchen und poetiſchen Charakter der deutſchen Sprache urtheilt, iſt vortrefflich, und vor ihm nie öffentlich erkannt worden, die Achtung mit der er von den deutſchen Minneſängern ſpricht um ſo verdienſtlicher, da dieſelben faſt gar nicht geleſen wurden. (Bekannt iſt auch, daß Opitz nicht bei bloßen Empfehlungen ſtehen bleib, und daß wir ihm die Bewahrung des Lobgeſangs auf den heiligen Anno, des herrlichſten Ge-

dichtes aus dem elften Jahrhundert, verdanken). Ueberall zeigt ſich ſeines Geiſtes Durchdrungenheit von der großen Würde der Poeſie, von der es überall bei ihm heißt, daß ſie „aus göttlichem Antriebe und von der Natur herkomme,“ weshalb auch der Dichter ein „großes, unverzagtes Gemüth haben, und hohe Sachen bei ſich erdenken können müſſe.“ Wer endlich, wie er, von der Poeſie ſagen kann, daß ſie „die älteſte Form der Wiſſenſchaft,“ und eine „verborgene Theologie ſei,“ ſo wie gleichfalls unumwunden ausſpricht „man könne nichts Närriſcheres meinen, als die Poeterei beſtehe bloß in ihr ſelber, die doch alle andere Künſte und Wiſſenſchaften in ſich halte,“ dem wollen wir gern vergeben, wenn er an anderen Orten wieder etwas ſcheuer wird, und das philoſophiſch-Lehrende und moraliſch-Erbauliche als das hauptſächlichſte Intereſſe der Poeſie aufſtellt.

§. 18.

In Beziehung auf die Aufnahme bei dem Volk, und auf die Kritik die er erfahren, hat Opitz beſondere Schickſale gehabt. Während ſeines Lebens ward er von den Deutſchen geliebt und geehrt, und von ſeinen Schülern inſonderheit faſt vergöttert. Es iſt rührend und erbaulich zu ſehen, wie man, ſelbſt in den bitterſten äußeren Leiden, mit freudigem Stolze dem Gedanken ſich überließ, einen wahrhaftigen Dichter zu beſitzen. Freilich ward er überſchätzt; allein die Zeitgenoſſen ſchienen ſich ſelbſt zu beſcheiden, nicht als Kritiker zu reden, und über das Maaß der Liebe ſoll man nicht rechten wollen, ſobald überhaupt nur, wie hier, der Gegenſtand ein im Allgemeinen würdiger iſt.

In der folgenden Zeit, als Hoffmannswaldau und Lohenſtein eine picantere Poeſie einführten, ſah man Opitz nur als einen ziemlichen Vorläufer an, deſſen Verdienſte

man zwar anerkennen und ehren müſſe, der indeß in jenen Männern ſeine Meiſter gefunden habe. Es iſt überraſchend, daß ſelbſt der geiſtreiche Caniß dieſer irrenden Anſicht beiſtimmte *).

In der darauf folgenden noch traurigeren Periode einer faſt vollendeten Undeutſchheit und Unpoeſie ſchien Opiß ganz vergeſſen zu werden, denn man erfreute ſich größtentheils nur an ſchlechten Romanen und ſeichten Reimen, mit denen Deutſchland überfüllt wurde.

Späterhin ward zwar durch Bodmer und Gottſched — die wenigſtens in dieſem Punkte übereinſtimmten — die Feier des faſt verſchollenen Dichternamens wieder hervorgerufen; allein es galt doch immer faſt nur die einſeitige Verehrung für ſeine didaktiſche Poeſie, hie und da war es vielleicht auch nur der Name den man feierte. Von dem, was der treffliche Mann Heiteres und Anmuthiges gedacht, gewollt und zuweilen erſtrebt hatte, von dem war eben nicht die Rede, dagegen verſuchte man ſeine Irrthümer, inſonderheit ſein Streben in der lehrenden und beſchreibenden Dichtkunſt nach allen Kräften als wahrhaft richtige Norm zu ſanktioniren. Ueberhaupt ſcheint man auch in neueren Zeiten nur zu oft ſeinen Namen als ein bloßes Loſungswort gebraucht zu haben, das irgend eine Parthei ſammeln ſollte, oder mit dem man eine ſehr einſeitige und höchſt unvollſtändige Kenntniß der altdeutſchen Poeſie zu verhüllen ſuchte.

*) In ſeiner noch immer nicht ganz veralteten Satire auf die Poeten ſeiner Zeit heißt es:

Durch Opiß's klaren Bach gehn wir mit trocknen Füßen;
Wo ſieht man Hoffmanns Born und Lohnſtein's Ströme fließen?

Es iſt deutlich genug, wem hier der Vorzug gegeben wird.

Digitized by Google

§. 19.

Die hundertjährige Todtenfeier, welche Gottſched dem Dichter zu Ehren 1739 veranſtalten wollte, kam nicht, wie man gehofft, zu Stande; veranlaßte indeſſen eine Unzahl ſchlechter Reimereien. Vielleicht nimmt den an ſich löblichen Vorſatz ein Beſſerer im Jahr 1839 wieder auf, und findet dann eine beſſere Zeit.

Der Ausgaben, welche von den Opitziſchen Werken veranſtaltet worden ſind, giebt es ziemlich viele, doch haben ſich einige ſehr ſelten gemacht. Die erſte Ausgabe erſchien zu Straßburg 1624 und ward von des Dichters Freunde J. W. Zinkgref beſorgt; die von Opitz ſelbſt veranſtaltete Sammlung kam zu Breslau heraus 1625. Die bequemſte ſauberſte und vollſtändigſte iſt indeß erſt 1644 zu Amſterdam in drei Theilen erſchienen. Die neueſte Ausgabe, welche Bodmer und Breitinger veranſtalteten, erſchien zu Zürich 1745; doch konnte nur der erſte Theil erſcheinen, da ſie durch die von Triller beſorgte verdrängt wurde. Dieſe letztere, welche aus vier Bänden beſteht, zeigt indeß nur zu ſehr, wie wenig Triller, als ein Gottſchediſcher Schüler Opitzens Geiſt zu faſſen im Stande war. Er beging ſogar die Keckheit, mehrere der trefflichſten Gedichte deſſelben mit beſchränktem Sinne zu verändern.

§. 20.

Anhang.

Da man mich verſichert, daß die oben erwähnten beiden Gedichte nur ſehr wenigen Leſern bekannt ſein würden, indem ſie ſich unter ſo manchen größeren faſt verſtecken, ſo theile ich ſie hier gern mit, weil ſie vielleicht Manchen ver-

anlaſſen werden, eine nähere Bekanntſchaft mit Opitzens lyriſchen Gedichten zu ſuchen.

1.

Ich empfinde faſt ein Grauen
Daß ich, Plato, für und für
Bin geſeſſen über dir;
Es iſt Zeit hinaus zu ſchauen
Und ſich bei den friſchen Quellen
In dem Grünen, zu ergehn
Wo die ſchönen Blumen ſtehn,
Und die Fiſcher Netze ſtellen.

Worzu dienet das Studieren
Als zu lauter Ungemach?
Unterdeſſen lauft der Bach
Unſers Lebens, das wir führen
Ehe wir es inne werden
Auf ihr letztes Ende hin,
Dann kömmt ohne Geiſt und Sinn,
Dieſes alles in die Erden.

Hola, Junger, geh' und frage,
Wo der beſte Trunck mag ſeyn,
Nimm den Krug, und fülle Wein.
Alles Trauren, Leid und Klage,
Wie wir Menſchen täglich haben,
Eh uns Clotho fortgerafft,
Will ich in den ſüßen Saft,
Den die Traube giebt, vergraben.

Kaufe gleichfalls auch Melonen
Und vergiß des Zuckers nicht;
Schaue nur, daß nichts gebricht:
Jener mag der Heller ſchonen,
Der bei ſeinem Gold und Schätzen
Tolle ſich zu kräncken pflegt,
Und nicht ſatt zu Bette legt.
Ich will, weil ich kann, mich letzen.

Digitized by Google

Bitte meine gute Brüder
Auf Muſik und auf ein Glas:
Kein Ding ſchickt ſich, dünkt mich, daß,
Als ein Trunck und gute Lieder.
Laß ich ſchon nicht viel zu erben;
Ey ſo hab ich edlen Wein:
Will mit andern luſtig ſeyn,
Muß ich gleich alleine ſterben.

2.

Iſt irgend zu erfragen
Ein Schäfer um den Rhein
Der ſehnlich ſich beklagen
Muß, über Liebes Pein,
Der wird mir müſſen weichen,
Ich weiß ſie plagt mich mehr:
Niemand iſt mir zu gleichen,
Und liebt er noch ſo ſehr.

Es iſt vorbey gegangen
Faſt jetzt ein volles Jahr
Daß Phyllis mich gefangen
Mit Liebe ganz und gar,
Daß ſie mir hat genommen
Gedanken Muth und Sinn:
Ein Jahr iſt's, daß ich kommen
In ihre Liebe bin.

Seitdem bin ich verwirret
Geweſen für und für
Es haben auch geirret
Die Schafe neben mir;
Das Feld hab ich verlaſſen
Gelebt in Einſamkeit
Hab alles müſſen haſſen
Warum ein Menſch ſich freut.

Digitized by Google

Nichts hab ich können ſingen,
Als nur ihr klares Licht;
Von dir hab ich zu klingen
Die Lauten abgericht;
Wie ſehr ich ſie muß lieben,
Und ihre große Zier
Das hab ich faſt geſchrieben
An alle Bäum allhier.

Kein Trinken und kein Eſſen
Ja nichts hat mir behagt,
Ich bin nur ſtets geſeſſen
Und habe mich beklagt:
In dieſem ſchweren Orden
Verändert alles ſich
Die Heerd iſt mager worden,
Und ich bin nicht mehr ich.

Sie aber hat die Sinnen
Weit von mir abgekehrt,
Iſt gar nicht zu gewinnen,
Als wär ich ihr nicht werth;
Da doch, was ich geſungen
Im Brittenland erſchallt,
Und auch mein Thon gedrungen
Bis durch den Böhmer Wald.

So hab ich auch darneben
Ich habe was bey mir,
Das ich nicht wollte geben
Um alles Vieh allhier,
Das an des Neckers Rande
Im grünen Graſe geht:
Mein Lob wird auf dem Lande
Und in der Stadt erhöht.

Jedoch nach nach dieſem allen,
Frag ich nicht ſonders viel,

Digitized by Google

Der Phyllis zu gefallen
Klingt bloß mein Saitenſpiel,
Weil nichts iſt, das auf Erden
Mir ohne ſie gefällt;
Kann ihre Gunſt mir werden
So hab ich alle Welt.

---

§. 21.

Den Schluß dieſes ganzen Abſchnittes mache Paul Flemming mit einem Sonett, in welchem er Opitzens Tod feiert:

So zeuch auch du denn hin in dein Elyſer Feld,
Du Pindar, du Homer, du Maro unſrer Zeiten
Und untermenge dich mit jenen großen Leuten
Die ganz in deinen Geiſt ſich hatten hier verſtellt.

Zeuch jenen Helden zu, du jenen gleicher Held
Der jetzt nichts gleiches hat, du Herzog deutſcher Saiten,
O Erbe durch dich ſelbſt der ſteten Ewigkeiten,
O ewiglicher Schatz, und auch Verluſt der Welt.

Germania iſt todt, die Herrliche, die Freie,
Ein Grab verdecket ſie und ihre ganze Treue,
Die Mutter die iſt hin, hier liegt nun auch ihr Sohn,

Ihr Rächer und ihr Arm. Laßt, laßt nur alles bleiben,
Ihr, die ihr übrig ſeid, und macht euch nur davon.
Die Welt hat wahrlich mehr nichts Würdig's zu beſchreiben.

§. 22.

Paul Flemming,

(geb. zu Hartenſtein im Voigtlande, ſtarb zu Hamburg am 2. April 1640.)

Er erhielt den erſten gelehrten Unterricht zu Meißen auf der hohen Schule, und ſtudirte hinterher zu Leipzig die

Arzneiwiſſenſchaft. Jugend, Geſundheit und Vaterlandsliebe begeiſterten ihn ſchon damals zu manchem friſch blühenden Gedichte, doch leiden einige dieſer früheren Erzeugniſſe an dem Fehler des Zuvielſagens, ſo daß mit unter in manchem langen Gedicht nur einzelne Verſe genügen, die ſich indeſſen auch in ihrer Einzelheit als Epigramme oder lyriſche Empfindungen in freier Form genießen laſſen.

Von frühſter Kindheit auf im Beſitze einer ungetrübten Geſundheit und eines männlich ſtrebenden Herzens, erwuchs in ihm eine in der damaligen Zeit nicht häufige Reiſeluſt, und zwar eine im höhern Styl, indem er nicht bloß das Auge und das Ohr ergötzen und Neues erfahren, ſondern die Welt, aus inniger Liebe für die Menſchen, näher kennen lernen, und traulicher umfaſſen wollte. Da nun ſein Gemüth immer mehr verwundet wurde durch den Anblick des leidenden Vaterlandes, ſo nahm er im Anfange ſeiner männlichen Jahre Theil an der großen Geſandſchaft nach Rußland und Perſen, welche der Herzog Friedrich von Holſtein veranſtaltete. Die eigentlichen Zwecke dieſer Geſandſchaft ſind noch nicht gänzlich aufgehellt; in jedem Falle waren ſie ſehr bedeutend, und nicht ohne Phantaſie, mehr für eine ſpäte Zukunft als für augenblicklichen Vortheil berechnet. Vielleicht aber hatte die Phantaſie auch zu großen Antheil daran, und ſo wollte ſich die Wirklichkeit nicht fügen; doch tritt eben hier der Troſt ein, daß Großes gewollt zu haben ſchon in ſich Lohn habe. — Männer wie Flemming, Olearius und Aehnliche hatten ohnehin ſchon Freude genug in dem Gedanken, auf ihre eigne Hand etwas Tüchtiges, Bedeutſames, und — Romantiſches unternommen zu haben.

§. 23.

Alles was eine Reiſe nur Gefahrvolles und Beſchwerliches haben kann, traf die kühnen Reiſenden wirklich: Hun-

Digitized by Google

ger und Durſt, Schiffbruch und Ungewitter, und häufige blutige Misverſtändniſſe mit den Fremden. Dieſes letztere Ungemach wurde größtentheils durch den Anführer der Geſandtſchaft ſelbſt veranlaßt. Dieſer, Otto Brüggemann geheißen, erſcheint als ein ſeltſamer abenteuerlicher Mann, von dem noch vor kurzem ein geiſtreicher Schriftſteller mit Recht behauptet, er ſcheine ſich den Wallenſtein zum Muſter genommen zu haben. Er brachte es jedoch bei ſeinen beſchränkten Mitteln zu nichts weiter als zu einer wunderlichen Fratze des Friedländers, und ohne gerade bösartig zu ſein, beging er in Augenblicken des Zornes der Gewaltſtreiche ſo viele, daß wir es dem Perſerſchach durchaus nicht verdenken können, wenn er kein Vertrauen zu ihm faſſen konnte und zuletzt eine feindliche Kälte gegen die ganze teutſche Reiſegeſellſchaft blicken ließ. Dieſe durch ihn verſchuldete gänzliche Vereitelung des Zwecks, ſo wie manche jener einzelnen Gewaltſtreiche zogen ihm bei ſeiner Zurückkunft einen Prozeß zu, der ſich mit einem Todesurtheil für ihn endete. Hiebei zeigte es ſich deutlich, daß nur theils natürliche theils gemachte Rohheit, und eine Fantaſterei die vielleicht in gewiſſen Augenblicken in Verrücktheit überging, nicht aber Bosheit aus ihm gehandelt hatte, denn er ergab ſich mit rühmlicher Geduld in ſein Geſchick, erkannte das Urtheil als gerecht, wünſchte nur die Vergebung derer, die er beleidigt hatte, und ſtarb mit heldenmüthiger Gelaſſenheit.

§. 24.

Wenn nun aber auch der Staatszweck jener Reiſe verfehlt wurde, ſo verdanken wir ihr doch zweierlei, was wir wohl höchſt bedeutend nennen können: zuvörderſt die Reiſebeſchreibung von Adam Olearius, von welchem unten die Rede ſein wird, und die Reiſe unſeres Paul Flemming

Nach dem eben genannten Olearius, ſeinem geliebten Freunde, hatte wohl keiner unter der ganzen Reiſegeſellſchaft mehr durch Brüggemann gelitten als unſer Dichter. Wenn wir erwägen, daß dieſe Reiſe ſechs Jahre dauerte, in denen er faſt immer umgeben war von dem tyranniſchen Oberherrn, und nun ſehen, daß er dennoch ſich nie etwas vergab, ſondern ſtets kräftig daſtand, und geſichert heiter, ſo wird uns ſchon um deswillen einleuchten, daß ein mächtiger und ſtets hülfreicher Genius in ihm gewohnt habe. Dieſer Geiſt möchte ſchwerlich durch ein einziges Benennungs-Wort klar zu machen ſein, doch ließe er ſich vielleicht am nächſten durch „fromme Geſundheit" bezeichnen. Die lehrte ihn alles ertragen was mit der Mannesehre verträglich iſt, alles dulden ohne jemahls gebeugt zu werden.

Freilich hatte er ſelbſt nie gewünſcht, in der Heimath ein ſtilles und gemächliches Leben zu führen, in welchem gewöhnlich eine einſeitig intenſive Thätigkeit die Oberhand gewinnen mag; was aber die Trennung von der geiſtigen Heimath ſei, das vermag der Menſch doch erſt dann zu erkennen, wenn ihn die Fremde wirklich umfängt. Und ſo hatte auch er die Schmerzen des Heimweh's, die tiefſten weil ſie die zarteſten ſind, innig empfunden; aber er war nicht in ihnen untergegangen. Er erlebte den Schmerz wie alle ſeine Landsleute, daß das geliebte Vaterland faſt zu verbluten ſchien, denn nimmer dürfen wir uns denken, er ſei geflohn, um deſſen Seufzer nicht mehr zu hören. Er hörte ſie und empfand das Leiden, aber er blieb nicht bloß feſt wie viele der wackern, ſondern auch jugendlich-fröhlich-muthig, wie faſt keiner. Er ſah die ſchönen Hoffnungen, die ſich bei dem Beginn der Reiſe hegen ließen, durch den thörichten Uebermuth eines Einzelnen vereitelt; aber er blieb auch hier ein „Dennoch-hoffender," wohl erkennend, daß ja doch

Digitized by Google

nimmer die mit einer tüchtigen Idee unternommene Handlung verloren gehen könne.

§. 25.

Hier nun und von dieſer Seite wollen wir ihn auffaſſen. Innigkeit, Innerlichkeit, intenſive Gedrängtheit iſt der Charakter der Deutſchen, die überhaupt dieſen Ehrennamen verdienen; aber Flemming hat nicht bloß dieſen ſichern Schatz im Innern, ſondern auch das Talent der äußern Anſchauung, in einem bei den Deutſchen ſeltenen Grade. Er vernachläſſigt es nie, und es macht ihm Freude, die Welt genau anzuſchauen, und, indem er in klarer Seele ihre Bilder in ſich aufnimmt, weiß er dieſelbe poetiſch geadelt wieder zurück zu geben. Es iſt des Dichters ſchöne Eigenſchaft die Sehnſucht wie die Gemüths-Stille, die Schmerzen wie die Freuden zum Geſang erheben zu können, und gerade dies iſt es, was unſern Flemming auszeichnet. Er hatte ſich ſelber ganz, darum durfte er ſich hingeben; er war feſt geſammelt, darum durfte er ſich zerſtreuen. Er ſcheuete bei ſeiner reinpoetiſchen Geſundheit keinen Schmerz, ſelbſt nicht den der zarteſten Wehmuth, aber lähmender Trübſinn durfte ſich niemals ihm nahen, denn wo er auch ſich befinden mochte, ſo ſtand er doch innerlich wie auf einem ſonnigen Hügel, von wo herab er die Erſcheinungen des bewegten Lebens freudig betrachtete und gläubig zu beziehen wußte.

§. 26.

Er erblickte in ſeinem kurzen Leben ſo manches weit entlegene Land, in das vielleicht noch nie der Fuß eines gebildeten Deutſchen gedrungen war, er lernte Völker kennen, von denen bisher nur dunkle Gerüchte geredet hatten; aber

Digitized by Google

indem er die Eigenthümlichkeit ſo vieler Nationen erkannte, lernte er doch am meiſten ſich ſelbſt erkennen und das, wenn auch nicht immer erfreuliche, doch ſtets ehrenvolle und herrliche Loos ein Deutſcher zu ſein. Alles was er that und litt hatte ſeine Wurzel in Gott und in der Liebe zum Vaterlande. Oft denkt er an daſſelbe zurück, deſſen er ſo ganz würdig war, an die Flur, die ſeine Heimath umgränzte, an die Menſchen, die ihn einſt mit Liebe umgaben, und er giebt Sprache den Wünſchen, daß er ſich nur noch einmal erfriſchen dürfe „an der Luſt des edlen Muldenfluſſes, der ſo ſanfte geht in bergigen Gebüſchen, da wo ihm Hartenſtein den erſten Kuß geboten.“ Singen wolle er da ein „unerhörtes Lied,“ nicht von Krieg und Waffen, ein „Lied von ſtiller Ruh und ſanftem Leben,“ wie der treffliche Dichter dort am Bober gethan, „Ein Lied, das Himmel hätt' und etwas ſolches fühlte, das nach der Gottheit ſchmeck', und rege Muth und Blut *).“

Es ward ihm verliehen was er wünſchte, denn er vermochte in reiner Melodie auszuſagen das heiße Gefühl der Religioſität von dem ſeine Bruſt durchglühet war, es auszuſagen reiner und gediegener als die meiſten der ſpäteren Dichter.

27.

Hier iſt mit beſonderer Auszeichnung das Gedicht zu nennen welches die Sammlung eröffnet und überſchrieben iſt: „Klaggedicht vom unſchuldigen Leiden Chriſti.“ — Ich theilte bereits in meiner Geſchichte und Kritik der deutſchen Poeſie und Beredſamkeit einige Stellen aus demſelben mit und wenn auch ſeit der Zeit durch dieſe und ähnliche

*) S. Paul Flemmings geiſt und weltliche Poemata, Jena, 1666, S. 99.

Digitized by Google

Bemühungen den Dichter wieder einzuführen bei ſeinen Landsleuten, die er ſo ſehr geliebt hat, auch dieſes Gedicht nicht mehr ſo gänzlich unbekannt iſt als damals; ſo darf ich doch jene Stellen auch hier nicht zurückhalten, da ſie zu Flemmings Charakteriſtik unentbehrlich ſcheinen.

Der Dichter hat erzählt, daß die Juden Barrabas Freiheit erbeten und Chriſti Tod verlangten. Dann ruft er aus:

O Urtheil ohne Recht, o Strafen ohne Sünden,
Meſſias muß nun fort, er muß ſich laſſen binden:
  Zum Kreuz iſt er verdammt. Des wahren Todes Tod,
  Des Lebens Leben ſelbſt kommt jetzt in ſolchen Spott.
Der Segen wird ein Fluch, auf das wir Segen hätten,
Vom Fluche frei und los: die Freiheit geht in Ketten
  Auf daß wir würden frei. Sein Blut durchſtreicht den Brief,
  Der wider unſer Blut zu Gott ſtets ſchrie und rief.
Er muß auf Golgatha das Kreuze ſelber tragen
Der unſer Kreuze trägt. Er wird daran geſchlagen
  Streckt Händ und Füße weg, der doch in ſeiner Macht
  Was Auf- und Niedergang, was Tag und Mitternacht
In ſich umarmet hält — —
— — — — — — — — — — — —
  Die Sonne trübt der Fall, der ihren Schöpfer trifft.
Sie macht den Tag zur Nacht, das blaue Schloß des Himmels
Entfärbt ſich ob der That. Von Stürmen des Getümmels
  Erblaßte Cynthia ſammt ihrer goldenen Schaar
  Und eilet an die Wacht, als hoch der Tag noch war.
Nocturnus wußte nicht, welch Pferd er ſatteln ſollte,
Auch Alles bebete, gleich ob er fallen wollte
  Die Wolken drängten ſich und flohen ſchneller fort,
  Neptunus konnte ſelbſt vor Stürmen nicht zum Port.
Es zittert die Natur, weil jetzt ihr Vater zaget:
Gott reißet ſich von Gott, vor Durſt der Schöpfer klaget. —

In dieſem feierlich pathetiſchen Tone und beſonnen gehaltenem Styl geht das würdevolle Gedicht fort, bis es ſich am Schluſſe zur ſanfteſten Beruhigung neigt:

Nimm an dies Sterbelied, nimm an den Grabgeſang
Den, höchſter Freund, aus mir dein grimmer Tod erzwang.
Erlöſer, habe Dank, Blutbürge ſei gelobet,
Ruhſtifter, ruhe ſanft, obgleich um Dein Grab tobet
Der Wächter ohne Macht: Schlaf ein, bis weder Tag,
Noch Wacht, noch Siegel dich im Grabe halten mag.

§. 28.

Mit dem gleichen Geiſte der würdevollſten Frömmigkeit und demüthigen Hingebung ſind auch die Gedichte „Andacht“ und „an den Erlöſer“ erfüllt; doch iſt begreiflich, daß ſie nur den, der ſich jene Gefühle noch zu erhalten gewußt hat, erfreuen, erheben und rühren können. Zum Glück ſind indeſſen jene Gefühle in Deutſchland ſo feſt gewurzelt, daß man nur ſolche Gedichte wiederzugeben braucht, um einer innigen Theilnahme bei allen Beſſeren verſichert zu ſein. Eine ſolche Erinnerung hat auch den Nutzen, manche ſpäterhin aufgedrungene, halb-geiſtliche und halb-weltliche, mit dem Himmel und der Welt zugleich kokettirende Lieder zu verdrängen und in ihr Nichts zurück zu führen.

Gar manche liebe Gedichte jener Art, die noch im siebzehnten und im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts in Kirchen geſungen wurden; ſind ſpäterhin den evangeliſchen Gemeinden entzogen worden, und, ſo viel ich weiß, iſt in den meiſten Geſangbüchern von Flemming nur eines geblieben. Nur Eines, aber ein Leid, „das Himmel hat und etwas ſolches fühlet das nach der Gottheit ſchmeckt und reget Muth und Blut.“ Ich meine das Lied: „In allen meinen Thaten“

Digitized by Google

Hier iſt Flemming in ſeiner ganzen Eigenthümlichkeit, fromm und demüthig, aber ſtark und männlich, ſtill und gelaſſen aber friſch und fröhlich. Und ſo ſei denn auch er einer jener tauſend und wieder tauſend Beweiſe, daß das Chriſtenthum nicht die Religion der Trauer und des Trübſinns ſei, ſondern die Religion der unendlichen Heiterkeit, und gar wohl dürfen wir hinzufügen, daß jede Heiterkeit, die nicht ihren Grund im Chriſtenthum hat, nichts ſei als Rauſch und Tand und übertünchte Verworrenheit.

In dieſer kräftigen Geſichertheit ſehen wir Flemming faſt überall in ſeinen Gedichten, z. B. in dem häufig wieder abgedruckten Sonett: „Sei dennoch unverzagt" u. ſ. w. und auf dieſelbe Weiſe feierte er die edle Standhaftigkeit des Zürchers Rudolf Stadler, eines Hofuhrmachers zu Iſpahan. Dieſer Mann hatte das Unglück, einen perſiſchen Räuber, der bei der Nacht in ſein Haus einbrach, in der Nothwehr zu erſchießen, und die Freunde des Entleibten forderten, daß der kaum geduldete Chriſt für dieſe That mit dem Leben büße. Der König hätte ihn gern gerettet, mußte aber dem Andrange nachgeben, doch verſprach er dem Schweizer Leben und Gnade, wenn er dem Chriſtenthum entſagen wolle. Stadler erwiederte, „er ſei keinesweges geſinnet, um des Königs Gnade, Chriſti Gnade zu verſcherzen; den Leib wolle er willig und gern dem König aufopfern; nicht aber ſeine mit Chriſti Blut theuer erkaufte Seele," worauf er getroſt in den Tod ging. Ein ſolcher Mann verdiente, auch im Liede zu leben, und Flemming war wohl würdig ihn zu feiern:

Dein tapffrer Chriſten-Muth, du werther Schweitzer du,
Iſt ewig lobenswerth, denn da du könnteſt leben,
Haſt du dich willig hin in deinen Todt gegeben,
Was deinen Leib bringt um, das iſt ein kurtzes Nu,

Die

Die Seele floh davon ihr kam kein Säbel zu.
Nun ſiehſt du um dich her die Saraphinen ſchweben,
Schauſt an dieß große Nichts, um welches wir ſo
ſtreben,
Lachſt deine Mörder aus, und jauchzeſt in der Ruh,
Hier iſt dein Märtrer-Kranz, du Redlicher, du Treuer,
Den nimm mit dir in's Grab, wir wollen deinen Preiß
Durch die erlöſte Welt bei allen machen theuer,
Dein Vaterland ſoll ſein der Erden weiter Kreiß,
Wer ſo wie du verdirbt, der bleibet unverdorben,
Lebt wann er nicht mehr lebt, und ſtirbet ungeſtorben.

§. 29.

Des Dichters höchſter irdiſcher Wunſch war: nach ſo langen, gefahrvollen Irrfahrten das Vaterland wieder zu ſehen, und er ward ihm gewährt. Auf dem Heimwege ward ihm, deſſen Herz bisher für jedes Schöne mit mehr oder minderer Neigung erhoben worden war, das Glück der reinſten Liebe zu Theil, die für ſein ganzes Leben entſcheiden ſollte. Mit doppelter Freude begrüßte er jetzt das Vaterland, und wählte Hamburg zu ſeinem Wohnort, wo ihm die Ausübung ſeiner edlen Wiſſenſchaft, der Arzneikunde, die beſten Ausſichten bot. Er war beſchäftigt, ſich und ſeiner Braut hier eine trauliche Stätte zu bereiten, und ſeine Gedichte zu ſammeln und zu ordnen, die bisher nur locker und loſe durch die Welt geflattert waren, als ihn ein Fieber — vermuthlich die Folgen der langen, zu großen, Anſtrengung — auf's Krankenbette warf, von dem er nicht wieder aufſtehen ſollte. Er hatte das gleich geahnet, und begrüßte den Tod wie ein ächter Dichter und Chriſt.

Hiebei iſt etwas ſehr Merkwürdiges und Erfreuliches zu erzählen. Flemming hatte ſich von jeher in ſeiner dichteriſchen Begabtheit ſehr glücklich gefühlt; aber von Stolz oder gar von beſchaulich prunkender Selbſtgefälligkeit war

nie eine Spur in ihm geweſen. Er hatte die Poeſie betrachtet wie eine heilig fröhliche Kunſt, mit der man ſich und andern die lauterſte Freude bereitet; doch über das Maaß ſeiner Talente hatte er ſchwerlich jemals nachgedacht, oder doch wohl nur ein ſehr mäßiges ſich zugeſprochen. Da man, um ſelbſt etwas zu ſein, vor allen Dingen ſich erſt die Fähigkeit erwerben muß, fremdes Verdienſt anzuerkennen, und nicht anzuerkennen allein, ſondern mit feuriger Liebe zu betrachten, ſo konnte es nicht fehlen, daß Flemming, der ſelbſt viel war, auch dieſe Eigenſchaft des freudigen Anerkennens beſaß.

§. 30.

Opitz erſchien ihm als das zu ſeiner Zeit leuchtendſte Muſter der deutſchen Dichter, und mit wahrer Herzensluſt nimmt er jede Gelegenheit wahr, wo er ihn nur irgend rühmen kann; und er wurde bis ins Innerſte erſchüttert, als er auf der Heimkehr die Nachricht von dem Tode des Meiſters empfing. Da ſtrömten ihm in wohllautenden Sonetten die ungemeſſenſten Klagen über den Verluſt des Theuren, und es giebt kein Wort das ihm genügend ſchiene, das Lob des Mannes, und die Trauer über deſſen Verluſt auszuſprechen. Er nennt ihn, wie wir oben vernommen haben den Herzog deutſcher Saiten, den Pindar, den Homer, den Maro ſeiner Zeit, ja er ruft am Schluſſe den verwaiſten Dichtern zu „ſie möchten nunmehr nur ganz aufhören, es gebe doch nichts Würdiges mehr zu beſchreiben.“ Es iſt wohl vergönnt, über ſolchen Ungeſtüm ein wenig zu lächeln; ohne Zweifel jedoch nur ſo wie man etwa über einen ſehr geliebten Menſchen lächelt, der einmal eine ſtattliche Ueberſchwenglichkeit vorbringt; aber in und nach dem Lächeln hat man den vortrefflichen Mann nur noch lieber.

Digitized by Google

Noch einmal ſei es geſagt: Nur wer ſo anerkennen und lieben kann, kann ſelbſt etwas werden, und — Größeres als der geliebte Gegenſtand.

§. 31.

So waltete denn alſo eine tiefe Beſcheidenheit in des Mannes Bruſt, in dem wir jetzt wohl alle den talentvollſten aller deutſchen Dichter des ſiebzehnten Jahrhunderts erblicken, aber die Nähe des Todes, ſo ſcheint es, giebt den edleren Menſchen eine höhere Klarheit, und ſo dichtete Flemming drei Tage vor ſeinem Ende — in dem er aber wie billig nur den reinen Anfang ſah — folgendes Abſchieds-Sonett:

Ich war an Kunſt und Gut und Stande groß und reich,
Des Glückes lieber Sohn, von Eltern guter Ehren,
Frei, Meine; konnte mich aus meinen Mitteln nähren.
Mein Schall flog überweit: kein Landsmann ſang mir gleich.
Von Reiſen hoch gerühmt, vor keiner Mühe bleich,
Jung, wachſam, unbeſorgt. Man wird mich nennen hören,
Bis daß die letzte Glut dies alles wird zerſtören,
Dies, deutſche Klarien, dies Ganze dank ich euch.
Verzeiht mirs, bin ich's werth, Gott, Vater, Liebſte, Freunde,
Ich ſag Euch gute Nacht, und trete willig ab;
Sonſt alles iſt gethan bis an das ſchwarze Grab.
Was frei dem Tode ſteht, das thu' er ſeinem Feinde:
Was bin ich viel beſorgt den Odem aufzugeben?
An mir iſt minder nichts das lebet, als mein Leben.

§. 32.

Wir haben den Dichter ſo eben den begabteſten ſeines Jahrhunderts genannt, aber wir erkennen ſehr wohl das Mangelhafte in manchen ſeiner Gedichte. Der Tod rief ihn bereits im vier und dreißigſten Jahre ſeines Wirkens ab

das heißt, in jener ſchönen Zeit wo wir uns des Genuſſes des Jünglings- und Mannesalters zugleich erfreuen und wo eine heitere helle Ruhe in unſer Leben zu kommen pflegt. Flemmings Talente ſind nicht völlig zur Reife gediehen, das heißt aber nur ſeine ſchönen Anlagen alle ſind unter ſich ſelbſt noch nicht zur völligen Eintracht gelangt, wohl aber hat er einzelne vollendete Gedichte geliefert, wovon wir eben jetzt einen Beweis gegeben. Ferner: da er wie jeder andere ein Kind ſeiner Zeit iſt, ſo trägt er auch manche Spuren und nicht immer die erfreulichſten derſelben. Seine fröhliche Geſundheit verleitet ihn zuweilen zur Weitſchweifigkeit und Breite, in der er ſich ſelbſt behaglicher gefühlt haben mag als der Leſer, der ihm ſonſt jenes Gefühl von Herzen gönnt. Er liebt den Scherz wie billig, und er ſteht ihm wohl; aber er nimmt zuweilen auch mit zu wohlfeilem vorlieb, und da ihm das beſchreibende Talent in vorzüglichem Maaße gegeben worden iſt, ſo übt er es mitunter an Dingen, an denen wir gern raſcher vorbei gehen möchten. Alle dieſe Fehler ſind indeß von der Art, daß ſie die Feder leicht tilgen kann, ſollte ſie auch durch einige wenige Gedichte von oben bis unten einen Strich machen müſſen. Was übrig bleibt iſt völlig genügend, um in ihm eine edle Zier und immer dauernden Ruhm unſers Vaterlandes zu erkennen.

§. 33.

Auch bei ihm iſt die Geſchichte der Kritik, die er erfahren, beziehungsreich und wichtig. Seine Zeitgenoſſen erfreuten ſich ſeiner und liebten ihn herzlich, da aber faſt alle ſeine Gedichte eine beſondere Leichtigkeit haben, ſo meinten ſie doch wohl, ſie ſeien auch ziemlich leicht zu verfaſſen, und ſie vermißten die Mühe, die ſie nun einmal zu ſehr ſchätz-

ten und die bei Opitz zuweilen ſichtbar wird. Flemming ſelbſt ordnete ſich ja auch während ſeines ganzen Lebens dem Opitz unter, und ſo thaten ſie es denn auch, indem ſie jenes letzte entſcheidendſte Sonett entweder überſahen oder vergaßen.

Spätere, z. B. der wackere Grammatiker Schottel, lobten ihn obenhin und faſt kaltſinnig wie man etwa einen ziemlich talentvollen Jüngling lobt, der es zu etwas Rechtem hätte bringen können, wenn er nicht ſo früh geſtorben wäre. Nur Morhof macht hier eine ſchöne Ausnahme, indem er mit vielem Feuer den trefflichen Dichter preiſet und inſonderheit auf deſſen Oden die Aufmerkſamkeit der Deutſchen zu lenken bemüht war. Indeſſen ſcheint ſein Lob wenig Eindruck gemacht zu haben, und es iſt ihm ſpäterhin häufig der Vorwurf gemacht worden; als habe er manche Phantaſtereien in Schutz genommen. Dabei wurde den Flemmingſchen Oden manches Böſe nachgeſagt, und man konnte (um doch ein Beiſpiel zu geben) dem Dichter nicht vergeben, daß in einem, faſt möchten wir ſagen „naturtrunkenen“ Gedichte die Zeilen vorkommen:

Und die taumelnden Zypreſſen
Haben ihrer ſelbſt vergeſſen,

wobei ſich gute Gelegenheit fand ſchlechten Witz fliegen zu laſſen.

§. 34.

Der trockene Neumeiſter ſpricht in ſeiner Diſſertation gleichfalls nur mit kühlem Lobe von Flemming, doch macht er auf jenes Abſchiedsſonett nicht bloß aufmerkſam, ſondern läßt es von neuem abdrucken. Vielleicht wollte er damit ſagen, es ſei doch wohl gut, wenn man, um dieſes Gedichtes willen, die Kritik Flemmings von neuem beginne, und

Digitized by Google

er habe nur nicht Luſt und Zeit dazu. Möglich indeß und wegen ſeiner trockenen Natur wahrſcheinlicher iſt es, daß er jenes Sonett nur wieder bekannt machen ließ als ein Warnungszeichen, wie weit es mit der Ueberſchwenglichkeit mancher ſonſt talentvollen Jünglinge gehen könne. Dafür lobt er ſich den Lohenſtein und Hoffmannswaldau, die reif genug geworden.

Dieſe Schule, ihren Führern folgend, welche ſelbſt Opitzen nur nothgedrungen lobten, wie etwa der hochmüthige Herr einen guten Diener lobt, nahm überhaupt von Flemming faſt gar keine Notiz. Er in ſeiner fröhlichen Natürlichkeit mußte den ſeltſam verkehrten, ſchwülſtigen Leuten nothwendig läſtig ſein.

Nicht viel beſſer ging es ihm in der Folge. Bodmers herber und roher Geiſt konnte ſich mit Flemming nimmer vertragen oder, was auch wohl möglich iſt, erkannte ihn faſt gar nicht, denn er ſtellt ihn in das gewöhnliche Gefolge Opitzens, glaubend, und den Glauben ungenirt ausſprechend, er habe nur fremde Flüge nachgeahmt. Bodmer hat das geglaubt, er, der ſelbſt nie eine eigene Idee gehabt, und von dem Wieland mit Recht ſagt, er habe (als Schriftſteller) „geſtohlen wie ein Nachtrabe.“

Gottſched hatte viel guten Willen Flemmingen zu rühmen, aber er that es vielleicht nur aus Patriotismus, denn unmöglich konnte ſein dürftig magerer Geiſt, der ſtets zwiſchen zwei engen hölzernen Geländern ging, Freude finden an dem lebenswarmen reichen Dichter, der ſich an den „Schneiderſcherz“ der falſchen Regeln nimmer gekehrt hat. Gottſcheds Anhänger thaten wie er, und lobten Flemmingen in Proſa und in Verſen; aber es iſt nicht erfreulich, ihr „Willkommen Bruder,“ zu vernehmen. Dennoch ſoll ihr guter Wille anerkannt werden, da er wenigſtens weit beſſer iſt als rohe Abſprecherei.

Digitized by Google

§. 35.

Späterhin erwarb ſich Zachariä einiges Verdienſt um den Dichter, oder vielmehr um einen ziemlich kleinen und nicht immer vorzüglichſten Theil deſſelben. Zachariä ſcheint doch wohl mehr durch Flemmings Leben und ſeltſame Abenteuer als durch den Dichter ſelbſt angezogen worden zu ſein. Der Letztere erfreut ihn nur in ſeinen beſchreibenden und lehrenden Verſen; von den Oden, Liedern und Sonetten will er nicht viel wiſſen. So trägt Zachariä allerdings ſelbſt einen Theil der Schuld an der Kälte, mit der das Publikum ſeine Auswahl aus Flemming aufgenommen hat. Wer den andern Theil trägt iſt klar genug, denn jene Auswahl, ſo mangelhaft ſie auch iſt, hätte doch mehr Dank verdient als ihr zu Theil geworden.

Nach Zachariä ſchien Flemming ganz vergeſſen, und es war wohl nur des Herkommens wegen, daß man ihm in halbvergeſſenen Lehrbüchern und gutgemeinten aber ungenügenden Beiſpielſammlungen ein Plätzchen einräumte, bis endlich Wilhelm Schlegel in zwei würdigen Sonetten, das Andenken des Dichters feierte. Als aber — es war bekanntlich 1800 — dieſe beiden Gedichte zum erſtenmale im Druck erſchienen, da fragten manche, wer denn doch wohl dieſer Flemming ſei, der „durch Wüſteneien, Barbaren, ſelbſt bis an's Bett der Sonne vorgedrungen.“ Einige meinten kühnlich, er werde wohl mit zur ſogenannten neuen Schule, die freilich nie exiſtirt hat, gehört haben, und es möge doch wohl nicht viel an ihm geweſen ſein; Andere, gründlicher geſinnt, ſchlugen in alten Aeſthetiken und Beiſpielſammlungen nach und fanden, der Mann ſei lange genug todt, und könne deshalb allenfalls ein wenig gelobt werden. Geleſen ward er faſt gar nicht mehr, denn was die letzte Oſter- und Mi-

Digitized by Google

chaelmeſſe gebracht war viel leichter zu bekommen und bequemer zu leſen.

§. 36.

Deshalb widmete ich in mehreren Schriften, insonderheit aber in meiner Geſchichte der deutſchen Poeſie und Beredſamkeit, dem theuern Dichter einen ziemlich ausführlichen Abſchnitt, in welchem ich ſeine Verdienſte näher anzudeuten ſuchte. Da mir die Sache recht von Herzen ging, ſo fand was ich vorbrachte, einige Theilnahme, und ich habe ſeitdem mit Vergnügen geleſen und gehört, daß man ſeiner mit größerer Achtung und Liebe und mit beſſerer Kenntniß gedenkt als jemals.

Endlich iſt auch noch vor kurzem durch Guſtav Schwab eine Auswahl aus Paul Flemmings Gedichten erſchienen, die mancher billigen Forderung ein Genüge leiſtet, beſonders in Beziehung auf Flemmings Leben, welches genau und anziehend beſchrieben worden. Es würde indeſſen die Ausbeute aus der Fülle der übergangenen Gedichte noch immer bedeutend genug ſein, um den Wunſch rege zu erhalten, daß auch ſie mögen an das Tageslicht gefördert werden.

§. 37.

Friedrich Freiherr von Logau,

(geb. 1604, geſt. 1655.)

Von ſeinem äußern Leben wiſſen wir nichts weiter, als daß er die Stelle eines Kanzleiraths bei Ludwig IV., Herzoge von Liegnitz und Brieg, bekleidete, und Mitglied der Fruchtbringenden Geſellſchaft war, in der er den beſcheidenen Beinamen des „Verkleinernden" führte. Ueber ſein inneres Leben geben ſeine Gedichte den beſten Aufſchluß,

und er zeigt ſich uns überall als einen ſinnigen Mann voll tiefer Liebe für ſein Vaterland, deſſen Leiden und Irrungen er ſich ſehr zu Herzen nimmt, und bald mit Wehmuth, bald mit Witz, oft auch mit beiden zugleich betrachtet. Als einen würdigen Geſchäftsmann, der, in großen Verhältniſſen lebend, nichts häufiger vermißt als — Zeit zur Ausbildung ſeiner reinen und tiefen Anſchauungen und Gedanken, der aber ſtets in der Erfüllung ſeiner Pflicht und in der Poeſie des Lebens ſelbſt ſeinen Troſt findet. Da ihn jedoch ein großes Talent und eine unbezwingliche Neigung auch zu der Poeſie treiben, wie ſie ſich in gemeſſener Rede offenbart, ſo wählt er die Gattung, welche in ihrer gedrängten Kürze die wenigſte Zeit zum — Niederſchreiben erfordert: das Epigramm, die Ueberſchrift, das Sinngedicht, den Spruch. Solcher Gedichte gab er zuerſt im Jahre 1638 nur zweihundert heraus, und im Jahre 1654 einen Band von dreitauſend, denen er jedoch mit liebenswürdiger Liberalität noch 553 zugegeben hat.

§. 38.

Seine Zeitgenoſſen und die Nachwelt ſind über hundert Jahre lang höchſt ungerecht gegen ihn geweſen; denn man hat nur in ihm geblättert, nicht aber ihn geleſen, und ſo iſt es gekommen, daß alle deutſche Literaturhiſtoriker und Kritiker jener Zeit von ihm reden wie von einem erträglich mittelmäßigen Epigrammatiker. Führen ſie Sinngedichte von ihm an, ſo ſind es gewöhnlich die ſchlechteſten, deren nothwendig unter einer ſo ungeheuren Anzahl ſich auch einige finden. Wäre hier nicht von Deutſchen die Rede, die doch in der Regel gutmüthig ſind, ſo möchte man faſt einen böſen Willen vermuthen; es iſt aber nur Nachläſſigkeit, doch freilich eine unverzeihliche. Manche jener ſoge-

Digitized by Google

nannten Kritiker ſcheinen auch in dem unglückſeligen Wahn geſtanden zu haben, als ſei die ganze Gattung des Sinngedichts nicht ſehr hoch anzuſchlagen, und es dürfe ein Epigrammatiker ſchon zufrieden ſein, wenn man in ſeinem Werke nur blättere. Bei Gottſched, der ſonſt allerdings eine große und nutzbare Kenntniß wenn auch nicht von dem Geiſt doch von den Titeln der Werke der altdeutſchen Dichter hatte, iſt jene elende Anſicht völlig deutlich. Er, der ſelbſt die unbedeutendſten kannte und leider auch wohl beſchützte, weiß nicht einmal Logau's Namen richtig zu ſchreiben, und behandelt ihn wie einen mittelmäßigen Mann, der einmal ein paar erträgliche Einfälle gehabt hat. Noch befremdender iſt, daß der grundgelehrte Morhof unſern Dichter gar nicht kennt, denn er wandte ſich an Wernike mit der Bitte, den europäiſchen Völkern zu zeigen, daß die deutſche Sprache auch die epigrammatiſche Kürze erreichen könne. Was er von Wernike verlangte, und was dieſer, zuweilen kernig genug, doch ohne Anmuth erfüllte, hätte er bei Logau in der ſchönſten Fülle längſt finden können.

§. 39.

Aber das allerhöchſte Erſtaunen wird uns dann erſt ergreifen, wenn wir erwägen, daß Logau's Sohn, der Freiherr Balthaſar Friedrich, der Freund Lohenſteins, Hoffmannswaldau's und Chriſtian Gryph's, ein gelehrter Mann und eifriger Beſchützer der deutſchen Poeſie, das große Talent ſeines Vaters gar nicht gekannt zu haben ſcheint, und deshalb auch nichts für die Werke deſſelben, von denen in ihrer Vollſtändigkeit nur eine einzige und wie es ſcheint ſehr kleine Ausgabe vorhanden war, gethan hat, — Er, der doch in ſeinem literariſchen Eifer ſo weit ging, daß er Chriſtian Gryph's „Entwurf der Ritterorden" wider Wil-

Digitized by Google

len des Verfaſſers drucken ließ. Was Wunder denn alſo, daß ein ſpäterer Enkel, Heinrich Wilhelm von Logau, welcher 1737 ein „poetiſches Vergnügen" herausgab, ſich das viel beſſere poetiſche Vergnügen verſagte, der Werke ſeines edlen Vorfahren zu gedenken. Es wäre dies doppelt zu wünſchen geweſen, da der Enkel, im Beſitz einiger Kenntniß von dem Verdienſt des Vorfahren, ſeine eigenen matten Reime vermuthlich würde unterdrückt haben.

Aber auch ſchon in der früheren Zeit war der Name Logau, ſelbſt in der literariſchen Welt, ein gefeierter, denn wir finden einen Georg von Logau in der erſten Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts, als einen der beſten Dichter, der ſich nur in der Sprache vergriff, indem er die lateiniſche wählte; doch ſelbſt dieſer Umſtand konnte unſern Friedrich nicht vor der ungerechteſten Zurückſetzung ſchützen. Er ſollte nun einmal den traurigſten Beleg für deutſche Vergeßlichkeit abgeben.

§. 40.

Nur ein einziger Schriftſteller ſcheint mit Ernſt daran gedacht zu haben, den Dichter ſeinen Landesleuten wieder zuzuführen, indem er ihnen im Jahr 1702 ein Werk unter dem Titel „S. v. G. (Salomon von Golau) auferweckte Gedichte" übergab, wodurch deutlich genug gezeigt wird, daß er dieſelben als begraben (ja wohl lebendig begraben!) anerkannt. Der Wille ſelbſt mochte gut ſein, aber leider konnte Logau wohl kaum in ſchlechtere Hände fallen als in dieſe. Dieſer Auferwecker, der ſich ſelbſt nicht nennt, hat gleichſam nur zum Zeitvertreib den Logau vorgenommen, um ihn zu überarbeiten, erklärt aber nicht undeutlich, daß er ihn ſelbſt dem Herrn von Hoffmannswaldau ſo wie überhaupt den neueren deutſchen Poeten gebührend unterordne.

Digitized by Google

Ein ſolcher Menſch konnte natürlich nur ſchlecht wählen und das Schlechtgewählte nur ſchlecht verändern; ja um das Uebel vollſtändig zu machen, hat er noch eine große Menge von unbedeutenden albernen und im höchſten Grade zuchtloſen Gedichten von andern längſt vergeſſenen Poeten zugegeben. Ihm ſelbſt aber haben dieſe heilloſen Scherze ſo wohl gefallen, daß er die ganze Sammlung auf dem Titelblatte „heroiſchen Geiſtern" widmet.

§. 41.

Für alle dieſe Ungerechtigkeiten ſollte Logau endlich bei der ſpäten Nachwelt Erſatz finden. Ein nunmehr günſtiges Geſchick wollte, daß vielleicht in der regſten Zeit unſerer Literatur der regſamſte aller damaligen Schriftſteller, Leſſing, die Werke des Vergeſſenen fand, deſſen Werth, wie ſich von ſelbſt verſteht, ſogleich erkannte und mit ſchönem Feuer und reinem Eifer der Mitwelt verkündete. (S. Literaturbriefe 36 u. 43). Im Jahre 1759 kam endlich die aus zwölf Büchern beſtehende Auswahl der Sinngedichte heraus, ein Werk, für welches wir allerdings den Herausgebern Leſſing und Ramler ſehr zu danken haben, das jedoch keinesweges in jeder Rückſicht als genügend erſcheinen kann. Zuvörderſt wäre in jedem Falle aus den 3553 Gedichten des Originals noch gar manches Schätzbare nachzuleſen; doch wenn wir auch hier den Umſtand gelten laſſen wollen, daß das deutſche Publikum auch durch ein ſcheinbares Zuviel leicht verſchüchtert werden kann, ſo iſt doch Ramlers überharte Feile, die bekanntlich mitunter zur völligen Raſpel wird, hier oftmals ſehr ſtörend, läſtig und Geiſtlähmend. Wie aber der Irrthum, als ſolcher, überhaupt keine Gränze hat, ſo wuchs auch der Irrthum der Ramleriſchen Feile faſt mit jedem Jahre; daher iſt es gekommen, daß in

Digitized by Google

der neueſten Auflage jener Sinngedichte (vom Jahre 1791) mit noch größerm Starrſinn gegen den Geiſt des lieben Alten angekämpft worden iſt.

§. 42.

Deſto größeres Lob verdient Leſſing, theils für ſein Finden und Verkünden des Dichters, theils für ſeine Anmerkungen über die Sprache deſſelben. Zwar weiſet man ihm in dieſer Hinſicht nur die zweite Stelle nach Opitz an, denn auch Tſcherning wird über ihn geſtellt; dennoch heißt es gleich darauf ſehr richtig: „das Sinngedicht konnte ihm (dem Logau) die beſte Gelegenheit geben, die Schicklichkeit zu zeigen, welche die deutſche Sprache zu allen Gattungen von Materie unter der Bearbeitung eines Kopfs erhält, der ſich ſelber in alle Gattungen von Materie zu finden weiß. Seine Worte ſind überall der Sache angemeſſen: nachdrücklich und körnicht wenn er lehrt; pathetiſch und vollklingend, wenn er ſtraft; ſanft einſchmeichelnd, angenehm tändelnd, wenn er von Liebe ſpricht; komiſch und naiv, wenn er ſpottet; poſſierlich und launiſch, wenn er bloß Lachen zu erregen ſucht.“

Mit Recht betrachtet deshalb Leſſing den Dichter auch als eine wahre Fundgrube für die Sprachforſcher *); aber

*) Wer würde es glauben, wenn es nicht mit deutlichen Buchſtaben gedruckt zu leſen wäre, daß Leſſing in dem kleinen Wörterbuche, welches er für die Ausgabe des Logau verfaßte, bei dem Worte „bieder“ klagen mußte: „Wir laſſen dieſes alte, der deutſchen Redlichkeit ſo angemeſſene Wort muthwillig untergehen.“ Er beruft ſich auf Friſch, der den Paſſionsgeſang anführe: „O Menſch bewein dein Sünde groß u. ſ. w.“ worin es noch vorkomme. Er rühmt dann ferner die nachdrücklichen Compoſita „Biederweib, Biederherz, Biederweſen“ und vorzüglich „Biederlob,“ welches das Lob bedeute, das ein Bie-

weil er dies iſt, hätte auch noch viel mehr von ihm aufgenommen werden können.

§. 43.

Betrachten wir nunmehr den Dichter ſelbſt, ſo iſt allerdings unwiderſprechlich was von den Herausgebern angeführt wird, daß wir in ihm allein einen Martial, einen Catull und Dionyſius Cato beſitzen. Aber ich möchte nicht gern bei dieſen Bezeichnungen durch alte Namen ſtehen bleiben, ſondern wir wollen überhaupt in ihm anerkennen: Unerſchöpflichkeit bei der größten Originalität, denn unter hundert Sinngedichten findet ſich kaum eines wo er etwas entlehnt hat — Leichtigkeit, Anmuth, großartige Satire, ernſte Sinnigkeit, blühender, derber, feiner, ſcharfſchneidender, gutmüthiger, Witz. Auch er iſt, wie Opitz, Flemming, Gryph und wie alle ſeine dichtenden Zeitgenoſſen verwundet durch die greuelvolle Zeit; aber dieſe Wunde hat ihn nicht nur nicht um die Geſundheit, ſondern auch nicht um die Beweglichkeit und Raſchheit des Geiſtes gebracht. Auch bei den tiefſten Leiden iſt ihm noch ein Lächeln übrig geblieben, ein kleines wenigſtens, ohne welches ein Dichter nie ſein kann, wenn er als Dichter leben will.

§. 44.

Boileau erklärt bekanntlich, das Epigramm ſei oft nichts weiter als ein mit zwei Reimen geſchmücktes Bonmot, ein Ausſpruch, der dem etwas welken Manne nicht viel Mühe kann gemacht haben. Es ſoll nicht geleugnet werden, daß ſich dergleichen gereimte Bonmots auch bei

---

dermann dem andern ertheile. — — Darauf aufmerkſam zu machen war alſo nöthig im Jahr 1759!

Logau finden; faſt immer aber iſt ihm das Epigramm, wie billig mehr, viel mehr: — eine Ueberſchrift zu den bedeutendſten Lebenskapiteln, oft ein in die Kürze gezogenes Lebenskapitel ſelbſt, eine Ouvertüre zu der Lebensoper, deren Charakter in wenigen Accorden angedeutet wird, ein kleiner Lebensgenius, der den Lebensgott bekränzend erklärt, oft eine Biene, die nur leiſe ſtechend gleich den erfreuenden Honig ſtechend mitbringt, ein goldener Pfeil, deſſen bloße Schwingungen ſchon erfreuen, und der faſt immer an das rechte Ziel gelangt, oft eine kleine Welt, die doch ſo groß iſt, ſich aber ſchonend ſcherzend verhüllt und — klein gemacht hat. In der That würde nur ein ſehr geringes Talent vonnöthen ſein, um aus manchen zwei- oder vierzeiligen Sinngedichten ein Gedicht von hundert Zeilen zu verfertigen, das mit Ausnahmen der — doch wohl eigentlich überflüſſigen — 96 oder 98 Zeilen recht gut ſein möchte.

§. 45.

Logau ſelbſt ſcherzt mitunter über die große Menge ſeiner kleinen Sinngedichte; aber es fehlt ihm doch auch keinesweges ganz an größeren, von denen manche als Lehrgedichte, manche als Catulliſche Lieder, ohne doch im Mindeſten nachgeahmt zu ſein, gelten können. Zugleich erzählt er uns, daß er in ſeiner Jugend gar viel von Liebe geſungen habe, welches ihm jedoch alles im Kriege abhanden gekommen ſei.

Was in meiner Jugend Maien
Von der Venus Kindeleien
Ich getändelt auf Papier
Dieſes auch entführt er mir u. ſ. w.

Da er ſelbſt dem Mars dieſen Raub verzeiht, ſo wollen wir uns nicht mehr weiter über dieſen Verluſt grämen, ſon-

dern uns deſto mehr an das halten, was ſich gerettet hat. Niemand glaube, Logau ganz zu kennen, der ihn nur durch die Ramleriſche Ausgabe kennt; aber wie lernt man ihn kennen, da die Originalausgabe ſo überaus ſelten iſt, daß in ganz Deutſchland vielleicht kaum noch vier oder ſechs Exemplare aufzutreiben ſein möchten. Mir ſelbſt hat ein günſtiger Zufall eines dieſer ſeltenen in die Hand geſpielt, und ich halte für meine Pflicht, hier aus demſelben zu geben was zu des Dichters Charakteriſtik nöthig und bedeutend iſt. Der Titel lautet „Salomons von Golau deutſcher Sinngetichte dreitauſend,“ welcher, in Kupfer geſtochen, zwiſchen zwei höchſt widerwärtig gezeichneten Genien, Luſt und Koſt, ſo wie unter einer ſchwebenden Fama, (hier: Gerüchte) die ein Nachtwächterhorn zu blaſen ſcheint, aufgeſtellt iſt. Unten ſitzen an einem großen verhangenen Tiſche drei Männer ſtattlich gekleidet, aber mit ſehr unintereſſanten Geſichtern, als hielten ſie Gericht über die Gedichte, welche in einiger Ferne, ſo daß ſie dieſelben nicht leſen können, aufgeſchlagen liegen. Dann folgt der gedruckte Titel nebſt der Unterſchrift „Breßlav In Verlegung Caſpar Kloßmanns, Gedruckt in der Baumanniſchen Druckerey, durch Gottfried Gründern.“ Eine Jahrszahl fehlt. Die Seitenzahlen endigen mit jedem Tauſend der Gedichte, das erſte hat 237, das zweite 194, das dritte 190 Seiten, die Zugabe geht dann bis 261.

§. 46.

Der Inhalt der Gedichte iſt allerdings höchſt mannigfaltig, denn ein Theil derſelben, welcher reine Lebenserfahrungen mittheilt, iſt ſo reich, daß wir ihn in keine einzelne Fächer, die wir ohnehin nicht lieben, eintheilen mögen, ein anderer iſt rein chriſtlichen Inhalts, tröſtlich, ſanft und

kräf-

Digitized by Google

kräftig, und, wenn auch manche mittelmäßige hier mitunter laufen, ſo verdient es doch Rüge, daß Ramler von dieſer Gattung ſo ſehr wenige aufgenommen. Ein anderer Theil ſchildert meiſt mit Bitterkeit das Hofleben, ein anderer (der bei weitem ſchlechteſte) wird ſelbſt zuchtlos, indem er ſich gegen die Zuchtloſigkeit in den Verhältniſſen unreiner Liebe und verletzter Eheheiligkeit richtet, ein anderer und nicht geringer ſchildert den damaligen Krieg und deſſen Folgen. Dieſer letzte Theil iſt auch hiſtoriſch ſehr wichtig, und um ſo wichtiger, da über jene Zeit ſo manche große Irrthümer bei der Mehrheit des deutſchen Publikums ſich feſtgeſetzt haben. Man hat gar manche neuere Darſtellungen deſſelben, in denen jener Krieg faſt romantiſch erſcheint, mit großem Vergnügen geleſen; und als lebhaft geſchriebene Halb-Romane laſſen ſie ſich auch mit Intereſſe leſen; doch von dem Kriege erfahren wir wenig, wohl aber manches Irrige. Hören wir deshalb über tragiſche Weltbegebenheiten unſern Logau mit gebührender Aufmerkſamkeit an, ihn, den Zeitgenoſſen, der genau bekannt war mit Fürſten und Edelleuten, mit Staatsmännern und Kriegern, Bürgern und Bauern, ihn, der alles theils geſehen, theils ſelbſt durchkämpft hatte. — Wir laſſen ihm dabei gänzlich ſeine alte Sprache.

Die unartige Zeit.

Die Alten konnten frölich ſingen
Von tapffern deutſchen Helden-Dingen
Die ihre Väter außgeübet.
Wo Gott noch uns ja Kinder giebet;
Die werden unſrer Zeit Beginnen
Beheulen, nicht beſingen künnen.

Die blühende deutſche Sprache.

Deutſchen ſind ſo alte Leute,
Lernen doch erſt reden heute,

Wann ſie lernen doch auch wollten
Wie recht deutſch ſie handeln ſollten.

An die Schweden.

Alles Inſelt von dem Vieh, das ihr raubtet durch das Land,
Aſche von geſammtem Ort, den ihr ſetztet in den Brand,
Gebe Seife nicht genug: Auch die Oder reichte nicht,
Abzuwaſchen innren Fleck, drüber das Gewiſſen richt;
Fühlt es ſelbſten was es iſt, ich verſchweig es jetzt mit Fleiß,
Weil Gott was ihr ihm und uns mitgeſpielet, ſelbſten weiß

Haus-Weſen.

Viel erdulden, nichts nicht fechten,
Schaden leiden, doch nicht rechten;
Andere völlen, ſich entleeren;
Lohnen, doch den Dienſt entberen;
Immer geben, nimmer nemen;
Nimmer lachen, immer grämen;
Herrſchen, gleichwol dienen müſſen;
Viel verwenden, nichts genieſſen;
Wenig haben, offte geben;
Selbſten fallen, andre heben;
Wann dann Gut, Blut, Mark und Kräfften
Liegen für ſo viel Geſchäfften,
Wie der alte Hund den Knüttel
Dulden den Rebellen-Tittel;
Dieſes bringt die Wirthſchaft mitte
Lobt ſie, lieben Leut, ich bitte!

Aus einem Gedicht: „Deutſche Sprache.“

Die Muſen würckten zwar durch kluge Tichter-Sinnen,
Daß Deutſchland ſollte deutſch und artig reden künnen;
Mars aber ſchafft es ab, und hat es ſo geſchickt
Daß Deutſchland iſt Blut-arm, drum geht es ſo geflickt.

Digitized by Google

§. 47.

In einem langen Gedicht „Die aufgeweckte Chimära" heißt es:

Es iſt der tolle Krieg; der ſein ſelbſt eigne Wiege
Hat um und um geſtürzt, daß unten oben liege
Es iſt der thör'chte Krieg; der ſonſten nichts erſiegt,
Denn daß er ſagen mag „doch haben wir gekriegt."

Dieſer Krieg, lehrt das Gedicht, ſei zuerſt ein Löwe geweſen, habe kühne Thaten verübt und Deutſchland ſei noch deutſch geweſen. Dann kam der „ſüße Brauch auf, fette Beute zu machen," ſelbſt aus dem „was Gott gehabt." Sold zahlte man nur ſelten noch, und ſo ward der Krieg zu einer — Ziege. Man machte keinen Unterſchied mehr zwiſchen Freund und Feind, vertrieb den Wirth vom Hauſe, und nahm alles was man fand wie eine ſchuldige Gebühr.

Als wie der ſcharffe Zahn der Ziegen auch die Rinden,
An Blättern nicht vergnügt, von Bäumen pflegt zu ſchinden
— — — — — — — — — — — —
Drauß kümmet nun der Drach, das Ende wird zur Schlange,
Der Krieg, der aller Welt bisher macht ängſtlich bange,
Wird ärger noch als arg, feucht gar in's Teufels Art,
Wird raſend, ſo ein Menſch noch wo gefunden ward
Der Gott, der Ehre, Zucht und Recht wüntſcht nachzuſtreben,
Will gar nicht daß ein Menſch auff Erden mehr ſoll leben
Der nicht Soldate ſey, und ihm ſich ähnlich macht,
Und was nur menſchlich iſt, verwirfft, verbannt, veracht.
Sein Gifft ſchont keinen Stand, Amt, Würde, Freundſchaft, Ehre,
Was lebt, lebt darum noch, daß er es ganz verſtöre,

Digitized by Google

Bis daß nichts übrig ſey, und niemand mehr nichts hat,
Drauff braucht er alle Macht, drauff ſucht er allen Rath.
Sein Gifft iſt ſo vergifft, daß er ſich ſelbſt vergifftet
Und ihm ſein eignes End auß eignen Raſen ſtifftet;
Und wie der Scorpion in ſich zuletzte ſticht,
Wann Feuer umb ihn her wird etwan angericht
Und wie es Schlangen geht, daß ihnen ihre Jungen
Zu einer ſchönen Rach auf ſo vergiffte Zungen
Zerreiſſen ihren Bauch: Auf daß des Krieges Frucht
Der Mutter Henker ſey u. ſ. w.

Der deutſche Krieg.

Was hat doch bracht das deutſche Kriegen.
Daß wir nun ruhn, weil wir ja liegen.

Künftige Barbarei.

Wie ſparſam werden ſein nach uns die Künſte-Künner,
Weil jetzt ſo ſparſam ſind bei uns die Künſte-Günner,

Theure Ruh.

Deutſchland gab fünf Millionen
Schweden rechtlich zu belohnen,
Daß ſie uns zu Bettlern machten
Weil ſie hoch dies Mühen achten:
Nun ſie ſich zu Ruh gegeben
Und von Unſerm dennoch leben,
Mus man doch bei vielen malen
Höher noch die Ruh bezahlen *).

---

*) Die ſchwediſchen Heere koſteten dem deutſchen Reiche nach dem Friedensſchluſſe noch täglich 120,000 Thaler, und man erließ dem armen zerquälten Deutſchland von den früher als Contribution geforderten 5 Millionen Thalern nicht nur nichts, ſondern verlangte auch noch 200,000 dazu, die man für

Digitized by Google

Der rechtſchaffene Friede.

Der Fried iſt nun gewiß, Ruchloſigkeit gewiſſer,
Viel Frevler hat es noch, und wenig rechte Büßer:
Iſt Friede da mit Gott? Wird Friede Friede ſein
Iſt Friede nicht mit Gott? Iſt Friede nur ein Schein.

§. 48.

Es ſei genug an dieſen Kriegs- und Friedens-Sinngedichten, die leicht noch mit gar vielen andern in der Sammlung befindlichen vermehrt werden könnten. Sie geben, dünkt mich, ein deutliches Bild von jener Zeit, denn hier redet nicht der Phantaſiereiche Dichter, ſondern der ſcharfdenkende und anſchauende Mann, der nur auf Einen Punkt verſammelt was zerſtreut und zerfahren umherliegt.

Auch fehlt es ihm bei aller Bitterkeit, die ihm der Anblick ſolcher — zum Theil durch eigne Schuld veranlaßten — Leiden geben mochte, doch keinesweges an Troſt, wofür ſich häufig ſchöne Belege finden, von denen hier nur einer der vollgültigſten mitgetheilt werden möge.

Ueberall Krieg.

Weil nunmehr die gantze Welt
Wider ſich zeucht ſelbſt ins Feld,
Kann der Glaub in ſolcher Zeit
Auch nicht bleiben ohne Streit.

---

den letzten Transport der Truppen anzurechnen vergeſſen habe. Fürſt Piccolomini gewährte alles, da er ſich in der traurigen Lage zu befinden glaubte, nichts mehr nicht wollen zu dürfen. Um jene Summen aufzubringen wurde in den meiſten deutſchen Landen eine Steuer ausgeſchrieben, über welche Logau häufig bittere Klage führt, denn nur zu häufig fand ſich völlige Unmöglichkeit noch etwas zu geben.

Digitized by Google

Dennoch führt er ſo den Krieg,
Daß Geduld behält den Sieg,
Daß die Hoffnung kriegt die Kron,
Und beſtand den rechten Lohn.

Wer aber ſo geſinnt iſt, dem dürfen wir zutrauen, daß er nicht auf grelle Uebertreibungen ausgehe.

Uns aber ſei die Erinnerung an jene Zeit, ſo ſehr ſie auch unſer Herz verletzt, eine Aufmunterung zur freudigen Dankbarkeit, über die unendlich glücklichere und rühmlichere Zeit, in der wir leben.

§. 49.

Gern theilte ich hier noch gar manche liebe Gedichte aus der füllreichen Sammlung mit, aber der Raum dieſes Werks erlaubt nur noch wenige ausgezeichnete aufzunehmen um doch nicht mit jenen trüben Kriegsepigrammen zu ſchließen.

Der natürliche Menſch.

Ein Maulwurf in dem Geiſtlichen, im Weltlichen ein Luchs
Ein Eſel in dem Nützlichen: im Schädlichen ein Fuchs,
Iſt jeder Menſch der ſeinen Geiſt
Der Himmliſch iſt, mit Erde ſpeiſt.

Frage.

Wie willſt du weiße Lilien zu rothen Roſen machen?
Küß eine weiße Galathee: ſie wird erröthend lachen.

Grabſchrift eines lieben Ehegenoſſen.

Leſer, ſieh! Erbarme dich dieſes bittern Falles!
Außer Gott war in der Welt was hier liegt, mir Alles!

Digitized by Google

Dienſtag und Freitag.

Eh als der Freitag kůmmt, kůmmt Dienſtag immer vor:
Welt ſpannt zuvor in's Joch, eh Himmel hebt empor.

Gute Werke.

Daß Gott mir durch ſein Werk in mir den Glauben ſtårke
Fůr diß Werk gelten nichts viel tauſend meiner Werke.

Die Augen.

Wie viel Augen hat der Himmel, da er mit die Erd anblickt?
Was fůr Augen hat die Erde, die ſie auf gen Himmel ſchickt?

Braut und Bråutigam.

Lieb und Haß bepaart ſich, die ſonſt gezweit;
Liebe: zur Geſellſchaft, Haß: der Einſamkeit.

Stunden-Glocke.

Die Glock iſt unſer Wåchter und ſaget uns die Stunden
Nicht die, die kummen ſollen, nur die die weg ſich funden.

An den Leſer.

Leſer wie gefall ich Dir?
Leſer wie gefållſt Du mir?

Der Mai.

Dieſer Monat iſt ein Kuß, den der Himmel giebt der Erde,
Daß ſie, jetzo eine Braut, kůnftig eine Mutter werde.

Digitized by Google

Das letzte Epigramm iſt allgemein gekannt und allgemein bewundert, und ſchwerlich dürfte ſich in irgend einer Sprache ein Maigedicht finden, das mehr ſagt, und in zwei Zeilen gewiß nicht. So iſt auch das vollendet naive Sinngedicht „an den Leſer“ durch Jakobi's Allwill berühmt geworden, aber vergeſſen ſcheint, was doch deutlich genug iſt, daß dieſes Gedicht gewiſſermaßen für alle bedeutende Werke, als beruhigendes Motto paßt.

Ich ſchließe dieſen Abſchnitt mit dem erneuerten Wunſche, den Logau, ſeiner Urgeſtalt genähert, dem deutſchen Publikum von neuem überliefern zu können. „Genähert“ ſage ich, denn was die Rohheit und Zuchtloſigkeit der Zeit, die auch ihm in einzelnen unglücklichen Momenten nicht fern blieben, eingegeben haben, ſoll, wie billig, gänzlich unterdrückt werden. Bleibt ihm doch des Trefflichen ſo viel.

§. 50.

Andreas Gryph,

(geb. zu Glogau in Schleſien am 2 Oktober 1616, geſt. als Landſyndikus des Fürſtenthums Glogau am 16 Julius 1664.)

Früh berührt von dem Leiden Deutſchlands zeigte er ſich ſchon als Jüngling wie ein kraftreicher Mann, bis endlich im Jahr 1636 Verfolgung ihn veranlaßte, das unglückliche Vaterland zu fliehen, worauf er, mit ſteter Sehnſucht nach der Heimath, zehn Jahre lang bald in Holland, Frankreich, England und Italien ſich aufhielt. Die Fremde hatte keine andere Wirkung auf ihn, als daß ſie ihm neue Anſchauungen und Kenntniſſe gewährte; aber auf ſein Gemüth machte ſie gar keinen andern Eindruck, als es in ſich ſelbſt zu ſtärken, denn er war einer der aller entſchiedenſten Deutſchen, wenn anders zugegeben wird, daß intenſive Gedrängtheit deren Hauptcharakter ausmacht.

Im Jahr 1646, wo die Verhältniſſe für ihn ein wenig günſtiger wurden, kehrte er mit großer Herzensfreudigkeit nach Deutſchland zurück, und nur dieſe erklärt uns, wie er, einer der allerernſthafteſten, mitunter ſogar ſchwerſinnigſten Dichter auch Luſtſpiele und Poſſen habe ſchreiben können. Bereits im folgenden Jahre erhielt er, mit rühmlicher Auszeichnung ſeines Fürſten, die Stelle des Landſyndikus des Fürſtenthums, und mit großer Wärme und Liebe wurde jetzt alles aufgenommen was der ſo früh geprüfte Mann ſeinen Landsleuten als Dichter übergab, denn ganz beſonders erfreute er dieſelben durch den Gedanken, daß ſie in ihm auch einen ſehr bedeutenden dramatiſchen Künſtler beſäßen, deſſen Mangel ſie bisher gar wohl gefühlt hatten. Endlich ward er auch Mitglied der fruchtbringenden Geſellſchaft, deſſen glänzendes Oberhaupt ihm den höchſten Beinamen des „Unſterblichen" beilegte, den jedoch der beſcheidene Mann abzulehnen bemüht war. Er ſtarb, innig betrauert, in ſeinem ſtaatsbürgerlichen Beruf, vom Schlage getroffen in der Mitte der verſammelten Landſtände.

§. 51.

Gryph's Talent hat ſich nach manchen Seiten hin ausgeſprochen. Seine Epigrammen bezeichnen oft einen nicht unbedeutenden Gefühls- oder Reflexions-Moment, doch erlaubte ihm ſein frommer Sinn nur ſelten, jenen Dichtungen den Stachel zu geben, nachdem er, durch einſeitige Theorie verführt, ſtreben zu müſſen glaubte. Weit größer iſt er im Sonett, in welchem er ſogar zuweilen Flemming übertrifft und ſelten ihm nachſteht. Hier iſt es — ſo ſchrieb ich bereits vor achtzehn Jahren — wo ſich ſeine Individualität am deutlichſten und anziehendſten offenbart. Wir ſehen ihn hier als einen nachdenklich frommen, rüſtigen, fleißigen

Digitized by Google

und gelehrten Mann, der ſich im Kreiſe ſeiner Familie, die er zärtlich liebte, gar wohl befunden haben mag. Daher denn auch der Reiz den jene Sonette, welche an einzelne Glieder ſeiner Familie gerichtet ſind, auch noch für uns haben müſſen, die wir ſie alle nicht kannten, ein Reiz, der eben durch die Deutlichkeit und Klarheit, mit der ſie ſich geben, durch das ausdrucksvolle mimiſche Leben, das dieſen Gedichten eigen iſt, und durch die Freundlichkeit, mit der wir uns durch ſie gleichſam eingeführt ſehen in ſeinem Hauſe, in uns erweckt werden muß. Gern verzeihen wir ihm auch die kleinen Härten, von denen die meiſten dieſer Gedichte allerdings nicht frei ſind, da es ja ſogar ſehr leicht iſt, ſolche Fehler mit einem einzigen Federſtriche zu verwiſchen.

§. 52.

Das ganze Weſen und die Form des Sonettes ſcheint ſeinem ſinnigen frommen Gemüthe beſonders zugeſagt zu haben, und ich glaube auf den Dank aller der Leſer, welche fühlen wie er, rechnen zu dürfen, wenn ich hier zwei derſelben als vollendet in ihrer Art mittheile *).

Auf die Geburt ſeines älteſten Sohnes Chriſtian.

Willkommen ſüßes Kind, der Mutter höchſte Luſt,
Doch die ſich ſchwer mit beider Tod erkäuft,
Willkommen, Kind, das, weil die Nacht umläuft,
Mit neuer Freud erquickt des Vaters trübe Bruſt.

Wie, gleich um Mitternacht? iſt dir denn nicht bewußt
Was Mitternacht, in der nur Furcht ſich häuft,

*) Man findet ſie auch nebſt einigen andern von Gryph, in dem erſten Jahrgang meines Taſchenbuchs Luna, S. 238 f.

Digitized by Google

Und Wahn in Angſt und Angſt in Weh ſich täuſt:
Wie daß du denn gleich jetzt das Leben grüßen mußt?

Dies iſt der Engel Feſt, die oft bei Nacht erſchienen,
Die führen dich in's Licht, mit dieſen ſollſt du dienen
Dem welcher dich an's Licht hat in den Tag gebracht.

Die Engel kommen mit! O daß ſie dich begleiten,
O daß ſie durch die Welt durch die geſetzten Zeiten
Dich führen wo ihr Heer um deinen Schöpfer wacht.

2. Ueber die Geburt Chriſti (1657).

Kind, dreimal ſüßes Kind, in was bedrängten Nöthen
Bricht dein Geburtstag ein! Der Engelſchaaren Macht
Bejauchzet deine Kripp' und ſingt bei ſtiller Nacht,
Die Hirten preiſen dich mit hellgeſtimmten Flöten.

Ach! um mich klingt der Hall der raſenden Trommeten,
Der rauhe Paukenklang, der Büchſen Donner kracht;
Du ſchläfſt, der tolle Grimm der ſchnellen Zwietracht wacht,
Und dräut mit Stahl und Schwerdt, und Flamm' und Haß und Tödten.

O Friedefürſt lach uns aus deinen Windeln an,
Daß mein beſtürztes Herz, das nichts als ſeufzen kann,
Dir auch ein Freudenlied, o Sohn der Jungfrau, bringe.

Doch wenn ich, Gott, durch dich mit Gott in Friede ſteh',
So kann ich fröhlich ſein, ob auch die Welt vergeh;
Indem du in mir ruhſt. O Kind mein Wunſch gelinge!

§. 52.

Zur Ode ſcheint Gryph viel Neigung gehabt zu haben, und es fehlt nicht an Stellen in denſelben, welche tief und bedeutend anſprechen; dennoch können wir nicht verhehlen,

Digitized by Google

daß die zu häufigen Betrachtungen über Grab, Tod und Verweſung oft etwas Ermüdendes haben, und daß ſein Ernſt zuweilen in Schwermuth übergeht. Der wahre Dichter wird die Nichtigkeit des irdiſchen Lebens nicht ſo materiell faſſen, wie Gryph häufig gethan, und es iſt bereits von einem früheren Kritiker mit Recht bemerkt worden, daß in ſeinen Vorſtellungen von der Nichtigkeit des Lebens, das Leben zugleich ſelbſt verſchwindet. Wir begreifen recht wohl daß eine Zeit wie die, welche Gryph gelebt hatte, alſo wirken konnte; aber wir dürfen mit Recht bedauern, daß ſie auf ihn ſo gewirkt habe.

Indeſſen würden weder die Epigramme, noch Sonette, noch Oden bei den Zeitgenoſſen und der Folgezeit einen ſo bedeutenden Ruhm begründet haben als Gryph wirklich genießt, indem man doch nun einmal die Oberſtelle an Opitz vergeben hatte. Den höchſten Ruhm erreichte Gryph durch ſeine Schauſpiele, die deshalb der genaueſten Betrachtung, auch noch heute werth ſind.

Zuvörderſt wollen wir ſeine reine Luſt und Liebe zur Sache anerkennen, die, wäre ſie nicht ſo ächt geweſen, durch den traurigen Umſtand, daß er faſt gar keine deutſche Bühne und ſtehende Schauſpielergeſellſchaft vorfand, gar wohl hätte zurückgeſchreckt werden können. Einige herumziehende Komödianten, und ein Publikum, das vor der Bühne kaum wußte, was es verſchmähen, viel weniger fordern dürfe, konnte unmöglich reizen, für ſie zu dichten, und dennoch möchte man wünſchen, er hätte es gethan, nämlich ſo, wie ein Dichter das thun kann, indem er ſie zu ſich heraufzieht. Gryph hat zuweilen allerdings auf das Volk Rückſicht genommen, und geſucht es zu erheben und zu erfreuen. Da er aber dabei große Schwierigkeiten fand, und ſelbſt den Vorwurf tragen muß, daß er dem romantiſchen Sinne des

Digitized by Google

Volkes nicht genug zu bieten hatte, ſo ſcheint er zuletzt faſt nur nach dem Beifalle der Gelehrten oder ſolcher Perſonen geſtrebt zu haben, die den höchſten Genuß im Drama in den eingeſtreuten Reflexionen und Sentenzen ſuchen.

§. 54.

Die hierher gehörigen Werke ſind:

1) „Leo Arminius“ wurde in früheren Zeiten für ſein vortrefflichſtes Schauſpiel gehalten, vielleicht weil es in einzelnen pathetiſchen Scenen hervorragt, und einige Handlung zu haben ſcheint, die manchen anderen Schauſpielen unſers Dichters faſt gänzlich fehlt. Dennoch iſt hier, wie geſagt, die Handlung nur eine ſcheinbare, und der Umſtand, daß zwiſchen Leo und Michael Balbus doch eine Art von Kampf ſichtbar wird, der erſt im letzten Akte mit dem Tode des Leo endigt, erregt einiges Intereſſe. Kräftigkurze und überlang geſchweifte Sentenzen, ächtes Feuer und gemalte Flammen wechſeln ſeltſam.

2) „Catharina von Georgien.“ Da dieſes Trauerſpiel, wie faſt alle Gryphiſchen Werke höchſtwahrſcheinlich auf die Bühne gebracht worden iſt, ſo giebt es einen Maaßſtab von dem, was die — Nerven unſrer Vorfahren haben ertragen können. Dieſe Catharina wird nämlich von dem Schach Abas, deſſen Liebe ſie, die Tugendhafte, die aber auch von ihrer Tugend ausnehmend viel redet, mit Recht verſchmäht hat, auf das grauſamſte gemartert, und der Dichter wagt es, die halb geſtorbene und zerriſſene Dame auf die Bühne zu bringen, daß Jeglicher ihren Jammer ſehe.

3) Noch übler, in Hinſicht des gänzlichen Mangels an Handlung, ſteht es mit dem „ſterbenden Papinian,“ einer Tragödie, welche ehedem wegen ihrer endloſen Sentenzen ſehr bewundert worden iſt. Daſſelbe gilt von dem Trauer-

Digitized by Google

ſpiel „Karl der Erſte," der letzten Arbeit des Dichters. Hier iſt überall eine ganz beſondere Anſtrengung ſichtbar, aber auch eine Trockenheit in der Anordnung und ein Haſchen nach Effect wie wir es ſonſt niemals an Gryph bemerken. Aber alles iſt vergeblich, und eine gewöhnliche Zeitungsrelation von der Hinrichtung dieſes unglücklichen Königs möchte vielleicht tiefer rühren als dieſes Trauerſpiel in fünf Aufzügen.

§. 55.

Und dennoch bei allen dieſen großen, ja wenn man will ungeheuren Fehlern, bleibt Gryphs Talent ein bedeutendes, welches allein in ſeiner anziehenden Perſönlichkeit gegründet iſt. Eine zuweilen bleiſchwere Gelehrſamkeit und das Streben den Gelehrten zu gefallen, hindert ihn am romantiſchen Fluge. Dieſer Umſtand und ſein durch den Jammer des Vaterlandes verletztes Gemüth — welches wir nie vergeſſen müſſen, um ihm und den Dichtern ſeiner Zeit nicht Unrecht zu thun — verengen ſeine Bahn; aber auf dieſer Bahn ſteht er rühmlich, und der genauſten Betrachtung werth. Er bleibt bei aller innern Verletzung dennoch ſtark und die Sprache begünſtigt ihn, beſonders in der ruhig feierlichen Rede, ſo daß wir, trotz aller oben angegebenen Fehler mit inniger Liebe auch bei ſeinem Trauerſpiel verweilen.

Am meiſten aber finden wir den Dichter in ſeinem Drama „Cardenio und Celinde, oder unglücklich Verliebte." Dieſes Stück, bei welchem der Verfaſſer ſelbſt beſorgt geweſen, daß es nicht gefallen werde, weshalb er eine um Nachſicht bittende Vorrede hinzugefügt hat, iſt in früheren Zeiten faſt ganz überſehen oder mit langweilig unächter Vornehmheit getadelt worden; und ich glaube faſt ſagen zu dür-

Digitized by Google

ſen, daß es zum erſtenmal mit Auszeichnung in meiner Geſchichte der deutſchen Poeſie und Beredſamkeit genannt worden iſt. Zwar hat Gryph aus ſeinem romantiſch wunderbaren Gegenſtande, der dem Trauerſpiel überaus günſtig iſt, bei weitem nicht gemacht, was ein ſich freier fühlender Dichter würde gemacht haben, zwar treffen ihn inſonderheit zwei Vorwürfe; daß er den über die Liebe ſiegenden Tod zu materiell genommen, und die wunderbare Geiſterwelt, welche in dieſes Stück entſcheidend eingreift, weder dramatiſch noch novellenartig vorbereitet hat; — dennoch bleibt ihm manches Verdienſt. Die geheimen Schauder einer verbrecheriſchen Leidenſchaft, und die noch tieferen einer überirſchen und unterirdiſchen Welt, werden hier zwar mehr rhetoriſch als dichteriſch herauf geführt; doch liegt ſelbſt in dieſem Rhetoriſchen, ſo ſchwer es auch mitunter einhertritt, ein gewiſſer Reiz, den wir bei andern dramatiſchen Dichtern des ſiebzehnten Jahrhunderts faſt ganz vermiſſen; obwohl die Gründlichkeit mit der Gryph hier wie überall verfährt, mehr als Gemeingut aller beſſeren Dichter ſeiner Zeit betrachtet werden muß. — Der Schluß des Ganzen hat eine wehmüthig fromme Feierlichkeit, und wenn auch das irdiſche Leben faſt vor unſerm Blicke verſchwindet, oder, was noch ſchlimmer iſt, faſt nur als Laſt erſcheint, ſo werden wir doch, wenigſtens Theilweiſe beruhigt, durch den Erſatz, den uns der Dichter ſelbſt in dem einſeitig aufgefaßten Gedanken des Todes bietet.

§. 56.

Es iſt bekannt, wie oft ſich die Dichter irren können, wenn ſie den Werth ihrer Werke nach dem Maaß der Anſtrengung, oder gar nach den mehrern oder weniger Jahren berechnen, die ſie bei deren Abfaſſung zählten; aber un-

Digitized by Google

erträglich iſt es, wenn ſelbſt Kritiker ihnen darin blindlings folgen. So hielt Gryph den Cardenio und Celinde für ein unreifes Jugendwerk; das möchte hingehen, hat ſogar etwas naiv-anziehendes; daß aber ſo manche Beurtheiler des ſiebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts ihm auf's Wort geglaubt, ohne ſich lange zu beſinnen das Ganze für mislungen erklärt haben, zeigt von betrübtem Leichtſinn, den ſich kein deutſcher Mann erlauben ſollte.

Als Gegenſätze ſtehen hier die bereits genannten Trauerſpiele; der ſterbende Papinian und Karl I. von England. Beide Stücke ſind in ſehr reifen Jahren (1659 und 1663) mit größter Anſtrengung und rühmlichſter Sorgfalt geſchrieben und doch iſt von ihnen nichts weiter zu ſagen, als daß ſie verfehlt und faſt ungenießbar ſind. Papinianus, der, wie billig, einen Brudermord für eine große Sünde erklärt, und für dieſes Urtheil von einem tyranniſchen Kaiſer getödtet wird, kommt in dem Stück, das ſeinen Namen führt, zu nichts weiter als zum Reden, und obwohl er manches recht Gute ſpricht, ſo kann er uns doch nicht ſehr beſchäftigen. Da ferner ſein Tod unvermeidlich iſt, ſo möchte man ihm denſelben faſt ſchon im erſten Akte wünſchen, damit er weniger zu leiden und zu ſprechen habe. Faſt daſſelbe gilt von Karl; welches Stück obendrein noch durch eine Menge von phyſiognomieloſen Perſonen und unintereſſanten Geſpenſtern, die alle nichts zur Handlung beitragen, läſtig wird. Selbſt eine gewöhnliche Rührung, die doch hier ſo leicht zu erreichen war, hat Gryph nicht erreicht.

§. 56.

Ich übergehe einige andere wenig bedeutende Stücke, die größtentheils Nachbildungen nach — über die Gebühr geſchätzten — niederländiſchen Muſtern ſind, um für die

bei-

Digitized by Google

beiden ſehr berühmten Luſtſpiele unſeres Dichters einigen Raum zu gewinnen. Das erſte „Wählende Liebhaber,“ bekannter unter ſeinem zweiten Titel „Horribilicribrifax“ iſt vielleicht ein ganzes Jahrhundert ein Lieblingsſtück der Deutſchen geweſen, eine Auszeichnung, die wohl nur ſehr ſelten einem Luſtſpiel zu Theil werden dürfte. Es verdient auch noch heute die genauſte Betrachtung, nicht ſowohl wegen ſeines poetiſchen Werthes, als wegen ſeiner wahrhaft hiſtoriſchen Bedeutung, denn es beantwortet die wichtige Frage, was auf der Bühne unſern lieben Vorfahren im Ernſt und im Scherze wohlgefiel. Der Ernſt mußte ſehr ehrbar und feierlich, oder wehmüthig rührend erſcheinen. Als Repräſentanten dieſes Ernſtes ſtehen hier Palladius, Bonoſus und Cleander. Steif und geſchnürt ſind ſie alle, doch hat ſich der Statthalter Cleander, wie billig, auch auf ſogenannte Klugheit gelegt, und zeigt nicht übel Luſt als eine Vorahnung des Saraſtro zu glänzen. Sie wickeln ſämmtlich ihre Redensarten von dicken rhetoriſchen Knäueln, ohne ſich jemals zu verwickeln, ſehr geſchickt ab; ja ich möchte faſt behaupten, daß ſie, in ihrer (man verzeihe das ſeltſame Wort) intereſſanten Langweiligkeit, noch luſtiger ſind als die luſtige Perſon ſelber, obwohl ſie das durchaus nicht ahnen.

Eine gewiſſe Gattung von fataler Klugheit, wird durch die Mutter Flaccilla repräſentirt, denn als ihre Tochter Sophia ſie tröſten will durch den guten Ausſpruch: „Gott ſorget dennoch für uns und hat mehr als ein Mittel die Seinigen zu erhalten“ erwiedert ſie mit guter Zähheit: „Dieſe Worte füllen den Magen nicht, und tügen (taugen) weder zu ſieden noch zu braten.“ Wie viel hundert zweckmäßig widerwärtige Mütter, Tanten, Hofmeiſterinnen ſind nach dieſem Recepte für die Bühne componirt worden.

Digitized by Google

§. 58.

Der rührende Ernſt und die tugendhafte Wehmuth wird von dem Dichter der ſo eben erwähnten Sophia übergeben, die auch beides recht gut zu verwalten verſteht. Sie heißt gleich im Perſonenverzeichniſſe des Scherzſpiels „eine keuſche doch arme adeliche Jungfrau,“ und zeigt ſich ſanft und liebenswürdig, indem ſie, um der armen zähen Mutter Nahrung zu verſchaffen, ihr ſchönes volles Haar abſchniedet, und es zum Verkaufe ausbieten läßt. Wie leicht hätte bei dieſer Gelegenheit unſer Dichter in eine gewiſſe äſthetiſche Weichlichkeit verfallen können, wäre er nicht zum Glücke — Gryph geweſen. Sophia bleibt gleich entfernt von Weichlichkeit und Tugendkoketterie; aber ſie geht gegen das Ende aus ihrem Charakter hinaus, da jener ältere Bruder des Saraſtro, der Statthalter Cleander in ſeiner Tugendprüfung zu hart und arg verfährt. Das arme Kind ruft die tragiſchen Worte aus: „Gute Nacht Himmel, ſei zum letztenmal gegrüßet Erde, verziehe ich weiter?“ Dann „holet ſie mit dem bloßen Meſſer aus,“ wird aber Gottlob von der böſen Sünde abgehalten, von dem nunmehr befriedigten Statthalter zur vornehmen Gemahlin erkoren, und ſogleich mit reichen Kleidern angethan, damit das Publikum mit eignen Augen ſehe, es ſei dem guten, ſchlimmen und vornehmen Manne ein wirklicher Ernſt. Dieſes (damalige) Publikum kannte Gryph ohne Zweifel ſehr genau: Es wollte im Trauerſpiel nicht bloß Blut, ſondern Martern ſehn, — wer den dreißigjährigen Krieg erlebt hatte, kannte jede Art des Blutvergießens und jede Art des Marterns — und im Luſtſpiele mußte ſelbſt eine Dame mit dem bloßen Meſſer ausholen, wenn man ſie in der That und Wahrheit bemitleiden ſollte. — Wie oben bei der Mutter, der Mut-

ter vieler Komödienmütter, darf ich wohl auch hier hinzuſetzen, daß dieſe Sophia hundert und wieder hundert wehmüthige Komödienjungfrauen der neueren Zeit anführt, und zwar mit den größten Ehren, denn man vergleiche ſie nur mit den Kotzebueſchen Perſonen dieſer Art, und ihr großes Uebergewicht wird jedem bald deutlich werden.

§. 59.

In der Zeichnung der entſchieden ſcherzhaften und komiſchen Perſonen, der weiland reformirten Hauptleute Horribilicribrifax und Daradiridatumdarides, des verdorbenen Dorfſchulmeiſters Sempronius und der alten Kupplerin Cyrilla, hat der Dichter alles aufgeboten, um Luſt und Lachen zu erregen und es iſt ihm ohne Zweifel in früheren Zeiten damit gelungen; indeſſen müſſen wir geſtehen, daß gerade hier die ſchwächſte Parthie ſeines Stückes ſei *). Möge es immerhin am Schluſſe jenes Krieges gar manche prahleriſche Hauptleute gegeben haben; bei dieſen Gryphiſchen iſt alles ſo unendlich übertrieben, daß ſie in jedem Augenblicke faſt mit ſich ſelbſt Spott zu treiben ſcheinen. Sie ermangeln jeder innern Haltung, und geben deshalb der Anſchauung gar kein Bild. Das letztere kann man zwar von Sempronius und Cyrilla nicht ſagen; aber das Bild iſt kein er-

*) Intereſſant iſt die Scene zwiſchen dem prahleriſchen Daradiridatumdarides und der nicht minder leichtſinnigen Seleniſſa, als ſie endlich dahinter gekommen ſind, daß ſie ſich gegenſeitig betrogen haben (Akt V, 3). Sie erinnert lebhaft an einen ähnlichen Auftritt in Beaumont und Fletchers Luſtſpiel: Rule a wife and have a wife, (welches auf unſern Bühnen durch eine ſchwache Bearbeitung von Schröder, unter dem Titel: „Stille Waſſer ſind tief" bekannt iſt) ein Umſtand, der indeſſen nicht vorſchnelle Vermuthungen veranlaſſen, wohl aber in ernſte Erwägung gezogen werden möge.

Digitized by Google

freuliches, kein luſtiges; und mit Recht hat man ſchon früher bemerkt, daß um die außerordentlich vielen Mißverſtändniſſe zwiſchen dieſen beiden Perſonen zu genießen, Kenntniß der lateiniſchen und griechiſchen Sprache unentbehrlich ſei, die doch bei der Mehrheit des Publikums nicht wohl vorauszuſetzen iſt. So hat ſich alſo in gewiſſem Sinne Gryph ſelber mit ſeiner eigenen Gelehrſamkeit geneckt, ein Feſt, an dem doch nur ſeine gelehrten Freunde Theil nehmen konnten.

Merkwürdig bleiben jedoch bei der alten, widrigen Cyrilla manche ſeltſamen Liederanfänge Reime und Sprüche, die ſie beſonders in ihre Monologen verwebt. Sind jene ſchon alle ergänzt worden? Aeſthetiſch wichtig ſind keine; hiſtoriſche Bedeutung möchte doch wohl einigen nicht abzuſprechen ſein.

§. 60.

Am gelungenſten unter den rein ſcherzhaften Perſonen iſt Florian, der Page des Palladius, der freilich nur als Beiläufer erſcheint, aber vielleicht zu ſeinem Glücke, denn dieſer Umſtand hinderte den Dichter ſeinen ganzen poetiſchen Farbentopf auch über ihn auszügießen, ſo daß er am leichteſten und friſcheſten auftreten kann. Er, der nur von Küſſen und Scherzen, ſüßem Wein und Marcipan *) lebt, trägt

*) Ueber die Koch- und Backkunſt unſerer lieben Vorfahren wiſſen wir freilich faſt gar nichts; doch iſt ſie in keinem Falle ſo einfach geweſen, als manche vielleicht glauben möchten. Auch der Wein wurde nicht ſelten geglüht, und durch Zucker, Gewürz und Obſtſaft pikanter gemacht, welches beſonders den Dichtern zugeſagt haben muß, da ſie gern davon reden. Befremdend aber bleibt, wie häufig auch vom Confect die Rede

Digitized by Google

wie mich dünkt, die ganze Schaar von Cherubins (S. Figaro) und vielen hundert ſeltſam verliebten, mädchenhaften Knaben, welche durch deutſche Komödie und Romane hinlaufen, in ſich, aber ich kann es ihm unmöglich danken, daß er uns mit dieſer Erbſchaft beſchenkt hat, oder vielmehr den Dichtern nicht, daß ſie ihm ſolche Erben geſetzt haben. Auch iſt er wirklich viel beſſer als Cherubin, der bekanntlich voller Prätenſionen iſt und dadurch unerträglich wird, während der gar nicht berühmt gewordene Florian ſich und andere harmlos gehen läßt.

So viel nun aber auch an dem genannten Luſtſpiel zu loben iſt, ſo fehlt doch gar viel um es ganz zu loben. Die Scenen ſind nur locker an einander gereiht, aber ſie greifen nicht in einander. Wäre das Wort erlaubt, ſo würde ich ſagen, ſie „durchadern" ſich nicht aus einem Mittelpunkte heraus, und in denſelben zurück. Das Luſtſpiel ſcheint in jedem Augenblicke auseinander fallen zu wollen, und wird weniger von dem Dichter als von dem — Buchbinder zuſammen gehalten.

§. 61.

Noch größern Beifall erwarb ſich nicht bloß in früheſter ſondern auch in neuer — z. B. bei dem vor einigen Jahren verſtorbenen verdienſtvollen Bredow — das zweite Luſtſpiel Gryphs: „**Absurda comica**, oder Herr Peter Squenz." Ich nenne es das zweite, da es gewiſſermaßen nur als beſcheidenes Nachſpiel betrachtet ſein will, obwohl es laut Vor-

---

iſt, deſſen Flemming in dem herrlichen Strafſonett an die Deutſchen ausdrücklich gedenkt:

„Jetzt fällt man in's Confect, in unſre vollen Schalen" u. ſ. w. weshalb G. Schwab es nicht hätte in: „Jetzt fällt man uns in's Mahl" verwandeln ſollen.

Digitized by Google

rede früher gedichtet worden iſt als Horribilicribrifax, von dem wir mit ziemlicher Gewißheit vermuthen können, daß er gegen Ende des Jahrs 1648 oder in dem darauf folgenden erſchienen iſt, indem hier von dem Frieden zwiſchen dem deutſchen Kaiſer und der Krone Schweden wie von einer Neuigkeit geſprochen wird.

Peter Squenz ſchildert uns, wie arme unbeholfene Bürgersleute nebſt einem Pickelhering vor überaus vornehmen Perſonen ein „luſtiges Trauerſpiel," Pyramus und Thisbe aufführen. Es erinnert ſich dabei wohl ein jeder, daß etwas Aehnliches im „Sommernachtstraum" geſchieht; aber es thut faſt weh, bei Peter Squenz jenes überaus lieblichen Stücks zu gedenken. Dennoch fragt es ſich: wie kam Gryph auf einen Gedanken, den Shakſpear einmal gehabt hat? Es wäre ſchön, wenn er, der in Shakſpears Sterbejahr geboren ward, von ihm geerbt hätte; aber es iſt leider nicht ſo. Er ſelbſt erklärt in ſeiner Vorrede, daß er ſein Stück einem andern Stücke verdanke, welches ein in allerhand Sprachen und mathematiſchen Wiſſenſchaften „ausgeübeter" Mann, Daniel Schwenter zu Altdorf auf den Schauplatz geführt habe. Dann ſei es nach und nach zu ihm gekommen, von ihm „beſſer ausgerüſtet" und mit neuen Perſonen vermehrt. Wo aber hat Daniel Schwenter den Gedanken her? Schöpfte er mit Shakſpear aus Einer Quelle? oder ſah vielleicht Gryph den Sommernachtstraum in London und nahm er ſich aus dem zarten Gewebe nur das Zwiſchenſpiel heraus, von dem ſich vermuthen ließ, daß es auch auf die Lachmuskeln ſeiner Landsleute wirken werde? Es iſt nicht wahrſcheinlich, weil Gryph der grundehrliche, der hier ja ohnehin nicht auf Originalität Anſpruch macht, es erzählt haben würde, und ſo bleibt eine Dunkelheit, die durch die bloße Verſicherung einiger

Digitized by Google

Literarhiſtoriker, es ſei keine vorhanden, gewiß nicht aufgehellt wird.

§. 62.

Was nun das Stück ſelbſt betrifft, ſo ſchadet ihm zuvörderſt der Umſtand, das hier ein Etwas, das offenbar nur zu einem Zwiſchenſpiel ſich eignet, als ein für ſich beſtehendes Ganze geboten wird. Ferner ſind die Perſonen mehr mitleidswürdig, zuweilen auch wohl gar Ekel erregend als wahrhafte Luſt erweckend. Eine Satire auf ſchlechte Meiſterſänger und ſchlechte Komödianten konnte als ſolche ſelbſt wohl in der damaligen Zeit nicht gefallen, wo es gar kein Theater gab, wo die Meiſterſängerzunft faſt ganz verblüht war, und die einzelnen Sprößlinge, die ſich vielleicht hie und da fanden, matt abwelkten. Das Stück ſelbſt, welches in dieſem Spiel aufgeführt wird, zeigt kaum eine Spur von wahrer Scherzhaftigkeit, ſondern iſt faſt nur widrig platt. Die vornehmen Perſonen, vor denen das Spiel aufgeführt wird, ſtehen nicht viel höher als die Leute, über die ſie ſpotten, und der einzige Weg, welcher noch übrig geweſen wäre, dem Ganzen aufzuhelfen iſt von Gryph verſäumt worden. Dieſes Mittel wäre: ironiſche Behandlung jener Perſonen, die, um des Spottes willen, den ſie mit den armen Komödianten treiben, über allen Spott hinaus zu ſein glauben. Daß Shakſpear dies, in Beziehung auf die Hofleute, welche der Komödie im Sommernachtstraum zuſehen, wirklich gethan, iſt meines Wiſſens noch nicht zur Sprache gekommen; man braucht aber ſein Werk nur mit Aufmerkſamkeit zu leſen um es deutlich zu erkennen. Derſelbe Fall iſt mit ſeinem Lord in dem Vor- und Zwiſchenſchenſpiele ſeiner Komödie „Zähmung einer Widerſpenſtigen,“ denn indem dieſer ſtattliche Herr ſeine ganze Kraft, ſeine

ganze Hausgenoſſenſchaft und eine wohlgeübte Schauſpieler-geſellſchaft aufbietet, um einen betrunkenen Keſſelflicker zu myſtificiren, wird ſeine eigne innere Langweiligkeit höchſt ergötzlich klar, und der Keſſelflicker erſcheint faſt als eine luſtig-erhabene Perſon, ſo wie denn überhaupt wohl in den meiſten Fällen der Myſtificirer noch unter dem Myſtificirten ſteht.

§. 63.

Iſt es nun ſo übel beſtellt mit dem Gryphiſchen Nachſpiel, ſo müſſen wir uns allerdings wundern, daß daſſelbe einen ſo großen Ruhm gewonnen hat, indeſſen erklärt die damalige Zeit manches, in ſo fern ſie nämlich ſich den früheren beſſeren Luſtſpielen und Poſſen entwachſen glaubte, und doch faſt keine neue hatte. Da mußte ſie wohl genügſam ſein, und ſich an einige beſſere Scherze halten, die ſich auch allerdings in Peter Squenz finden. — Um aber nicht mit dieſen meiſt tadelnden Bemerkungen den Abſchnitt über den im Allgemeinen höchſt ſchätzbaren Gryph zu ſchließen, ſo möge hier noch eines leidlich angenehmen, und wenn ich nicht irre, ihm allein zugehörigen Spiels gedacht werden, welches er an einer Stelle ſeiner Komödie mit dem Reim getrieben hat. Er läßt nämlich ſeinen Meiſter Bullabut, welcher in der Tragödie Pyramus und Thisbe die Wand vorſtellt, alſo ſprechen:

Ihr Herren, höret mir zu mit offenen Ohren
Ich bin von ehrlichen Leuten — gezeuget
Mein Groß-Vater ward gefangen und gebunden
Und wie man ſaget, ſo iſt er — abgezogen.
Mein Vater war der Bettler-König,
Er hat mir warhafftig gelaſſen nicht gar viel,
Meiner Mutter hat es wol gelückt,
Daß man ſie hat nach Fiſchen — geſand.

Dieſes Nichtreimenwollen, während der Reim ſchon gegeben iſt und gleichſam im Ohre ſchwebt, kann allerdings eine beluſtigende Wirkung thun, beſonders wenn man es bei einer gewiſſen Gattung von reinen Witzgedichten anbringen würde, und der Spaß nicht zu lange anhielte. Das Letztere kann man dem Dichter nicht nachſagen, denn er hat ſich mit vier und zwanzig ſolcher Zeilen begnügt; doch wäre allerdings ein witzigerer Gebrauch des guten Gedankens zu wünſchen geweſen.

§. 64.

Wenn es billig war, daß die vier Dichter, mit denen wir uns ſo eben beſchäftigten, den Reihen eröffneten, dem dieſer Abſchnitt gewidmet iſt, da bekanntlich dieſe ganze Periode von Opitz und Flemming den Namen zu führen pflegt, ſo iſt jetzt nicht minder billig, unſre Aufmerkſamkeit zu richten auf zwei Männer, die, im Leben gewiß durch Neigung und Urtheil getrennt, doch beide reichbegabt, und voll redlichen Willens, durch Rede und Schrift ungemeinen Einfluß auf die Richtung des geiſtigen und gemüthlichen Strebens der Deutſchen gehabt haben.

Jakob Böhme,

(geb. 1575 zu Alt-Seidenberg, einem Dorfe in der Ober-Lauſitz, geſt. am 13. November 1624 zu Görlitz.)

Dieſer oft ungeleſen verſpottete, oft verkannte, oft überſchätzte, ſeltſam originale, tiefſinnig dunkle Schriftſteller hat ſo ausgezeichnet auf die Gemüther, beſonders der früheren Deutſchen gewirkt, und iſt inſonderheit während der letzteren zwanzig bis vier und zwanzig Jahre von neuem dergeſtalt beſprochen worden, daß er ſchon um deswillen auch hier den ihm gebührenden Platz einnehmen muß. Wer,

wie er, während ſeines Lebens und nach dem Tode ſich durch faſt alle nur denkbare Fegefeuer und — Triumphbogen feſt aufrechtſtehend hat hindurch arbeiten können, dem dürfen wir wohl ſchon um deswillen eine ſehr robuſte und tüchtige Natur zuſchreiben, und in keinem Falle wird der Leichtſinn, der ohnehin den Deutſchen am übelſten kleidet, über ihn reden dürfen.

Wir wiſſen von Böhme's Jugend nichts weiter, als daß ſie eine ſehr arme war, indem er bis zu ſeinem zehnten Jahre ohne allen Schulunterricht blieb, weil er das Vieh hüten mußte. Späterhin lehrte man ihn leſen und ſchreiben und leitete ihn zum Chriſtenthum an. Dann kam er bei einem Schuſter in die Lehre, hielt ſich gut, ging nach der alten Weiſe auf die Wanderſchaft, kehrte zurück nach Görlitz, ward Ehemann und Vater, und trieb daſelbſt das Schuhmacher Handwerk als Meiſter redlich bis an ſein Ende.

§. 65.

Die Geſchichte ſeines innern Lebens würde er ſelbſt ſchwerlich haben ſchreiben können, denn bis zum ſieben und dreißigſten Jahre, litt er nur jene fromme Begeiſterung, die den Mittelpunkt ſeines Weſens ausmacht, aber er vermochte wohl nur ſelten jenes Leiden in klares Wort und That übergehen zu laſſen. Nur erzogen durch die Bibel, die Natur, und ſich ſelbſt, fehlte ihm ohnehin anfangs das Medium der Sprache ganz, und auch ſpäterhin fühlte er oftmals, obwohl ſich ſeine Sprache immermehr ausbildete, die Mangelhaftigkeit des Ausdrucks, und verweiſt uns oftmals auf die Zeit wo er mit Engelszungen werde reden können.

In dem genannten Jahre (1612) riß er ſich zuerſt aus

Digitized by Google

jener nur leidenden Begeiſterung los, und ſchrieb mit einer ihm ſelbſt faſt wunderbar erſcheinenden Raſchheit ſeine berühmte „Morgenröthe im Aufgang, das iſt: die Wurzel oder Mutter der Philoſophiá, Aſtrologiá und Theologiá aus rechtem Grunde, oder Beſchreibung der Natür wie alles geweſen und im Anfang worden iſt“ u. ſ. w. Man ſieht, die Aufgabe ſelbſt iſt eine unlösbare, und er ſelbſt ſah hinterher wohl ein, wie manches dieſem Buche fehle, obwohl er, irrend, faſt nur in der Sprache hie und da geirrt zu haben meint. Er ſelbſt erklärt ſich darüber in einem Briefe vom 14 Auguſt 1620 an H. P. K. folgendergeſtalt:

„Anlangende das Buch Morgenröthe, welches das erſte iſt, were an manchen Orthen nöthig beſſer zu erklären, dan der gantze Begrif war noch zu der zeit nicht gebohren in mir als ein Platzregen für übergehet, was der trift das trift er, alſo ging es auch mit dem feurigen Trieb, wiewohl mein fürhaben gar nicht war, daß es jemand leſen ſollte, ich ſchrieb allein die Wunder Gottes, ſo mir gezeiget worden, für mich zu meinem Memorial, und es iſt auch ohne meinen willen ausgangen, und iſt mir gewaltſam entzogen worden, und ohne meinen Bewuſt publicirt worden, dan ich gedachte es mein lebenlang bey mir zu behalten, und hatte keinen Fürſatz damit, leider ſo hohen Leuten, wie geſchehen bekannt zu werden, aber der Höchſte, in deſſen Händen und Gewalt alles ſtehet, hatte ein ander Fürhaben damit, wie es jetzt am Tage iſt, daß es, wie ich berichtet worden, ſol in vielen Städten und Landen bekannt ſeyn, welches mich zwar wundert, und doch auch nicht wundert, dan der Herr richtet ſein Werk wunderlich und ſpielend aus über alle Vernunft, und ſollte er einen Hirten darzu brauchen, dieweil ihm die Kunſt und äußere Vernunft nicht will ſtat und

raum geben, ſo muß ſein Fürſatz doch beſtehen wider alles wüten des Teuffels."

§. 66.

Für Böhmes äußere Ruhe wirkte dieſes Buch ſehr nachtheilig, denn es fiel dem Paſtor Primarius Richter zu Görlitz in die Hände, einem hoffährtigen, argen Polterer, der aber leider ſo viel Macht hatte, daß kaum jemand wagte, ihm ſein öffentliches Wüthen gegen den beſcheidenen Böhme zu unterſagen. Es iſt gar ſehr der Mühe werth, von dem Betragen dieſes Mannes etwas Näheres zu berichten, denn ein fratzenhafter Charakter wie der ſeinige konnte nicht allein ſtehen, ſondern mußte der Genoſſen viele haben, und ſo dürfen wir den Schlagſchatten jener Zeit nicht mit Stillſchweigen übergehen. Zuerſt brach er auf der Kanzel in Schmähungen gegen Böhme los, daß derſelbe als ein unſtudirter, einfältiger Bürgersmann von göttlichen Dingen zu reden und zu ſchreiben wage. Der Angegriffene ertrug alles ſchweigend; da aber der Prieſter auch gegen einen jungen höchſt ſchüchternen Mann, einem Anverwandten (Schwager) Böhme's, mit einer faſt unglaublichen Härte verfuhr, ſo daß der arme Jüngling faſt ſchwermüthig darüber wurde *), ſo gerieth der Prieſter über Böhme's nicht

*) Die in ihrer Gemeinheit faſt einzige Angelegenheit iſt folgende: Der arme junge Mann, ein Bäcker, hatte kurz vor Weihnachten von dem Prediger einen Thaler geliehen, um dafür Weizen zu kaufen, und die Schuld nach dem Feſte wieder abgetragen. Er fügte etwas Backwerk, (einen Striezel) als ein Zeichen ſeines Danks hinzu, hoffend, es werde der ungeiſtliche Geiſtliche ihm nunmehr die Zinſen (!) für die 14 Tage erlaſſen, während welcher er den Thaler gehabt. Der Prediger aber wurde höchſt unwillig und dräute ihm „mit gräulichem Fluche" und verkündete ihm „Gottes Zorn," ſo daß der ver-

bloß beſcheidene ſondern demüthige Einmiſchung und Fürbitte dergeſtalt in Wuth, daß er mit gewaltigem Schelten ſeinen Pantoffel nach ihm warf. Böhme hob den Pantoffel auf, ſtellte ihn wieder zu des Gegners Füßen, und ſchied mit den Worten: „Herr, zürnet nicht, ich thue Euch kein Leid, ſeid Gott befohlen.“ Aber dieſe Sanftmuth reizte den Feind nur noch mehr, und am nächſten Sonntage nannte er Böhmen auf öffentlicher Kanzel einen Aufrührer, unruhigen, leichtfertigen Mann und Ketzer, einen Tumultuanten und Reſiſtenten des heiligen Predigtamtes, der die Prediger beunruhige, ſie in ihren Häuſern überlaufe, und Ketzerbücher ſchreibe. Endlich forderte er den Magiſtrat und die ganze Stadt feierlich auf, „das Rachſchwerdt wider Böhme zu ergreifen,“ damit Gott nicht Urſache habe, wider ſie zu zürnen und „im Zorn die Stadt verſinken zu laſſen, gleichwie geſchehen den Aufrührern, die dem Moſes widerſtanden.“

§. 67.

Böhme ſtand während dieſer ganzen Predigt an einem Pfeiler, der Kanzel gegenüber, und ſchwieg geduldig, bis alles Volk zur Kirche hinausgegangen war, und näherte ſich dann endlich dem Prediger, der mit dem Capellan noch in der Kirche war, beſcheiden bittend, ihm doch nur ſeine Miſſethaten zu nennen, damit er wieder gut machen könne was er etwa verſchuldet. Der Prediger aber fing nach ſei-

---

ſchüchterte Jüngling in gänzliche Melancholie verfiel und an ſeiner Seligkeit zu zweifeln anfing (!). Selbſt Böhme's Zureden half nicht, der junge Mann antwortete nichts, ſondern überließ ſich einer ſtummen Verzweiflung, ſo daß Böhmen nichts weiter übrig blieb, als den Prediger ſelbſt zu bitten, den Fluch zurück zu nehmen, die Zinſen zu beſtimmen und zu empfangen.

Digitized by Google

ner Weiſe „gräulich zu injuriren und zu fluchen an," und rief: „Hebe dich weg von mir, Satan, trolle dich in Abgrund der Höllen mit deiner Unruhe! kannſt du mich nicht zufrieden laſſen? mußt du mich hier beſchimpfen und moleſtiren? ſiehſt du nicht, daß ich ein Geiſtlicher bin und in meinem Amte gehe?" Böhme erwiederte, er bitte ja nur, ihm zu ſagen, was er ihm zu Leide gethan, und erſuchte zugleich den Capellan ihm bitten zu helfen; aber der Primarius rief ſeinem Bedienten zu, er ſolle die Stadtknechte holen, um den armen Bittenden aus der Kirche hinaus in den Thurm zu werfen, das verhinderte indeſſen der Capellan und Böhme ging ſchweigend nach Hauſe.

Am andern Tage verſammelte ſich der geſammte Magiſtrat um Böhme zu richten. Dieſer erſchien, konnte aber auf die Frage, was er dem Prediger zu Leide gethan, keine Antwort geben, als er wiſſe es nicht, könne es auch nicht erfahren, bitte deshalb die Herren, daß ſie, als Obrigkeit, den Mann zu einer Antwort veranlaſſen möchten. Der Magiſtrat ſandte nunmehr zwei Männer des Raths zu dem Prediger, mit der Bitte, entweder ſelbſt auf dem Rathhauſe zu erſcheinen, um ſeine Klage vorzubringen, oder ſie ihnen, den Abgeſandten, zu vertrauen. Aber der Paſtor gerieth abermals in einen gewaltigen Eifer, rufend, er habe auf ihrem Gerichts- und Rathhauſe nichts zu thun; was er zu ſagen habe, das ſage er an Gottes Statt (!) von der Kanzel, da ſei ſein Rathſtuhl und Profeſſion-Bank; was er da geſaget habe, dem ſollten ſie nachkommen, und den leichtfertigen, loſen, verwegenen Ketzer der Stadt verweiſen, auf daß er nicht mehr dem heiligen Predigtamt widerſtehe, und die Strafe Core, Dathan und Abiram über die ganze Stadt bringe u. ſ. w. Dieſe Antwort erſchreckte die Herren des Rathes, dergeſtalt, daß ſie aus Furcht vor der „Vehemenz"

Digitized by Google

ihres Predigers auf der Kanzel den Schluß faßten den unüberwieſenen getreuen Bürger durch die Gerichtsdiener aus der Stadt bringen zu laſſen. Nur einige beſſer und kräftigergeſinnte Rathmänner widerſetzten ſich, erklärten laut ihre Mißbilligung, und verließen, da ſie nicht durchdringen konnten, ein Verſammlung in der ſo Ungerechtes beſchloſſen worden war.

§. 68.

Böhme ſelbſt blieb in gleichmäßiger Beſcheidenheit und Ergebung, und bat nur, daß es ihm verſtattet ſein möge, noch einmal in ſein Haus zu gehen, die Seinigen mitzunehmen, oder, wenn dies nicht erlaubt ſei, ſie doch wenigſtens zu tröſten. Aber auch dieſe Bitte wurde ihm abgeſchlagen, denn, ſo hieß es, er habe ja ſelbſt gehört, daß er „ſtracks vom Rathhauſe mit Schimpf und Spott zur Stadt hinausgeleitet werden ſolle.“ So geſchah es wirklich, aber der ſchuldloſe Mann blieb nur eine Nacht verwieſen, denn ſchon am andern Morgen verſammelten ſich die Rathmänner von neuem, ſtießen den geſtrigen Schluß um, ſchickten nach allen umliegenden Orten Leute aus, um den verjagten Mann zurückzurufen, der denn auch endlich gefunden, und mit Ehren in die Stadt zurückgeführt wurde. — Welche Umſtände dieſen raſch veränderten Entſchluß des Raths veranlaßt hatten, wiſſen wir nicht; vermuthlich hatte eine beſſere Ueberlegung, Scham und Reue über die geſtern begangene beiſpielloſe Ungerechtigkeit hervorgebracht. (S. Dr. C. Weiſers Relationsſchreiben vom 21. Febr. 1651, ein Anhang zu der Amſterdammer Ausgabe von Böhme's theoſophiſchen Sendſchreiben, 1658. von neuem mitgetheilt in meiner Latona, 1811.)

So heilloſe Mißhandlungen wie dieſe mußten nothwendig bei allen Wohlgeſinnten den höchſten Unwillen und auf

der andern Seite eine günſtige Meinung für Böhme erre-gen, und ſo erwuchs für ihn aus dem Uebelſcheinenden manches Erfreuliche. Mehrere würdige Edelleute, angeſehene Gelehrte und Bürger nahmen ihn in Schutz, und es öff-nete ſich jetzt für ſein geiſtiges Wirken ein größerer Raum. Anfangs hatte er indeſſen beſchloſſen, nichts mehr zu ſchrei-ben; aber, wie er ſelbſt ſehr richtig ſagt, nur „ſein äuße-rer Menſch“ hatte dieſen Entſchluß gefaßt, bis es endlich dahin kam, daß der „innere den äußern gefangen nahm,“ wo dann kein Widerſtand mehr Statt finden durfte. Man ließ ihm jetzt eine geraume Weile Ruhe, bis endlich eine ſei-ner ſpäteren Schriften, vermuthlich die über die Buße, den Dresdener Theologen bedenklich ſchien, weshalb er vorgefor-dert wurde, um ſich zu verantworten. Er folgte dem Rufe, wurde in Dresden mit Wohlwollen aufgenommen, und ver-thigte ſich vor den berühmteſten Doktoren der Theologie der damaligen Zeit, unter denen ſogar auch der wohlbekannte ſtreng lutheriſche, überaus mächtige Beichtvater Hoe *) war mit ſo vieler Würde und Beſcheidenheit, daß man ihn mit dem Geſtändniſſe des Nichtverſtehens, aber auch mit Ach-tung entließ. Es iſt in der That rührend und erbaulich, daß der grundgelehrte Doktor Gerhard erklärte, „er wolle die ganze Welt nicht nehmen und den Mann verdammen hel-fen,“ worauf der nicht minder gelehrte Doktor Meisner erwie-derte: „Mein Herr Bruder, ich auch nicht; wer weiß was dar-hinter ſteckt? wie können wir urtheilen was wir nicht begriffen haben, noch begreifen können ob es recht, ſchwarz oder weiß ſei. Gott bekehre den Mann ſo er irret, und erhalte uns bei ſei-

*) Bekanntlich hatte er ſogar Einfluß und zwar ſehr be-deutenden bei der politiſchen Stellung des Kurfürſten während des 30jährigen Krieges.

Digitized by Google

ſeiner göttlichen Wahrheit, gebe uns dieſelbe je länger je beſſer zu erkennen, auch Sinn und Muth ſie auszuſprechen, und Vermögen ſie fortzupflanzen!“ (S. das oben angeführte Relationsſchreiben.)

§. 69.

Dieſe Geſinnung ſei auch die unſrige, und ſo geſtehe ich unumwunden, daß manche Blätter, ja manche Bogen in den Böhmiſchen Schriften mir gänzlich dunkel ſind, und daß es mir ſcheint, als ſei er inſonderheit dann am dunkelſten, wenn er methodiſch zu conſtruiren verſucht. Es iſt daher, dünkt mich, ein gänzliches Mißverſtändniß ſeiner Eigenthümlichkeit, wenn man ihn mit Plato vergleicht, von deſſen dialektiſcher Virtuoſität und klarer Auseinanderſetzung der in ſich einigen Ideen, dem deutſchen Theoſophen faſt nichts zu Theil geworden iſt. Faſt alles iſt bei ihm Bild, Gleichniß, farbige Gluth, während die Nacht als Unterlage erſcheint. Oft wühlt er auch wohl mit Luſt in Rieſenbildern, färbt ſelbſt die Farben, ſpielt mit der Morgenröthe und mit der Nacht, und freut ſich an der Kraft, die zu einem ſolchen Spiel gehört. Oft ſtört auch die Hinneigung zur Cabala, nimmt das Gemüth gefangen, und verliert ſich in unerſprießliches Grübeln. — Unter ſeinen Werken halte ich die Beantwortung der „vierzig Fragen von der Seelen Urſtand, Eſſenz, Weſen, Natur und Eigenſchaft, was ſie von Ewigkeit in Ewigkeit ſei u. ſ. w.“ (Amſterdam 1648), für eines der bedeutendſten, denn hier finden ſich viel köſtlich lichte Momente, z. B. manche Ideen über Nothwendigkeit und Freiheit, über den Tod, Seligkeit, Verdammniß *) u. ſ. w.; ſo wie vielleicht (denn nur von

*) So giebt er z. B. auf die Frage von der Pein der Verdammten unter andern folgende Antwort: „Sie ſind frei,

einem Vielleicht kann hier im Allgemeinen die Rede ſein) ſein kürzeſtes Werk „de Regeneratione das iſt: Von der neuen Wiedergeburt u. ſ. w.“ ſeine Idee von wahrer Gottſeligkeit am deutlichſten und praktiſchten mittheilt.

§. 70.

Am rührendſten und erfreulichſten iſt mir B., wenn er ſich ſelbſt anſchaut, das reine Ringen mit ſich ſelbſt und — mit dem Herrn, ob er gleich faſt immer — man verſtatte das Wort — verwundet aus dieſem Kampfe zurückkommt. Verwundet; aber geſegnet. In ihm wohnt eine Muſik, die er gerade dann am wenigſten begreift, wenn er ſie in ihre einzelnen Töne zerlegen möchte, eine Muſik, die ihn, wie bekannt, ſelbſt in der Stunde ſeines Todes nicht nur nicht verließ, ſondern gerade dann vielleicht am tröſtlichſten ward, und ſelbſt ſeinem irdiſchen Ohr vernehmlich wurde. So ſteht er da, wie eine alte gothiſche Burg, die man nicht anders als mit ſüßem Schauder betreten ſollte, weil drinnen ſeltſame Geiſter hauſen und wunderbare Stimmen tönen.

Ein ſo ganz eigenthümlicher Schriftſteller wie Böhme, muß auch wohl einen ganz eigenthümlichen Styl beſitzen, und ſo findet es ſich denn auch allerdings. Er hat niemals die Sprache von andern gelernt, ſondern ſie (ſo wie Al-

---

in nichts eingeſperrt; ſie mögen fahren ſo tief ſie wollen, ſo iſt überall der Abgrund und die Finſterniß, und ſind doch auf der erſten Stelle; je tiefer ſie ſich begehren zu ſchwingen, je tiefer fallen ſie und ſind doch nirgend an einem Ende oder Grunde.“

Ganz im Gegenſatze mit der gewöhnlichen Anſicht iſt hier das Gräßliche einer unharmoniſchen, im Unbegränzten zerfallenden Willkühr kräftig angedeutet worden.

Digitized by Google

les) durch ſich ſelbſt allein; und dieſer Umſtand rächt ſich ohne Zweifel, ſobald er Wörter bildet, die nach dem Lateiniſchen ausſehen. Da er aber das Beſte hat was der geiſtige Menſch haben kann; ſelbſt eigene, von Grund aus erzeugte, mit dem Aufgebot jeglicher Kraft geborene Ideen, ſo iſt er dadurch im Beſitze eines Zauberſtaabes dem unſere Sprache liebend folgt. — Unſere Sprache, ſage ich, die, jedem Hoffärthigen, mit der Wiſſenſchaft nur eitel Spielenden ſich verſagt; aber vertraut jeder edeln Natur, dem unermüdeten Ringer ſich gern öffnet, und gleich mit erſcheint in ihrer ganzen Bedeutſamkeit, ſo oft jene Ideen und Anſchauungen ſich in des Mannes Bruſt erzeugen.

Böhme ſelbſt meint in dem oben angeführten Sendſchreiben von ſeinen Schriften, „man ſolle ſie nicht anſehen als eines großen Meiſters; denn Kunſt iſt nicht darinnen zu ſehen, ſondern großer Ernſt eines eifrigen Gemüthes das nach Gott dürſtet, in dem der Durſt große Dinge empfangen, wie der Erläuchtete wohl ſehen wird, und ohne das Licht keinem recht käntlich oder begreiflich ſein wird, wie es der Leſer in der that alſo empfinden wird, und hat doch auch leichter oder dem Verſtand näher nicht mögen geſchrieben werden: Wiewohl ich vermeyne, ſie ſind helle und einfältig genug in einer ſolchen tieffe; ſo aber etwas wäre das zu ſchwer ſein wolte, könnte ichs wohl etwas einfältiger fürbilden wan mir das angemeldet würde."

§. 71.

Indem die letzte Meinung, er könne es deutlicher machen, doch wohl zu bezweifeln ſein möchte, halten wir uns hier bloß an das tief beſcheidene Wort, es ſei nicht Kunſt darin, daſſelbe ablehnend durch die Erkenntniß, daß doch nur in einem Gottinnigen Gemüthe die Kunſt wohnen

könne; nur daß der Gottinnige, wenn er von ſich ſelber ſpricht, das Wort Kunſt zu vermeiden pflegt.

Abraham von Frankenberg, Böhmes Freund und Verehrer ſchildert uns ſeinen Meiſter mit folgenden kurzen Worten: „Seine äußere Leibesgeſtalt war verfallen und von ſchlechtem Anſehen; kleine Statur, niedrige Stirn, erhabene Schläfe, etwas gekrümmte Naſe, grau und faſt himmelblau blitzendes Auge, kurzer dünner Bart, kleinlautende Stimme, aber holdſeliger Rede, züchtig in Geberden, beſcheiden in Worten, demüthig im Wandel, geduldig im Leiden, ſanftmüthig von Herzen.“

Ich füge zu dieſer Schilderung meine eigene Anſicht, um ſie der Prüfung denkender Leſer vorzulegen: Böhme gehörte nicht zu der Gattung von begünſtigten Menſchen, bei denen das Göttliche, welches ſie in ſich tragen, ſtets auch äußerlich ſichtbar wird, und auch äußeres Gedeihen und Wohlbefinden veranlaßt; nicht zu denen, bei welchen (wenn das kühne Wort verſtattet iſt) das göttliche Wort auch zur irdiſchen Speiſe wird. Er war ein Virtuoſe im Leiden, Anſchauen und Sterben; weniger im reinen Denken, Handeln und Leben; vielleicht nur ſehr ſelten fröhlich, aber oft heiter; glücklich gewiß nie, aber ſelig.

Es findet ſich wohl noch ſonſt einmal Gelegenheit, dieſe hier nur ſehr kurz angedeuteten Gedanken, die, wie leicht zu erachten, nicht bloß auf Böhme paſſen, näher anzuſehen und zu entwickeln.

§. 72.

Böhme's Tod war ganz ſo rührend und erbaulich für die Umſtehenden, als er ſich bei einem ſo glaubensfeſten und tief demüthigen Manne erwarten ließ, und der Bericht

Digitized by Google

davon wirkte bei entzündbaren Herzen auf eine ſo ausgezeichnete Weiſe, daß manche ſeiner Anhänger ihn für einen Heiligen und Märtyrer zu halten anfingen. Am lauteſten zeigte ſich die Begeiſterung für ihn in Holland und England. In Amſterdam wurden zuerſt ſeine Werke vollſtändig gedruckt, in ſo weit ſie nur irgend zu erhalten waren, und in England bildete ſich eine Sekte, die ſich nach ſeinem Namen nannte, deren Mitglieder ſich größtentheils durch frommen Wandel aber auch oft durch den Hang zur Myſtik und dunklen Schwärmerei kennbar machten.

Weniger laut, aber nicht minder innig war der Eifer für Böhme in Deutſchland. Hier bildete ſich für ihn eine zwar nicht große aber ſehr entſchiedene, **ſtille** Gemeine, in welcher die Liebe für ihn gewiſſermaßen vom Vater auf den Sohn vererbt wurde. In gedruckten Schriften iſt davon nur wenig zu erkennen, doch werden dem genauern Beobachter ihre Wirkungen ſich nicht verbergen. Noch heut zu Tage giebt es manche ſtille Familie, die im Beſitz von Böhme's Schriften, jedes andern weltlichen Buchs leicht entbehren zu können meint. Deſto ungünſtiger urtheilten die meiſten Gelehrten, denn ihnen, wenn ſie außer der Gelehrſamkeit nichts weiter hatten, war der Görlitzer Theoſoph nur ein ſchädlicher Schwärmer, ein dunkler Enthuſiaſt, ein auf der Gränze der Tollheit umwandelndes Geſpenſt. Viele haßten, viele verachteten, viele verſpotteten ihn, aber nur ſehr wenige laſen ihn, und ich kann unter allen deutſchen Gelehrten der frühern Zeit faſt nur einen Einzigen nennen, welcher ſich öffentlich günſtig über Böhme erklärt hat.

§. 73.

Es iſt der verdienſtvolle **Mohrhof**, deſſen Worte im zweiten Bande des Polyhiſtor S. 554 alſo lauten: Exor-

tus est Jacobus Boehme, homo plebejus, sed miri ac singularis ingenii, cujus exstant tam theologica quam philosophica plena abstrusorum sensuumque cabalisticorum, de quibus quid dici debeat non liquet. Lutheranae ecclesiae membrum ſuit, totiesque a theologis nostris in examen vocatus sic respondit, ut illum damnare non ausi sint. Quaecunque ab illo sunt scripta videntur quasi per enthusiasmum scripta, nec dissimulavit ipse visiones et somnia sibi divinitus, ut dicebat, oblata. Caetera vir erat pius, pacificus, nemini molestus, et quotidiano suo labore victitans. Scripsit prophetias de temporibus ultimis ineditas *), de quibus mira dixerunt, qui eas legerunt. Attingit quaestiones tam theologicas, quam philosophicas utilissimas. Synopsin doctrinae ejus recenset Henr. Morus in operibus suis philosophicis latine editis, qui damnare non audet virum hunc. Scripsit inter alia Responsiones ad 40 quaestiones de anima, quas ipsi proposuerat medicus aliquis, qui se plus ab ipso didicisse profitebatur, uno alteroque colloquio, quam longis per Orientem peregrinationibus. — Ein ſo wohlwollendes Urtheil fand indeß gar wenige Beiſtimmer.

Wo möglich noch ungünſtiger wurde das Urtheil über Böhme bei den meiſten Gelehrten des achtzehnten Jahrhunderts, denn obwohl die Unterſuchung über ihn erſt kaum begonnen hatte, ſo hielt man doch die ganze Sache für längſt abgethan. Die ſogenannte Aufklärung, welche in der letzten Hälfte des genannten Jahrhunderts nur zu

*) Iſt über dieſes Werk nirgends eine nähere Nachricht zu erhalten? Bei der großen Verehrung der Böhmiſchen Schüler für alles was der Meiſter hinterlaſſen, iſt nicht wahrſcheinlich, daß es ſollte verloren gegangen ſein.

Digitized by Google

oft mit der wahren verwechſelt wurde, war etwas ſo bequemes und leichtes (indem ſie faſt nur in der Fertigkeit beſtand, Nein zu ſagen, zu dem was ſonſt als groß und heilig gegolten hatte), daß man wahrlich nicht Luſt hatte, mit dem tiefſinnig dunkeln deutſchen Theoſophen, der ohnehin ja nur ein armer Handwerker geweſen, zu luſtwandeln. War doch ohnehin dieſer Mann ſchon in früherer Zeit verlacht worden, und wer nicht ganz beſondern Muth beſitzt, und wem die Wahrheit nicht über alles geht, der ſcheut ſich vor nichts ſo ſehr, als vor dem Verlachtwerden, und es kann ihn nicht tröſten, ſollte er auch ſelbſt im Innerſten gezwungen ſein, ſolche Verlacher für höchſt jämmerliche Geſellen zu erklären. — Und nun vollends des Verlachten ſich öffentlich annehmen, und noch dazu eines ſolchen, der die höchſte Anſtrengung anmuthet, das heißt wirklich etwas viel verlangt — obwohl nur eben das Rechte — und es ward nur ſelten gewährt.

§. 74.

Gegen das Ende des Jahrhunderts traten indeſſen vier wohlbekannte, geiſtreiche Männer auf, welche ſich kräftig genug fühlten, allenfalls dem Lachen von nicht bloß vier, ſondern vierhundert Lachern zu begegnen, weshalb ſie denn auch gar kein Hehl hatten, daß ſie den Böhme für einen der bedeutungsvollſten und tiefſinnigſten aller Neu-Europäiſchen Schriffteller hielten; nur war zu beklagen, daß ſie bei ihrer vielſeitigen Thätigkeit verhindert wurden ihre Anſichten über den verkannten Landsmann genauer auseinander zu ſetzen. Das meiſte Studium ſcheint ihm Novalis gewidmet zu haben, in deſſen Schriften wir nicht ſelten an Böhme erinnert werden.

Zum Schluß, eine Erinnerung. — Der bekannte Phi

loſoph Heraklit, aus Epheſus, ſchrieb ein Werk über die Natur, welches ſo ſchwer geſunden ward, daß man ihm deshalb den Beinamen des Dunkeln gab. Ihm gegenüber ſteht Socrates, in deſſen reinem Geiſte alles ſonnenhell geworden; der las nun auch jenes tief dunkle Werk, und warf es keinesweges mit ſprödem Lächeln oder mit der ihm ſonſt ſo wohl ſtehenden Ironie weg, ſondern eben weil er die wahre Ironie beſaß, hatte er diesmal gar keine, ſondern mit reinem Ernſt und der liebenswürdigſten Redlichkeit ſagte er: was ich in dem Werk verſtanden habe iſt vortrefflich; was ich nicht verſtanden muß voll von göttlichem Geiſt ſein.

Alſo erzählt es Diogenes Laertius. — Böhme iſt wohl kein Heraklit; doch ein ſehr redlicher Tiefdenker, wenn auch ſchwer und dunkel. Laſſet uns bei ihm und ſeines Gleichen der Worte des Socrates nicht vergeſſen.

§. 75.

Dem tiefen und dunkeln Böhme folge der helle

Johann Valentin Andreä

(geb. am 17. Auguſt 1586 zu Herrenberg im Würtembergiſchen, geſt. am 27. Julius 1654 als Abt zu Adelberg und lutheriſcher Almoſenier des Herzogs).

Selten vereinigt ſich in einem einzelnen Manne ſo viel Ausgezeichnetes als in ihm: eine rein ſittliche Geſinnung, bewährt in den mannichfaltigſten Lebensverhältniſſen, umfaſſende Kenntniſſe, Klarheit der Anſicht und ſicheres Erfaſſen der Schwächen ſeiner Zeit, bei unermüdlichem Eifer ihnen abzuhelfen, Witz (doch ohne allen Humor, ja ſogar ohne beſondere Neigung zur Scherzhaftigkeit —) in einem Grade, wie wir ihn vielleicht bei keinem deutſchen Schriftſteller des ſiebzehnten Jahrhunderts wahrnehmen, u. ſ. w.

Digitized by Google

Rechnet man dazu noch das beiſpiellos große Aufſe-hen, welches ſeine Schrift] über geheime theoſophiſch-chy-miſch-cabaliſtiſche Geſellſchaften (die geiſtige Krankheit der Zeit) in ganz Deutſchland veranlaßte, ein Aufſehen, das um ſo größer war, da man ihn, den ſatiriſchen Bekämpfer ſolcher Orden, mit ſeltſamem Mißverſtändniß für den Stifter der Roſenkreuzer-Geſellſchaft ausgegeben hat, erwägt man ferner den großen Einfluß, den er bei manchen proteſtantiſchen Höfen Deutſchland ausübte, ſo müſſen wir uns billig wundern, daß das achtzehnte Jahrhundert ihn faſt ganz vergeſſen hatte.

Selbſt wenn man bereits an das große Talent der Deutſchen, zu vergeſſen, gewöhnt iſt, — eine Anlage um die Themiſtokles die Beſitzer beneiden würde, — ſo regt ſich doch in Beziehung auf dieſen einflußreichen Mann noch ei-niges Erſtaunen; aber wir wollen dabei nicht verweilen ſon-dern unſern zum Glück noch nicht vergeſſenen Herder den aufrichtigſten Dank bringen, daß er den trefflichen Andreä aus der unverdienten Nacht gezogen, worin man ihn hatte ſinken laſſen. Dieſen Aufſatz als allgemein bekannt vorausſetzend, und zugleich eines neuern Werkes: „Johann Valentin An-dreä und ſein Zeitalter, dargeſtellt von Wilhelm Hosbach" (Ber-lin 1819) mit gebührender Achtung gedenkend, bleibt mir für den Zweck dieſes Buches nur Folgendes zu erinnern übrig.

§. 76.

Andreä war ein ächter Theolog im Sinne der Refor-matoren, gleich weit entfernt von nebliger Myſtik, wie von ſtarrer mit der Religion höchſt unverträglicher unſtatthafter Scholaſtik. Wie Johann Arndt ſah er ſein Zeitalter ſin-kend nach dieſen beiden unerſprießlichen Richtungen hin,

und, wie jener, ſuchte er daſſelbe zu dem wahren, zur Anbetung des Göttlichen im Geiſt und in der Wahrheit zurück zu führen. Er hat nicht die Milde, nicht die Phantaſie, nicht den Styl jenes vortrefflichen Mannes; aber er meint es im tiefern Sinne ſo wie jener, und übertrifft ihn an Gelehrſamkeit und Witz. Er ſcheint es ſelbſt zu fühlen, daß er nicht genügend vermag auf das Volk im Allgemeinen zu wirken, darum wendet er ſich unmittelbar an die Gelehrten, in denen er die Quelle des Uebels findet, und ſpricht zu ihnen — leider — in lateiniſcher Sprache. Doch liebt er, wie billig, ſein Vaterland über alles, und ringt wacker mit der Sprache deſſelben, wenn es gilt, das Volk kräftig anzuregen. — — Was er will iſt klar: die alte gediegene Luthers-Zeit; und es iſt erfreulich, von ihm ſelbſt die Namen zu vernehmen, die ihm beſonders theuer ſind. So führt er im zwei und vierzigſten Geſpräch ſeines „Minippus" einen ſchreienden Verehrer der Gegenwart auf, der aber bald ſelbſt durch die bloße Nennung der großen und ausgezeichneten Namen der Vergangenheit zur Ruhe gebracht wird. — Sonſt pflegen die Schreier nicht ſo ſchnell ſich abweiſen zu laſſen; aber Andreä will es in dieſem Geſpräche nun einmal ſo.

„Vergleiche mir einen," heißt es hier, „mit der Beleſenheit Luthers, welche das ganze Alterthum einſog, mit ſeiner Schriftſtellerei, welche uns ungeheure Werke hinterließ, mit ſeiner Thatkraft, die in die Bewegungen des ganzen Europa eingriff, mit ſeiner Gelehrſamkeit die mit allen ausgezeichneten Geiſtern ſeiner Zeit kämpfte; und dieſe vier unvergleichlichen Dinge beſaß ein einziger Menſch. Ferner Erasmus, ein wahres Meer von Gelehrſamkeit, Philippus, aller Wiſſenſchaften Anwald und Phönix, Brenz, Luthers Nacheiferer in Schwaben, Facius, ein rechter Schwelger in

Lektüre und Schriftſtellerei, Prätorius, der vollkommene Kenner von achtzehn Sprachen, Zwinger, der treffliche Darſteller des menſchlichen Schauſpiels, Gesner, der bewunderungswürdige Widerſacher der Vergeßlichkeit, Copernikus, der Nachfolger des Atlas, Paracelſus, der Bändiger von Ungeheuern (??), und mehrere andere, wen haben ſie der ſich ihnen zu vergleichen wagt? der nicht weit mehr ihre göttlichen Talente bewundert als ſie mit dem ſeinigen verdunkeln will? Der einzige Joſeph Scaliger, der Fürſt der Gelehrſamkeit, hat es zu unſerer Zeit dahin gebracht, daß er allein mehr Sprachen als irgend ein Europäer inne hatte und ein Muſeum des ganzen Erdkreiſes, einen Inbegriff aller menſchlichen Gelehrſamkeit in ſeinem Hauſe und in ſeiner Bibliothek beſaß, der letzte Aufſchwung vielleicht des menſchlichen Geiſtes!"

§. 77.

Der Gegenredner erſchrickt nicht ohne Grund vor dieſen Namen; meint jedoch, es ſei eben die Menge, die ihn in Verwirrung bringe, doch auch aus dieſem Zufluchtsorte wird er verſcheucht, und unumwunden erklärt ſich Andreä über den Dunſt einer oberflächlichen Literatur, über die dämmrigen, geputzten, vergoldeten, nicht ächten, koſtbaren, nicht köſtlichen Menſchen, die man etwa gegen jene ſtellen möge. Das Geſpräch endigt mit den Worten „die wahren Gelehrten möge das tröſten, daß ſie auch nach dem Tode noch leben, daß jene dagegen bei ihrem Leben ſchon für Todte gehalten werden können." (S. das oben angeführte Werk von Hosbach. S. 66. f.)

Es iſt merkwürdig, daß in der Reihe der großen Männer auch Paracelſus genannt wird, deſſen Lehre ſonſt Andreä ſtets bekämpft, allein beides kann wohl neben ein-

ander beſtehen: Anerkenntniß der großen Talente des Mannes, und Widerſtand gegen den Misbrauch, den er mit ihnen trieb. Wirklich beſteht auch ein großer Theil der Verdienſte unſers Andreä in der ſiegreichen Beſtreitung der prunkenden Ueberweisheit des Heinrich Cornelius Agrippa von Nettesheim (geb. 1487) und des obenerwähnten Arztes Theophraſtus Paracelſus Bombaſtus von Hohenheim (geb. in der Schweiz 1493 geſt. zu Salzburg 1541). Es ſei fern von uns den ganzen Geiſt dieſer Männer mit der leicht auszuſprechenden, faſt tölpiſchen und doch ſehr beliebten Bannformel „tolle Schwärmerei“ abfertigen zu wollen; wenigſtens darf nicht vergeſſen werden, daß, umſals ſolche Schwärmer dazuſtehen, ein ungeheurer Schatz von Kenntniſſen aller Art erfordert wird: Geſchichte der Philoſophie, inſonderheit der eſoteriſchen, oder doch deſſen was als eſoteriſch geahnet werden kann in den Lehren des Zoroaſter, Pythagoras, Empedokles, Platon u. ſ. w., in der Naturwiſſenſchaft, Aſtronomie (Aſtrologie), Arzneikunde, ganz beſonders aber in der vor allen Scienzien hochgeſchätzten, magiſch gedachten und behandelten Chymie, mit der ſich neuplatoniſche und kabbaliſtiſche Myſtik verband *).

§. 78.

Was die Wiſſenſchaften dabei gewannen, und, auf der andern Seite, wie oft Uebermuth, Eigenmächtigkeit und

---

*) Auch reiche Sprachkenntniſſe ſind dem Agrippa nicht abzuſprechen; dem Paracelſus aber faſt ganz. Dieſer, nur in den Geheimniſſen der Natur lebend, und ſich ſelbſt gleichſam als den geweihten Prieſter derſelben verehrend, ging zuletzt in ſeinem Uebermuth ſo weit, zu erklären, er bedürfe gar keiner überlieferten Kenntniſſe und könne aus keinem Buche etwas lernen, denn in ihm wohne ein göttliches Licht, daß ihm alles deutlich zeige, ſo daß ihm der Kern und das Weſen der Dinge gänzlich enthüllt ſei.

Digitized by Google

Myſtik manchen Theil derſelben willkührlich behandelten, das zu erörtern kommt nicht mir zu, und am wenigſten in dieſem der Geſchichte der ſchönen Literatur gewidmeten Buche; wohl aber muß hier bemerkt werden, daß Religion und Poeſie bei ſolchen Beſtrebungen, immer weiter ſich aus dem Blick verloren, ſchon um deswillen, weil ſie ein einfaches und tiefes, nicht aber hochmüthiges und nach bunten — Geheimniſſen trachtendes Gemüth verlangen. Der alte einfache Chriſtenglaube ſchien wohl gar manchen Nachfolgern jener Männer nicht tiefſinnig genug (!) und ſo glaubte man ihm durch eine magiſche Unterlage, und durch eine Säule von Myſtik zu Hülfe kommen zu müſſen. Die Unglücklichen vergaßen, daß das Chriſtenthum ſelbſt in ſeiner Reinheit ſchon ſo tiefſinnig und erfreulich tiefſinnig iſt, daß wir Zeit und Ewigkeit bedürfen um deſſen einzig wahrhaftige Geheimniſſe zu ergründen; ſie vergaßen ferner, daß der Weg, den ſie einſchlugen, nothwendig zu der Vergötterung der Natur führen müſſe, und daß vielleicht kein Irrweg — ſo viel ihrer auch ſind — weiter abführe vom reinen Chriſtenthum als jenes mit Selbſtgefälligkeit verbundene Anbeten der Natur *). Zugleich aber haben ſie dadurch einigen unter den Neueren Gelegenheit gegeben, auf dem nunmehr gebahnten Irrwege weiter zu ſchreiten, oder, was noch bequemer iſt, mit der unweiſen Weisheit jener Männer, die nur Wenigen zugänglich und in ſtaubigen Bibliotheken ruhte, zu prunken, als ſei ſie etwas Neues, und aus ihren (der Späteren) eigenen Mitteln entſtanden.

---

*) Mit Selbſtgefälligkeit, denn nur zu oft trifft es ſich, daß wer am lauteſten und gewaltigſten anbetet, ſich ſelbſt die erſte Prieſterſtelle im Tempel der Natur zuerkennt. Nachwandelnde müſſen dann vorlieb nehmen mit geringern Plätzen.

Digitized by Google

In welche Abgründe aber hätte jener ſtolze Agrippa-Paracelſiſch-Weigelſche Irrthum führen können, wenn nicht Männer wie Arndt und Andreä, ein jeder nach ſeiner Weiſe, ihn bekämpft und ſo den Weg zu einer reinen Theoſophie oder Chriſtoſophie — wie wir ſie gegen die Mitte und das Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts erblicken — gebahnt hätte.

§. 79.

Wenn ein geläuterter Verſtand, ein reifes Urtheil, ein oft überraſchender, ſiegender Witz, und eine tugendhaft männliche Geſinnung auf den Namen eines Dichters Anſpruch geben könnten, ſo würden wir Andreä unbedenklich ſo nennen dürfen; da dies aber nicht Statt finden kann, ſo ſind wir wenigſtens verpflichtet, ihm nachzuſagen, daß er einige Gedichte hinterlaſſen, die dieſen Namen allerdings verdienen. An reinem Frühlingswehen, an heiligen Anklängen aus einer höhern Welt konnte es in einem ſolchen Leben nicht fehlen, doch hat Andreä in ſeiner Bedrängtheit, und in der mühvoll trüben Zeit ſie nur ſelten metriſch aufſaſſen können. — Dem ſinnigen Leſer darf ich deshalb ſeine geiſtliche Kurzweil ſehr empfehlen, denn es waltet darin ein Herz, das ſich in dem reinen Bronnen unſrer tiefſinnig-freudigen Religion erfriſcht und geſtärkt hat. Es iſt alles recht einfältig, d. h. auf die rechte Weiſe einfältig und gern verſchmähend den Prunk der Künſtlichkeit. — Z. B.

Geiſtesfreud.

Mit Freuden will ich ſingen
Auf dieſe Morgenſtund,
Recht ſoll mein Geiſt ſich ſchwingen

Digitized by Google

In Gottes Huld Abgrund;
Ach, Herr, thu auf mein' Mund.

Mit Freuden will ich leben
Als mir mein Herr verleiht,
Richtig ſei'm Wort nachſtreben;
Innerlich Sorge weicht.
Ach! Herr mein Herz erleucht.

Das ſind freilich nur redliche Herzenslaute, die auch wohl der Mittelmäßige nachlallen kann; aber bei Andreä ſind ſie ächte Gemüths-Ergießungen.

Sehr charakteriſtiſch iſt auch das kleine Lehrgedicht: „Chriſtliche Gleichheit,“ aus dem hier wenigſtens die Schlußzeilen mögen mitgetheilt werden:

Wem Weisheit iſt wie Einfalt,
Der lobe Gott drum mannichfalt;
Wem Einfalt iſt wie Weisheit,
Der dank' des Gott zu aller Zeit;
Wem das Leben iſt wie der Tod,
Der preiſ' dafür ſeinen treuen Gott,
Wem der Tod iſt wie Leben,
Soll des Dank ſei'm Gott geben.

§. 80.

Ueber ſeine Art zu dichten hat ſich Andreä ſelbſt mit naiver Offenherzigkeit ausgeſprochen.

An den Grübler.

Ohn kunſt, ohn müh, ohn fleiß ich dicht,
Drumb nit nach deinem kopff mich richt,
Biß du witzt, ſchwitzt, ſpitzſt, ſcheitzſt (ſcheideſt) im Sinn,
Hab ich angſetzt und fahr dahin;
Biß du guckſt, buckſt, ſchmuckſt, truckſt im Kopff,

Digitized by Google

Iſt mir ſchon ausgeleert der Topff:
Biß du flickſt, ſpickſt, zwickſt, ſtrickſt im Hirn,
Iſt mir ſchon abgehaſpt der Zwirn.
Gfelts dir nu nit wie ich ihm thu,
Machs beſſer nimb ein Jahr dazu.

Noch in ſeiner ſpätern Lebenszeit nahm die fruchtbringende Geſellſchaft Andreä zum Mitgliede auf; allein er betrachtete dies keinesweges als eine Ehre, ſondern äußerte ſich über den Geiſt dieſer Societät in dem Briefe an einen Freund auf eine ſehr harte Weiſe: **talium nugarum, quas eruditionis nomine venditant, jam dudum satus, hoc genus hominum semipaganum, immo bis paganum abhorreo; quam enim non colluviem impietatis, lutulentiam gentilitatis monstra verborum rebus sacris, odis et numeris germanis vernaculaeque linguae sub illa Fructifera, verius Mortifera, societate inferunt!** —

Das Jahr 1648, in welchem dieſer Brief geſchrieben worden, erklärt die ſehr übertriebene Säure ſeines ſonſt in einiger Hinſicht nicht ganz ungerechten Tadels. Er war alt geworden, und in einer Zeit alt geworden, von der jedes Jahr einen Gifttropfen für ihn, den Vaterlandsfreund, haben mochte. Darum halte ich es keinesweges für Laune, wenn er ſich in jener Geſellſchaft ſelbſt den Beinamen des „Mürben“ beilegte, ſondern für einen trüben Scherz, den er mit ſich ſelbſt trieb, einen Scherz, der ſehr nahe war bei der traurigen Wahrheit.

§. 81.

Wenden wir uns jetzt zurück zu den ſchriftthätigen Männern, die man ausſchließlich nach ihrer vorherrſchenden Wirkſamkeit mit dem Namen „eigentlicher Dichter“ zu bezeichnen pflegt, und zwar zu drei der katholiſchen Kirche angehörigen.

Frie-

Friedrich Spee,

aus dem adelichen, jetzt gräflichen Geſchlecht der Spee von Langenfeld, wurde um das Jahr 1591 (nach anderen 1595) zu Kaiſerswerth am Rhein geboren, trat ſchon als Jüngling in den Orden der Jeſuiten, und ſtarb am 7. Auguſt 1635. Er gehört zu den ausgezeichnetſten Männern des Jahrhunderts; ja in Einer Hinſicht ſteht er einzig da, denn er war der Erſte, der öffentlich in einer Schrift Cautio criminalis seu de processu contra sagas liber (zuerſt gedruckt zu Rinteln 1631) gegen den mit keinem Worte genugſam auszuſprechenden Jammer und ſcheuslichen Gräuel der Hexenprozeſſe auftrat. Er hatte eine lange Zeit das Amt verwaltet, die Beichte der Unglücklichen zu hören, welche der Zauberei und des Bündniſſes mit der Hölle beſchuldigt waren. Aufgewachſen, wie alle ſeine Zeitgenoſſen, in dem Glauben an die Möglichkeit eines ſolchen Verbrechens, prüfte er die Beichten genau, fand faſt überall nur phantaſtiſche Verworrenheit, die mit zuchtloſen und frevelhaften, aber in ſich ſelbſt leeren Bildern ſpielte, oder auch wohl gänzliche Schuldloſigkeit, der es nur an Muth gebrach, die gräßliche Folter zu beſtehen, oder, wenn ſie dieſelbe verſucht hatte, in der Pein Verbrechen geſtand, die nie begangen werden konnten. Er fand das und ſprach es aus, und mußte dennoch eine lange Zeit die armen Schlachtopfer zum Tode bereiten und führen. Darüber ward, wie er ſelbſt erklärte, ſein Haar frühzeitig grau, bis er ſelbſt endlich, völlig klar in ſich ſelbſt geworden, jenes Buch ſchrieb, das des Segens ſo viel bereitet hat. Was er dabei wagte für ſeine äußere Ruhe, ja für ſeine irdiſche Ehre und Leben können wir nur dann recht ermeſſen, wenn wir jene Zeit erwägen, in welcher, (um nur zwei Beiſpiele anzugeben)

Digitized by Google

der Biſchof von Bamberg 600 und der Biſchof von Würzburg 900 Hexen, Zauberer und Teufelsbanner verbrennen ließ, welches ſpäterhin (1659) durch die Behörden ſelbſt, als ſei hier von etwas gar Löblichem die Rede, in einer gedruckten Schrift bekannt gemacht wurde.

§. 82.

Wie ſo manches andere Verdienſt wurde auch dieſes große Verdienſt unſers Spee ſpäterhin faſt vergeſſen, bis endlich unſer trefflicher Leibnitz, wohl würdig einen Mann wie Spee zu loben, dieſes erfreuliche Geſchäft übernahm zugleich mittheilend, was ihm ſelbſt Johann Philipp von Schönborn, Kurfürſt von Mainz, der als Jüngling den edlen Geiſtlichen gekannt hatte, zu deſſen Ruhme erzählt hatte. Was anfangs nur in einem Privatbriefe ſtand, erzählt Leibnitz ſpäterhin in ſeiner Theodicee von neuem, und dennoch, obwohl dieſes Werk, wie bekannt, überſchätzt und in ganz Europa geleſen ward, muß Spees Verdienſt abermals vergeſſen ſein, denn faſt durchgängig wird dem Chriſtian Thomaſius das Verdienſt zugeſchrieben, welches jenem gehört. Was Thomaſius in Beziehung auf die Hexenprozeſſe ſpäterhin that, — denn im Anfange war er mit nichten auf dem rechten Wege — iſt gut und löblich zu nennen; aber es war denn doch ziemlich leicht und gänzlich gefahrlos. Er war Proteſtant, lebte unter dem Schutze zweier für den Proteſtantismus mit Eifer erfüllten mächtigen Fürſten, und fand denn doch jene mörderiſchen Prozeſſe ſchon im Abnehmen. Wie anders waren dagegen Spees Verhältniſſe!

Weniger dürfen wir uns wundern, daß Spees Gedichte über ein Jahrhundert vergeſſen waren, da Deutſchland, als eine bekanntlich unzärtliche Mutter, ſich zuweilen um die Kinder, welche ihr viel Ehre machen, nicht ſonder-

Digitized by Google

lich zu bekümmern pflegt. Spee iſt als Dichter nichts weiter als ein liebes frommes Kind, und obwohl er als ſolches ſehr viel iſt, tritt doch dabei der ungünſtige Umſtand ein, daß in der größern Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts dergleichen liebe fromme Kinder nicht viel galten, ſondern eher, falls es ſich thun ließ, in den Winkel geſtellt wurden. Spee vollends war bereits von einer etwas frühern Zeit in den Winkel geſtellt worden, und ihn aus demſelben mit einiger Unbequemlichkeit hervorzuholen, iſt zierlichen Leuten nicht zuzumuthen.

Friedrich Schlegel hat ſich dieſes Verdienſt erworben, und in dem poetiſchen Taſchenbuch für 1806 die Deutſchen zu neuer Aufmerkſamkeit auf den überſehenen Mann eingeladen. Er hat dabei ſeine große Liebe für den Dichter unumwunden ausgeſprochen; leider aber an manche von deſſen Gedichten eine faſt zu gewaltſame Hand gelegt. Wer aber jetzt den wahren Spee kennen will, braucht ihn nicht mehr mühſam in alten Bibliotheken zu ſuchen, denn er findet eine neue, gänzlich unveränderte Auflage ſeiner „Trutznachtigal," welche zu Berlin 1817 erſchienen iſt, begleitet von einer Vorrede, welche über Spees Leben und Wirken einige ſehr anziehende Berichte enthält.

§. 83.

Spee iſt oben ein liebes frommes Kind genannt, und durch dieſes Wort faſt genugſam in ſeiner Eigenthümlichkeit gezeichnet. Soll ein Mann dieſes Lob verdienen und ein Kind genannt werden dürfen, ſo muß er zuvörderſt ein — Mann ſein; denn was wäre Kindlichkeit ohne den Grund und Boden von Männlichkeit; oder, damit auch der Frauen ausdrücklich gedacht werde, ohne Seelenfülle und Reife? — Aber Spee war auch ein ächt dichteriſches Kind, daß heißt: er

Digitized by Google

vermochte auf dem trüben Grunde ſeines Lebens, wie es ſich nun einmal in zeitlicher und räumlicher Hinſicht geſtaltete, ein neues aufzuführen, und da bei ihm wie billig die Kunſt nichts anderes war, als ein Ausſtrom der Religioſität, ſo vermochte er ſogar jene Scheidung zwiſchen dem gegebenen wirklichen und erſchaffenen wahren Leben aufzuheben, und zur Einheit zu führen. Das klingt ſehr ſchwer und geheim, und wird auch ſtets ſo klingen für den bloß natürlichen Menſchen, von deſſen Natur die heilige Schrift genauer Kunde giebt; aber es iſt nicht geheim, und wenn auch ſchwer doch glückſelig lohnend für den der aufgehört hat, nur ſich zu wollen, weil er das Höchſte erkannt hat, das uns auch mit dem Gegebenen verſöhnt, indem es uns einen neu ſchaffenden Geiſt verleiht.

Spee hängt mit dem Himmel nicht bloß durch Ahnen und Sehnen zuſammen, ſondern durch reine handelnde Liebe. Dieſe Liebe iſt ſeine Muſe, und ſo will ich es nur geſtehen, daß er auch von nichts anderem ſingt und zu ſingen vermag, als von dieſer göttlichen Liebe. Er weiß nichts weiter, und will nichts weiter wiſſen, als ſeinen Erlöſer und er iſt unerſchöpflich in Wendungen um dieſe Liebe auszuſprechen. Zwar kann er den Frühling köſtlich ſchildern; aber dieſe Farbenpracht iſt doch nur Decoration, vorbereitend die Erſcheinung des gläubigen Menſchen, der ſogleich auftreten und jene Liebe ausſprechen ſoll. Zwar verſagt ihm ſelbſt der ächte Romanzenton nicht; aber er bedient ſich ſeiner nur einmal, um uns den heiligen Xaver zu zeigen, der freilich auch ein ächt ritterlicher Chriſtenheld iſt.

§. 84.

Auch eine Art von dialogiſcher Form verſucht er, doch immer nur für ausdrücklich religiöſe Gegenſtände, wovon

Digitized by Google

wir doch ein kleines Beiſpiel geben wollen, vorausſetzend, daß zwar einige Leſer ſodann erklären werden, der einfältige Mann ſei mit nichten für ſie geeignet, andere dagegen ihm einige Liebe zuwenden dürften. Die Stelle iſt aus einem Gedichte, das die Aufſchrift hat: „Anderer Bußgeſang eines zerknirſchten Herzens," wo es am Schluſſe in Beziehung auf den zum Vater zurückkehrenden Sohn alſo heißt:

Will ſprechen: O du Vater fromm
Laß fließen Gnad und Güte!
Zu dir ich jedoch wiederkomm,
Und bin doch dein Geblüte.
Bin zwar unwerth, mich Luft und Erd
In ihrem Schoß ertragen;
Doch zieh' mich ein, zun Knechten dein,
Erbarm dich meiner Klagen!

Wer weiß, er möcht entgegengahn,
Dem lang verlohrnen Kinde,
Mich möcht mit Armen heften an
An ſeine Bruſt geſchwinde.
Wer weiß, ob nit mit ſchnellem Ritt
Er ſchon zu mir kommt eilen,
Zwar ſeine Gnad, ohn End beſtaht
Sich thut ohn Maas ertheilen.

O da, du Vater, Vater mein!
O weh mir ſchönem Kinde!
O Kind, O Kind kehr wieder ein
O wo, daß dich noch finde!
Ach Vater ich's bekennen muß
O weh mir Frech und Stolzen!
Ach Kind, mein Herz ob deiner Buß
Iſt ſchon für Lieb zerſchmolzen.

Ach Vater mich nimm wieder an
Bin ſonſten gar verlohren!

Digitized by Google

Ach Kind was magſt in Zweifel ſtahn,
Mein Ingeweid erkohren!
Ach Vater will zun Knechten gahn
Mein Leib iſt gar erfroren!
Ach Kind; ſollt ich dein Knechten lan
Mein Fleiſch von mir geboren?

Ach Vater bin's mit nichten werth
Mich laß bei deinen Füßen!
Ach Kind, dein hab ich lang begehrt,
Muß dich nun herzlich grüßen!
Ach Vater, liebſter Vater mein,
Wann ich der Sünd gedenke!
Ach liebſtes Kind, nit alſo wein
Ich dirs von Herzen ſchenke!

Geſchwind, geſchwind, in aller Eil
Her, Sammet her und Seiden
Her was von beſtem Pupur feil!
Will ganz mein Kind bekleiden,
Bringt her Gold, Perlen, Edelſtein
Will frei dich prächtig zieren,
Richt zu die Tiſch, laßt fröhlich ſein
Laßt uns nun jubiliren.

O Vater, Vater viel zu frumm!
O Gnad ganz unermeſſen!
Vor Wunder ſchier ich bleibe ſtumm,
Die Sprach iſt faſt vergeſſen.
Ach Sünder all, aus aller Welt,
Laßt euch bei Zeiten ſagen,
In Eil in Eil euch unterſtellt
Wollt nie, ach nie verzagen!

§. 85.

Wie geſagt, daß iſt ein einfältig tröſtlicher Kindesge-
ſang; aber man kann die Theilnahme nicht jedermann zu-

Digitized by Google

muthen. Ich hätte viel Vornehmeres aus Spee wählen können; aber es ſchien mir Pflicht, ihn eben von jener ihm ganz eigenen kindlichen Seite zu zeigen. — Erwägen wir dabei etwa Folgendes: Vielleicht würden wir ſehr wohl thun, wenn wir uns von der allerfrühſten Zeit an mit — Shakſpear beſchäftigten. Selbſt als Kindern würde uns der liebe kleine Arthur im König Johann herzliche Freude und Rührung bereiten, wir würden dann fortfahren und nach und nach an der kindlichen Imogen und Miranda großen Theil nehmen, wir würden ſpäterhin Scherz und Witz verſtehen lernen, dann den Zuſammenhang des Scherzes und Ernſtes, es ginge uns Hamlet, Lear, Macbeth u. ſ. w. auf, endlich Alles, und wir empfingen unter Leitung jenes Dichters, aber durch unſre eigne Anſtrengung einen ganz vortrefflichen Lohn, nämlich einen allſeitigen Geſchmack; das heißt: im Beſitze der Kenntniß des Urſchönen das Vermögen ſich an jeder Gattung, oder an jedem einzelnen Strahl des Schönen zu erfreuen. Dann dürfte man ſich auch gar nicht mehr wundern, wie ich von Spee auf den kleinen Arthur und von dieſem auf Shakſpear und die Geſchmacksallſeitigkeit gekommen bin.

Endlich möge noch des Eifers gedacht werden, mit welchem Spee die Vortrefflichkeit der deutſchen Sprache verkündet und beweiſet, ſo wie nicht minder, daß er die Anfangsgründe der Metrik, an die damals faſt niemand dachte, recht wohl vorzutragen und praktiſch darzuſtellen weiß. Er ſteht in dieſer Hinſicht weit über ſeinen Vorgängern z. B. über Weckhrlin, und nähert ſich Opitzen. Ueberfreigebig hat man bekanntlich lange genug den letzt genannten Dichter für den Erſten erklärt, der über den Bau und die Meſſung der gebundenen Rede gute Regeln gegeben, die er ſelbſt beobachtet habe; allein Spee theilt dieſes Verdienſt, und da ein-

mal der ganze Mann an das Tageslicht zurück gerufen worden iſt, ſo möge ihm auch dieſes gerechte Lob nicht verkümmert werden.

Ich bilde mir indeſſen keinesweges ein, nunmehr für Spee einen allgemeinen Sieg gewonnen zu haben, und eine gewiſſe Gattung von Menſchen, die etwa alle Quartal einen lauen Halbſpaß auftreiben, wird auch wohl für ihn noch etwas dergleichen anzufördern wiſſen. — Es iſt ſehr möglich, daß Spee bereits im ſiebzehnten Jahrhundert mit ſolchen Gedichten von „Phariſäern" und „Schriftgelehrten" über alle Maaße ausgelacht worden; und auch im neunzehnten wird es an dergleichen Perſonen, ſo wie an bloß flachen Lachern, deren Lachen ſich indeſſen gewiſſermaßen ſelbſt auslacht, vermuthlich nicht fehlen. Doch hat es damit, wie natürlich, nichts auf ſich. Aufgewirbelter Staub kann läſtig werden, aber man gewöhnt ſich endlich daran, wie man ſich an Mücken, Fliegen u. ſ. w. gewöhnen muß. Man kommt doch an's Ziel.

§. 86.

Jakob Balde,

(geb. zu Enſisheim in Elſas 1603, geſtorben 1668 zu Neuburg in der Oberpfalz.)

Ein Gerücht ſagt, er habe ſich zuerſt auf die Rechtswiſſenſchaft gelegt, aber bald gefühlt, daß er ſich nicht für dieſelbe eigne, worauf er mit nie ermüdendem Eifer das Studium der Theologie ergriff. Im zwanzigſten Jahre ſeines Alters begab er ſich — man ſagt aus unglücklicher Liebe — in den Jeſuitenorden, und wurde in das Collegium zu Landsberg aufgenommen. Der Orden, nicht ungeſchickt ſelbſt

die ſchwächſten Anlagen zu erkennen und zu benutzen, fand gar leicht die glänzenden Talente des neuen Mitgliedes aus, der auch bald als Lehrer der Rhetorik zu Ingolſtadt, ſo wie als Hofprediger zu München, einen Beifall erhielt, wie er früherhin wohl Keinem noch zu Theil geworden war. Der baierſche Hof zog ihn allen andern Predigern vor, das ganze katholiſche Deutſchland allen ſeinen andern Dichtern, ſelbſt das Ausland ſchätzte ihn, (wenn auch die kühleren bataviſchen Poeten ihn nicht für klaſſiſch anerkennen wollten) und ſelbſt der Papſt belohnte ihn durch das Geſchenk einer goldenen Ehrenkette. Auch bei ſeinem Tode zeigte ſich das Gefühl der Verehrung auf eine ſeltene, wenn auch ungeſchickt ſcheinende Weiſe. Die angeſehenſten Rathsherrn ſtritten um ſeine — Feder, man konnte ſich nicht vereinigen und mußte endlich loſen, da ſie denn ein Rathsherr in Nürnberg bekam, der ſie in einer ſilbernen Kapſel aufbewahrte *). Vermuthlich exiſtirt die Feder noch, wenn nicht etwa ſpätere Nüchternheit die weitere Aufbewahrung verſäumt hat. Baillet iſt ſogar geneigt, jenes Beſitzthum der Feder für kirchenräuberiſch zu halten, denn ſie ſei dadurch einem Bilde oder Altar der heiligen Jungfrau entwandt worden, der ſie Balde vermacht habe. Herder bezweifelt dieſes Vermächtniß da der Dichter nicht ſo eitel geweſen ſei; mich dünkt es ſei eine ſolche Anordnung von Balde's Seiten nicht bloß möglich ſondern höchſt wahrſcheinlich. Bei tauſend ja hunderttauſend anderen wäre es eine Eitelkeit geweſen; bei ihm nicht, wie ich zu zeigen gedenke.

§. 87.

Was man gewöhnlich das Glück des Lebens nennt, war für unſern Dichter nicht vorhanden und jene Nachricht

---

*) Alſo Bayle in ſeinem Lexikon.

Digitized by Google

von einer unglücklichen Liebe, die ihn den entſcheidendſten Schritt ſeines Lebens thun ließ, ſcheint vollkommen gegründet. Sein äußeres Leben war geſchloſſen und hing nunmehr von den Oberen ab. Bei den mannigfaltigſten Leiden ſeines Gemüthes und bei ſtets erneuertem raſtloſen Studieren ging die Geſundheit des Körpers verloren und mehrere Jahrzehnte lang war ſein Leben faſt nur ein fortgeſetzter Kampf mit der Natur, die ihm daſſelbe, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, nur unter den härteſten Bedingungen erlaubte. Dennoch konnte ſelbſt eine Diät wie ſie nur der ſtrengſte Büßer zu führen pflegt, ihn nicht vor ſteter Kränklichkeit ſchützen, und der häufige Wechſel des für ihn rauhen deutſchen Klima's preßte ihm die traurigſten Klagen ab, da er ſich ſtets auch geiſtig durch denſelben gehemmt fühlte. Seine Phantaſie verſetzte ihn bald nach dem ſüdlichen Italien, bald nach dem reich blühenden Morgenlande. So angeregt ſchien er einige Zeit beruhigt, bis er endlich aufwachend ſich wieder in ſeinem Baiern befand, einem ohne Zweifel vortrefflichen Lande, für das aber er nicht paßte. — In ſeinen letzten Lebensjahren war ſeine Geſundheit dergeſtalt geſchwächt, daß er ſich von allem Umgang zurückziehen mußte.

Auch ſeine vielſeitige und feine Bildung gab ihm die vielſeitigſten und feinſten — Schmerzen. Er hatte der Bewunderer viele und der guten Bekannten, mit denen ſich auch über Wiſſenſchaftliches und Poetiſches reden ließ; aber ihm fehlte ein Freund, der ihn ganz erfüllte, denn in den Kreiſen, in welchen er ſich bewegte, fand man ſeinen Geiſt zu hoch und wagte nicht, ſich ihm ganz hinzugeben. Er ſelbſt ſcheint bei dieſem Mißgeſchick faſt ganz unſchuldig, denn kaum läßt ſich eine höhere Beſcheidenheit finden, als die er beſaß, und wenn er ſich auch, wie natürlich, als Dichter fühlte, ſo betrachtete er doch ſeine Fähigkeiten nur

Digitized by Google

als ein Glück, nicht als Verdienſt, und im Gefühl derſelben wurde er nur noch ſanfter und milder im Umgange mit Menſchen.

Wie traurig: Die ihn am beſten verſtanden, obwohl ſeinem tiefen Gemüthe fremd, waren Ausländer, der eine Barläus, ein Holländer, ein kühler verſtändiger Mann, und der andere Claude de Mesmes, Comte d'Avaux, jener uns allen wohlbekannte Franzoſe, der bei dem Weſtphäliſchen Friedensgeſchäft eine für Deutſchland ſo ſchmerzliche Rolle ſpielte. Von ihm hatte der arme Balde viel Gutes gehofft für ſein Vaterland, das er, trotz aller Klagen über das Klima, doch unendlich liebte. Dem Grafen widmete er manche gar köſtliche Lieder, und war glücklich genug ſich bereden zu können, daß jener Freund bei den Friedensverhandlungen nicht habe anders verfahren können als er verfuhr und daß das Elend jenes Friedensſchluſſes nicht ihm zuzuſchreiben ſei.

§. 88.

Treten wir jetzt dem Bilde des Dichters noch näher, zuvörderſt durch eine einfache Bemerkung. Da es billig iſt was man als religiös Ueberzeugter iſt, ganz zu ſein, ſo iſt Balde als Katholik und noch dazu als Jeſuit in beider Hinſicht vollſtändig und ſchon um deshalb höchſt intereſſant. Man kann und ſoll bedauern, daß er ſo höchſt eifrig Jeſuit war, daß er in Baiern lebte, wo damals der freiere Geiſt ſich wohl oft gehemmt fühlen mußte; aber es ſcheinen dieſe Klagen doch unerſprießlich, denn ſie heißen am Ende nichts weiter, als wir bedauern, daß Balde, den wir als Balde mit Recht lieben und ſchätzen, nicht noch nebenbei etwas anderes war, als eben Balde. Solche Klagen ſind ſchon um deswillen unſtatthaft, weil wenn wir ſie uns

Digitized by Google

einmal erlauben nimmermehr ein Ende abzuſehen iſt, denn jedes einzelne Individuum würde Stoff zu ähnlichem Bedauern geben, weil es als Einzelweſen nicht das Löbliche aller Individuen zugleich haben kann, ſo daß wir zuletzt gar nicht mehr zu reinem Genuſſe gelangen könnten.

Im Gegentheil iſt es höchſt anziehend und lehrreich, dieſen rein katholiſchen eifrig jeſuitiſchen Balde den großen proteſtantiſchen Dichtern ſeiner Zeit gegenüber zu ſtellen; nicht um den einen auf Koſten des andern zu erheben, ſondern um ſie alle in ihrer Art anzuerkennen, ſobald dieſe Art nur überhaupt eine ächte und rechte iſt. Auch Balde erlebte, wie aus der Angabe ſeines Geburt- und Sterbejahrs zu erſehen, den ganzen dreißigjährigen Krieg; und der Anblick ſeines geliebten Vaterlandes, das faſt wie ein ungeheurer Scheiterhaufen in Flammen aufzugehen ſchien, verwundete ihn nicht minder tief als er Opitz, Gryph und ähnliche Männer verwundet hatte. Seine Leiden wurden, wie wir oben angeführt haben, noch vermehrt durch eine ſchwache Geſundheit; doch eben in ſolchen Verhältniſſen zeigt ſich am klarſten, daß ſeine Seele nicht ſchwach war, denn je tiefer er ſich angegriffen fühlte, je mehr neigte er ſich auf die Seite des Erhabenen. Das Erhabene allein wird aber in einer Welt, wie die damalige, ſeiner ſelbſt zuweilen überdrüſſig, und in ſolchen Fällen ſchlägt Balde den Weg der Polemik ein, oder läßt ſich von Schwermuth und Trübſinn leiten, oder nimmt leider auch wohl zu bitteren Scherzen, die ihm wie verzweifelte Mittel in Krankheiten vorgekommen ſein mögen, ſeine Zuflucht.

Daß Balde Luthern haßte, mag hingehn, da er ihn nicht kannte, ſeiner ganzen Lage nach, das Beſte im Luther nicht kennen konnte, und ſeinem Orden nach, nicht kennen durfte, daß er aber dieſen ungerechten Haß zuwei-

len auch mit den härteſten und herbſten Worten ausſpricht, erfüllt uns mit gerechtem Bedauern gegen den ſonſt ſo wohl geſinnten Mann. Weit natürlicher, von ſeinem Stand- punkte aus, iſt es, daß er dem Proteſtantismus Schuld giebt, den deutſchen Krieg veranlaßt zu haben, der nur mit der Erniederung Deutſchlands enden könne. In Zeiten ſol- cher Noth, wie die damalige war, mochte der ſchwache Menſch wohl überhaupt gern die Schuld von ſich hinweg ſchie- ben und auf andere wälzen. Die anderen thaten wieder daſ- ſelbe, und beide hatten ſehr menſchlicher Weiſe — Unrecht.

§. 89.

Traurig iſt ferner, daß der Haß gegen den Proteſtan- tismus Balden mit veranlaßt zu haben ſcheint, eine fremde Sprache zum Organ ſeines poetiſchen Geiſtes zu machen. Er hatte, als katholiſcher Süddeutſcher, nie die ganze Würde der deutſchen Sprache kennen gelernt, zu der Luther ſie ge- führt, er kannte ſie vielleicht nur von ihrer ſcherzend fröh- lichen Seite, und von dieſer gewiß ſehr angenehmen Seite wußte er ſie, zuweilen wenigſtens, mit Leichtigkeit zu behan- deln. Aber er fühlte ohne Zweifel, ſo ſcheint es, daß er die proteſtantiſchen Helden der deutſchen Dichtkunſt auf ih- rem Gebiete der deutſchen Sprache nicht erreichen, viel we- niger überflügeln könne, darum wählte er die lateiniſche in welcher alle ſeine bedeutenderen Gedichte geſchrieben ſind.

Nach dem was Herder und A. W. Schlegel über ihn als Dichter geſagt, ſcheint ſeine Charakteriſtik faſt geſchloſſen, doch möchten folgende Zuſätze noch nöthig ſein. An Cor- rektheit übertrifft ihn keiner, doch iſt Opitz ihm vielleicht gleich, an Reichthum ſteht er über Opitz, doch überragt ihn Flem- ming an geiſtiger Friſchheit, an Macht der Phantaſie weicht er aber keinem Poeten ſeines Jahrhunderts, und in gewiſ-

ſen Oden an die Jungfrau Maria weht ein ſo ſüßer Duft und zauberiſcher Klang, daß wir ihn in dieſer Hinſicht faſt als einzig betrachten dürfen. Auch Herder hat, wie billig, dieſe Oden ſehr geliebt, aber vielleicht aus Scheu vor Mißverſtändniſſen uns nur in den Eingang dieſes herrlichen Marientempels geführt. Der Verfaſſer dieſes Werkes hat, ſo hofft er, wohl gezeigt, was er von Martin Luther hält und hofft deshalb, es ſoll mit ſeinem Lutherthum wohl beſtehen können, daß er in jenem Baldiſchen Tempel mit großer Rührung und Andacht verweilt hat.

§. 90.

Im Jahr 1674 erſchien zu Stuttgard ein Werk mit der Aufſchrift: „Reformirter Ehrenpreis, darinn die hochgelobte Jungfrau Maria die ihr vom Jeſuiter Jakob Balde angebotene göttliche Ehr ihrem Kinde Jeſu, dem ſolche allein zuſtändig, überreicht. Rosetum Parnassium, aut. Jo. Ulr. Erhard.“ Mehrere Gedichte lateiniſch und deutſch ſind hier parodirt. Ich habe dieſes Buch nicht geleſen, auch iſt es wohl nicht nöthig, da die Aufſchrift den Inhalt ausſpricht, einen Inhalt, der, wenn man ihn nur aus der, wie es ſcheint, ein wenig heftigen Erbittertheit in religiöſe Friedlichkeit überſetzt, ſich ganz — von ſelbſt verſteht. Spricht doch der Dichter ſelbſt deutlich genug aus, daß auch er im tiefern Sinne es ſo meine, und wollen wir es ihm dann wehren ihm dem Irdiſch-verarmten, dem keine Liebe und keine Freundſchaft auf Erden blühte, ſich mit ſeinen Schmerzen und ſeiner tiefen Sehnſucht an die heilige Jungfrau zu wenden, von der er nie ohne Troſt zurückkehrt? und hat er ſie denn je anders geprieſen, denn als ſelige Mutter des ewigen Heilbringers?

Laſſet uns ſehen, ob die Begeiſterung, welche ihn zu

dieſem Altar führt, eine edle und reine ſei, und ob der Proteſtant hier zu fürchten und zu proteſtiren habe. — Wir geben, wie billig, die Herderſche Ueberſetzung.

Mutter und Kind.

Holder ſtrahlet das Auge Dir
Süße Mutter, im Glanz himmliſcher Freude, wenn
Auf den roſigen Knaben Du
Niederblickeſt, und Ihn leiſe dem Herzen nahſt.
Zarter ſchlingen ſich Blum' und Stamm
Nicht zuſammen, wie Du Kind, an der Mutter Blick.
Wie die Mutter an Deinem Blick
Hangt und trinket in ihm Athem der Seligkeit.
O Ihr Beide, die nur Ein Herz
Eine Seele belebt! Mutter dem Sohne Du,
Sohn der Mutter des Lebens Band *).

Wer möchte hier, mit irgend einem ſogenannten Syſtem in der Hand, kritteln wollen? und wer würde nicht in den Hymnus einſtimmen, mit dem er Maria's Himmelfahrt feiert.

An dem Tage, da Du der Erd', o Jungfrau,
Dich entſchwingend, hinüber die Geſtirne
Stiegſt, da neigete ſich beſtreut mit Blumen
Dir der Olympus.

Und ein ſüßer Geſang, als Du hineintratſt,
Scholl den Himmel hindurch Dir laut entgegen:
„Wer iſt Sie, die aus wilden dunkeln Hainen
Glänzend hervorgeht?"

Eine Göttin, in Sich, o ganz in Sich ſchön,
Ueberfließend an Reiz und ſüßen Freuden;
Um ſie duftet der Aether; lieblich lehnt ſie
An den Geliebten

*) Coagulum vitae.

Ihre holde Geſtalt. So tritt in ſeine
Stillen Reiche der Mond; ſo blickt die Sonne
Auf am Morgen; es küßt ihr Blick auf alle
Thränen Aurorens.

Unter ſolchen Geſängen hobſt Du höher
Dich o Mutter im Arm des Sohnes und über
Stiegeſt Alles was Gott nicht iſt, und tauchteſt
Dich in der Gottheit

Glanz. O ſelige, Gnadenreiche Jungfrau,
Laß vom Meere der Freuden, laß aus deinem
Vollen Becher auch nur ein Tröpflein ſtillen
Unſere Thränen.

§. 91.

Er flüchtete mit allen ſeinen Schmerzen zu dieſem Altar. Schon kennen wir dieſe, in ſo weit ſie ſich in ſeiner, des an Liebe und Freundſchaft Verarmten, Bruſt erzeugten; aber kaum ahnet jetzt der kühlere Leſer, wie groß der Jammer des Vaterlandes war, und wie tief er ihn mit empfand. War es nicht wirklich ſo wie er Deutſchland reden läßt?

Was athm' ich länger? Ich der Verachtete!
Des Feindes Beute, Beute des Spottenden.
Ich ringe zur Geburt und kann nicht
Kann nicht gebären. O welchem Schickſal

Erſpar ich mich? von innen und außen gleich
Bedrängt, begraben. Neben einander liegt
Macht, Ehre, Tugend, Glück und Würde
War es nicht Höhe, die mir zum Fall ward?

und ſtimmt nicht jeder wahrhaftige Bericht aus jener Zeit mit ihm überein wenn er mit einer anderm Ode ſagt, man

kön-

könne die einzelnen Wunden Deutſchlands nicht mehr zäh-len, denn es ſei nur „eine einzige Wunde?“ Längſt hatte das Leben für ihn den raſchen fröhlichen Pulsſchlag und die blühenden Wangen verloren, er ſelbſt fand ſich wie ei-nen Schatten unter unbefreundeten Geſtalten. Die Nich-tigkeit alles Irdiſchen ſteht in greller Deutlichkeit vor ihm, und Kirchhof, Grab und Verweſung ſind die ewig wieder-kehrenden Bilder zu denen ihn ſeine verwundete Phantaſie hinführt. Und ihm ſollten wir die begeiſterte Liebe für die Jungfrau wehren wollen, in der er die Quelle des ſüßeſten Troſtes fand? jenes Troſtes, der nie verſiegt, und in deſ-ſen Beſitze ihn nichts mehr zu irren vermochte?

§. 92.

Nur mit Misgefühl gedenken wir ſeiner deutſchen Ge-dichte in denen er ſich faſt nur polemiſch oder in gekünſtel-ter nicht geiſtreicher Scherzhaftigkeit zeigt, und es kann ihm ſchwer verziehen werden, daß er unſre edle Mutterſprache nur dann gebrauchte, wenn er gewiſſe Schlacken ſeines Innern, die ſich erſt nach und nach ſelbſt verzehrten, und die feind-lichen Leidenſchaften von denen er nicht frei ſein konnte, für das größere Publikum verarbeiten wollte. Ganz übergehen darf ich ſie nicht, und um die etwanige Vermuthung einiger Partheilichkeit für ihn zu vermeiden, muß ich wohl hier ſo-gar eine kleine Probe von ſolchen ſehr ſelten gewordenen Gedichten geben. Wer würde es glauben, daß Balde den überhaupt nicht ſonderlichen Scherz der Macoroniſchen Vers-ſpiele mitgemacht und noch dazu nicht einmal ſonderlich zu behandeln gewußt hat? So heißt es in ſeinem „Agathyr-ſus zum Preiß der Magerheit:“

Wohlan ſo will ich denn
Links, rechts, Latein und Teutſch zugleich

eins ſingen wie ich kann:
Exulta felix macies,
laetare, torva facies,
Du ſtehſt wohl an ei'm Mann.
Wann's Menſchen Leib nit wär
imago foedi carceris,
So wär' feiſt ſeyn ein Ehr.
Sed vere capti vivimus,
omnes enim peccavimus
von Adams Zeiten her, u. ſ. w.

§. 93.

Hin und wieder regt ſich jedoch in ſeinen deutſchen und buntſchäckigen Gedichten ein beſſerer Geiſt, doch freilich nur ſelten. Die deutſche Sprache will vollſtändig geliebt ſein, ſonſt kommt ſie auch dem großen Talent nicht zu Hülfe.

Da nun alſo ſeine beſſeren Gedichte in lateiniſcher Sprache tönen, ſo iſt leicht zu begreifen, daß er, wenig gekannt von dem deutſchen Volke und von den proteſtantiſchen Gelehrten verſchmäht, wenigſtens im nördlichen Deutſchland bald faſt ganz vergeſſen wurde *). Als Herder eine Auswahl der Baldiſchen Oden in deutſcher Sprache dem deutſchen Publikum übergab, war vielleicht unter hundert Leſern kaum einer, der jemals auch nur den Namen des Dichters gehört hätte, und ſo konnte man ſein edles Werk (Terpſichore 1795) als ein reines Geſchenk betrachten. Die

*) Nur an die Schlacken ſeiner Natur, die leider nicht im Stillen, ſondern öffentlich verloderten, erinnerte man ſich, an ſeine Tabacksgedichte, an die Brochüre: Paradoxon musicum, d. i. Neues geiſtliches Lied von einer wilden Sau u. ſ. w. — Es ſollen dieſe Verirrungen auch nicht verſchwiegen werden; dann aber werfe man den Mantel der Liebe, und den großen weiten poetiſchen Purpurmantel darüber, in dem der beſſere Balde faſt königlich einherſchreitet.

Digitized by Google

Deutſchen ſind ſo reich, daß ſie nicht leicht fürchten dürfen, mit ihren Schätzen zu Ende zu kommen, aber auch in der Mehrheit ſo vergeßlich, — ein Vorwurf, der ſich im Leben doch noch öfter wiederholt, als in dieſem Buch, wo ich ihn zu wiederholen nicht ſcheuen durfte — daß es doppelt verdienſtlich wird, ſie von Zeit zu Zeit zu erinnern. Indeſſen iſt nicht jeder Sucher und Sammler geeignet, hier als Schatzgräber zu erſcheinen und die Wünſchelruthe mit Glück wirken zu laſſen. Nur dem Rufe des Dichters erſcheint der abgeſchiedene Dichter und redet vertraulich mit ihm, daß er nunmehr der lebensfrohen Mitwelt verkünden kann, welch ein edler Schatten dort um den ungekannten Grabhügel wandle.

§. 94.

Johann Angelus, (mit dem wahren Namen Scheffler)

deſſen Geburts- und Sterbejahr nicht bekannt iſt, war anfangs kaiſerlicher Leibarzt, ging zur katholiſchen Kirche über und wurde Prieſter. Seine Vaterſtadt iſt Breslau, wo er auch den größten Theil ſeines Lebens zugebracht zu haben ſcheint.

Es darf nicht befremden, daß dieſe Notizen von ſeinem Leben ſo dürftig ſind, da auch ſeine Schriften wenigſtens ein ganzes Jahrhundert faſt gänzlich vergeſſen waren, und faſt ungenutzt in dem Staube einiger alten katholiſchen Kloſterbibliotheken lagen. Ein günſtiger Zufall führte mir ſein wichtigſtes Werk zu, und ich ſah mich dadurch in den Stand geſetzt, eine Auswahl aus ſeinen Gedichten im Frauentaſchenbuch für 1819 dem deutſchen Publikum übergeben zu können. Der wiedergefundene Dichter hat ſehr innige und

Digitized by Google

bedeutende Freunde gefunden, aber auch Feinde zur Genüge, wie denn das nicht fehlen konnte; da er ſehr bedeutend iſt.

Jenes Hauptwerk führt den Titel; „Johannis Angeli Silesii Cherubiniſcher Wandersmann. Geiſtreiche Sinn und Schlußreime zur göttlichen Beſchaulichkeit anleitende. Von dem Urheber auf's neue überſeh'n und mit dem ſechsſten Buche vermehrt, den Liebhabern der geheimen Theologie und beſchaulichen Lebens zur geiſtlichen Ergötzlichkeit zum andernmahl herausgegeben. Glatz, aus neu aufgerichteter Buchdruckerei Ignatii Schubarthi, Anno 1674." Die erſte Auflage muß beträchtlich früher erſchienen ſein, denn die Approbationen der Cenſur ſind zu Breslau bereits 1656 und zu Wien 1657 gegeben worden. Die Vorrede der zweiten Auflage ſchließt: „In Schleſien am 7. Aug. 1675."

§. 95.

Schon dieſe Aufſchrift des Werks zeigt uns, daß wir hier mit einem Myſtiker zu thun haben, bei welchem Worte — wie bereits oben angedeutet wurde — manche Neuere faſt zu erſchrecken pflegen, wie vor einem unheimlichen Geſpenſt. Andere ſind ſchon über das Erſchrecken hinaus, und haben ſich mit einigen für witzig gehaltenen Einfällen bewaffnet, von denen ganze Ladungen von jenſeit der Ardennen her nach Deutſchland herübergeführt worden ſind, ſo daß man jetzt nur unbedenklich zugreifen kann, ohne jemals Mangel befürchten zu dürfen. Andere ſind völlig anders geſinnt und begrüßen das bloße Wort Myſtik ſchon mit Jauchzen, ja fühlen ſich in ihr behaglich wie etwa Nervenkranke in einem warmen Kräuterbade. Wir haben ſogar Schriftſteller und Nicht-Schriftſteller, die ſich mit beſonderm Studium auf die Myſtik gelegt haben, und allen-

falls als Licentiaten und Baccalaureen derſelben auftreten können.

Meine eigne Anſicht iſt eine ganz einfache. Ich habe nie verhehlt, daß mir alle und jede Myſtik, welche die Beinamen „neumodig“ oder „gemacht“ verdient, von jeher im hohen Grade zuwider geweſen iſt, und ſtets ſein wird, weil ſie in der That nie mehr ſein kann als ein Geſpenſt, und zwar ein höchſt ſchwächliches. Es hatte ſich zwar in den Mantel eines Iſisprieſters gehüllt, und wollte in demſelben und durch manche tönende Phraſen imponiren, da es aber auf verſtändige Fragen nicht antworten konnte, ſo wurde es verlacht und mußte verdrießlich abtreten. Vielleicht war es auch nicht einmal ein ordentliches Geſpenſt, denn es ſcheint jetzt wirklich geſtorben zu ſein, und man hat es keines ehrbaren Begräbniſſes gewürdigt. Es theilt dieſes traurige Schickſal mit einer gewiſſen ſogenannten Aufklärung die bekanntlich auch einmal Mode geweſen, und an der man ſich nur zu lange gelabt hat. Dieſe Aufklärung, innerlich hohl und unerquicklich, iſt zuletzt ihrer eigenen Langweiligkeit faſt überdrüſſig geworden und hat ſich ſelbſt ein Grab gegraben, bei dem ihr noch häufig betrübte Leichenreden gehalten werden. Jene Myſtik war ohne Zweifel beſſer gemeint aber ſchwächlich wie ſie, und mußte deshalb ihr Schickſal theilen.

§. 96.

Wenn es aber ſchon höchſt unbillig iſt, das Kind mit dem Bade zu verſchütten, ſo iſt es vollends frevelhaft, dem Genius ein ſolches Bad bereiten zu wollen, und lächerlich obendrein, da beſagter Genius dergleichen Nachſtellungen nicht ſonderlich achtet.

Es gab beſonders im ſiebzehnten Jahrhunderte einige deutſche Schriftſteller, in deren Werken ein ganz eigener

Digitized by Google

mächtiger und tiefſinniger Geiſt die Flügel regt. Es wird uns bei ihnen, wie etwa in einer mondlichen Sommernacht wo Muſik, Blüthenduft, Dämmerſchein, Quellen- und Waldesrauſchen mit wunderbaren Stimmen zu uns reden, und die Seele ſanft ſich löſet, die im Mittagsgetreibe des weltlichen Marktlebens doch wohl zuweilen zerſtreut oder verletzt werden kann. In ſolchen Nächten und in ſolchen Büchern beſinnt ſich die Seele gleichſam auf ſich ſelbſt und auf ihren höhern Urſprung, und kehrt wie das Kind aus der Fremde zu der liebenden Mutter zurück, bei der doch uns allen am wohlſten iſt. Den ſinnigen Naturen wird dann die Zeit wie Ewigkeit, und der Menſch fühlt die unendliche Gnade, durch reine hingebende Liebe in Gott und mit Gott vereinigt zu werden.

Nur der Philoſoph darf ſagen, und nur aus ſeinem Munde tönt bedeutſam das übelklingende hochmuthſchlagende Wort: **The observation of human blindness and weakness is the result of all Philosophy.** Was Hume vielleicht nicht ohne ſchweren Kampf niederſchrieb, hätte Angelus, der es gewiß noch tiefer fühlte, mit der größten Gelaſſenheit reden und ſchreiben können, denn er hatte gefunden, wo und wie bei vollendeter Anerkennung eigner Blindheit und Schwäche, reine ſelige Anſchauung und Kraft zu ſchöpfen iſt. Wo das Wiſſen aufhört fängt der Glaube an, denn das höchſte Wiſſen beſteht eben in dem Wiſſen und beſcheidenen Anerkennen — nicht des Nichtwiſſens überhaupt, ſondern des Wiſſens deſſen, was nicht gewußt, ſondern nur angeſchaut und geglaubt werden ſoll. Der höchſte Act des Wiſſens, iſt, ſich klar zu machen, daß über göttliche Dinge nur göttliche innere und äußere Offenbarung Statt finden kann. Frei iſt nur der Menſch, der ſich Gotte geſchenkt hat und nichts ſein will außer ihm, weil außer

ihm alles nur ewiger Tod iſt. Mächtig iſt nur der; der ſeine Ohnmacht erkannt hat, und nur in Gottes Kraft ruht und ruhend wirkt.

§. 97.

Aber die göttliche Natur kann dem Menſchen im bloß leidenden Zuſtand nicht von außen kommen, und eben ſo wenig als jemand durch den bloßen Act des Sterbens ſelig werden kann, eben ſo wenig kann er durch bloßes Betrachten, und ſtolzes Sich-aneignen-wollen des Verdienſtes Chriſti, des vollendeten Friedens theilhaftig werden. Der Dichter ſpricht dieſes nicht ſelten auf eine faſt überkräftige Art aus, in Epigrammen, die der tiefſten Betrachtung werth ſind, da ſie bei dem erſten Anblicke vielleicht als ſchroff befremden können. Z. B.

Die geiſtliche Maria.

Ich muß Maria ſein, und Gott aus mir gebähren,
Soll er mich ewiglich der Seligkeit gewähren.

Das Aeußere hilft Dir nicht.

Das Kreuz zu Golgatha kann Dich nicht von dem Böſen,
Wo es nicht auch in Dir wird aufgericht, erlöſen.

In Dir muß Gott geboren werden.

Wird Chriſtus tauſendmahl zu Bethlehem geboren,
Und nicht in Dir; Du bleibſt doch ewiglich verloren.

Steh ſelbſt von Todten auf.

Ich ſag, es hilft Dir nicht, daß Chriſtus auferſtanden
Wo Du noch liegen bleibſt in Sünd und Todesbanden.

Digitized by Google

Kann der ruhigſte und beſonnenſte Denker hier etwas anderes angreifen als etwa einen einzigen Ausdruck? und müſſen wir nicht rühmend anerkennen, daß unſer Angelus ſich gar fern hält von den Myſtikern, die in faſt träumender Ruhe ihr ewiges Erbtheil zu erreichen glaubten? Eher kann es ſcheinen, als gehe er auf der andern Seite zu weit, indem er von dem Handeln in Gott das völlige Gottwerden der Seele erwartet. Indeſſen iſt der Satz: „die Seele wird was Gott iſt," der auf die verſchiedenſte Weiſe in dieſen Epigrammen ausgeſprochen worden, nie anders zu verſtehen, als daß die Seele aus Gnade werde, was Gott von Natur iſt. Darüber erklärt ſich der Dichter in der Vorrede ſehr ausführlich, und da er allerdings beſorgt ſein konnte vor Misdeutungen, ſo beruft er ſich auf Tauler, Rusbroch und andere auch in der katholiſchen Kirche gefeierte Männer, ja ſogar, und mit Recht, auf den heiligen Bernhard und Auguſtin.

§. 98.

Den Rusbroch kenne ich nicht, die andern genannten ſind mir, wie billig überaus theuer; dennoch kann, wie ſich von ſelbſt verſteht, bei uns evangeliſchen Chriſten keine menſchliche Autorität in göttlichen Dingen ſchützen. Möge es denn alſo immerhin ſein, daß Angelus mitunter zu kühn und zu ſtolz rede, daß ferner das beſchauliche Prieſterleben mitunter ungünſtig auf ſeine Sprüche wirke u. ſ. w. Des wahrhaft Vortrefflichen bleibt ihm genug. Und dann — man laſſe mich die erſte Frage thun — wollen wir denn ewig uns nur erfreuen an unſerm eignen Echo? und immer nur leſen, das was faſt jeder Leſer allenfalls ſelber geſchrieben haben könnte *) und eben deshalb kaum

---

*) Angelus ſelbſt ſagt darüber:

zu leſen brauchte? will die Mehrheit der deutſchen Leſer denn nicht endlich einmal das alte Geländer verlaſſen, an dem ſie bequem aber ohne ſonderlichen Erfolg für die Bildung wandelt, und wird man nicht mit den Worten „überſchwenglich phantaſtiſch u. ſ. w." etwas ſparſamer zu ſein ſich entſchließen wollen? — Das Unterkriechliche und Phantaſielose iſt denn doch noch weniger wünſchenswerth.

Ich hoffe, wie immer das Beſte, und das ſoll und das darf man auch von den Deutſchen im Ganzen immer.

Die Menge aber, die Mehrheit, der Haufen, oder wie man es ſonſt nennen will, wird, ſo lange ſie ſich nur mit dem Sichtbaren und Greiflichen befreundet, und das für Weſen hält was nur Schein iſt, auch nothwendig die wahre Weſenheit für Schein halten. Ja wagte ſie nur ihre Herzensmeinung recht zu ſagen, wir würden über den Apoſtel Johannes, über die Glaubensfreudigkeit des Paulus, über das ewig leuchtende Nachtgeſpräch Chriſti mit Nicodemus traurige Dinge zu hören bekommen; — haben ſie auch wohl zum Theil bekommen, da in der letzten Hälfte des verfloſſenen Jahrhunderts weder Frechheit noch Flachheit ſich ſonderlich zu geniren pflegte.

§. 99.

Damit aber niemand glauben könne, ich überſchätze den Angelus, ſo werde hier noch ausdrücklich erwähnt, daß ich keinesweges von **allen** ſeinen Gedichten lobend rede, daß

Ach, daß wir Menſchen nicht wie die Waldvögelein
Ein jeder ſeinen Ton mit Luſt zuſammenſchrein!

und zu ſehr beſcheiden:

Ich weiß, die Nachtigal ſtraft nicht des Kuckuck's Ton;
Du aber, ſing ich nicht wie Du, ſprichſt meinem Hohn.

Digitized by Google

manche einen ſtolzen Irrthum enthalten, manche der reinen Deutlichkeit ermangeln und deshalb gefährlich wirken können u. ſ. w. Im Ganzen aber iſt er in ſich ſelbſt faſt immer klar, und jene Undeutlichkeit entſteht zuweilen nur, weil er ſich bemüht, das Klare noch klarer zu machen. — Am liebenswürdigſten erſcheint er in reiner Kindlichkeit. Z. B.

Ein Herz nur, das zu Grund Gott' ſtill iſt, wie er will,
Wird gern von ihm berührt; es iſt ſein Lautenſpiel.

Die Liebe, wenn ſie neu, brauſt wie ein junger Wein,
Je mehr ſie alt und klar, je ſtiller wird ſie ſein.

Ein einzig's Wort ſpricht Gott zu mir und dir und allen:
„Lieb!" Thun wir dies durch Ihn, wir müſſen Ihm gefallen.

Die Weisheit findt ſich gern wo ihre Kinder ſind.
Warum? (O Wunderding!) ſie ſelber iſt ein Kind.

Wer ſich nicht drängt zu ſein des Höchſten liebes Kind,
Der bleibet in dem Stall, wo Vieh und Knechte ſind.

Das Wort, das Gott von Dir am liebſten hört,
Iſt wann du herzlich ſprichſt: Sein Wille ſei geehrt.

Zuweilen geht dieſe Liebe faſt in elegiſche Rührung über die aber ſo einfach und einfältig-zart iſt, daß wohl nur wenige ſich entſchließen möchten, dem Dichter hierin nachzufühlen, wenn er mit unendlichem Stolze und unendlicher Demuth ſpricht;

An den Gelehrten.

Du grübelſt in der Schrift und meinſt mit Klügelei
Zu finden Gottes Sohn: Ach? mache dich doch frei
Von dieſer Sucht, und komm in — Stall, ihn ſelbſt zu küſſen,
So wirſt du bald der Kraft des werthen Kinds genießen.

Ich die Urſach.

Sag, allerliebſtes Kind, bin ich's um den Du weinſt?
Ach ja, Du ſiehſt mich an: ich bin's wohl den Du meinſt.

Aber eben weil Angelus ſo klar denken, tief empfinden und rein anſchauen kann, verdient er doppelten Tadel, wenn er, wie leider zuweilen der Fall iſt, ſich in eine gewiſſe Gattung von unerſprießlich nüchterner Myſtik, oder wohl in der Philoſophie des abſoluten Nichts zu verlieren ſcheint. Belege für dieſen Tadel will ich nicht geben, da der Dichter erſt wieder ein ehrendes Publikum um ſich verſammeln möge, welches er gar wohl verdient, wo denn auch der ihm gebührende Tadel näher entwickelt werden kann. — Hier will ich lieber mit vier ſinnigen Epigrammen ſchließen. Die mögen ihm Liebe erwerben, das Höchſte, was der Menſch erwerben kann.

Die Einfalt ſchätz' ich hoch, der Gott hat Witz beſchert;
Die aber den nicht hat, iſt nicht des Namens werth.

Es iſt zwar wahr, daß Gott dich ſelig machen will;
Glaubſt du, er will's ohn' dich, ſo glaubeſt du zu viel.

Digitized by Google

Menſch! glaube dies gewiß: wenn du nicht lebſt in **Gott**,
Lebſt du gleich tauſend Jahr, du biſt ſo **lange todt**.

Freund! es iſt ſchon genug. Im Fall du mehr willſt leſen,
So werde ſelbſt die **Schrift** und werde ſelbſt das **Weſen**.

---

§. 100.

Wenden wir uns jetzt zu zwei Männern, die, völlig verſchieden von den letzt vorher gehenden, nicht nur nichts mit der Myſtik zu ſchaffen haben, ſondern mit beiden Füßen in der Wirklichkeit ſtehen, obwohl ſie zum Glück, Herz und Augen höher zu richten im Stande ſind, als dieſe reicht. Ohne dieſe Kraft würden ſie auch nicht vermocht haben jene Wirklichkeit zu **ſchildern**, denn wer von ihr überwältigt wird, oder ein Theil von ihr iſt, wird ſie nicht zu objektiviren verſtehen.

Samuel Greifenſon von Hirſchfeld,

deſſen Geburtsjahr nicht bekannt iſt, diente während des dreißigjährigen Krieges als Musketier, wir wiſſen nicht wie lange: doch iſt zu vermuthen, daß er den größern Theil deſſelben mitmachte. Ob er es weiter brachte als bis zum ſogenannten Gemeinen, iſt zu bezweifeln; in jedem Falle hätte er auch einer höhern Stelle Ehre gemacht. Nach dem Ende jenes Krieges, bereichert mit Erfahrungen aller Art, glaubte er ſeine Zeit nicht beſſer anwenden zu können, als indem er einen Roman ſchrieb, wo auf einem meiſt luſtigen oft grellluſtigen Grunde die mannigfaltigſten Geſtalten auftreten, wie ſie ihm theils eine reiche Phantaſie, theils eine reiche Erfahrung bot. Da er, wenn ich mich

des Ausdrucks bedienen darf, bei der Flamme, die in ſein Vaterland geſchlagen, oder bei den noch rauchenden Trümmern deſſelben ſchrieb, ſo möchte man vielleicht vermuthen, es werde wohl viel Schwermüthiges oder gar Trübſeliges dabei herausgekommen ſein. Allein, wie bereits vorhin angedeutet worden, iſt dies keinesweges der Fall; er hat zwar die Sache nicht ganz leicht, doch auch nicht zu ſehr zu Herzen genommen. Er iſt wenigſtens friſch und munter geblieben, und konnte es auch eher bleiben, da ihm wenigſtens vergönnt war, bei dem allgemeinen Kriege mitzu handeln, worin immer etwas Stärkendes liegt. Oft erſcheint ihm ſogar mancher Jammer nur wie ein ſeltſamer Wirrwar, und wenn ihm auch das Elend in tauſend gräßlichen Geſtalten begegnet, ſo behält er doch das Vermögen, darüber hinweg zu ſehen, und wohl gar zuweilen noch Ergötzen zu finden an der bunten Verwirrung, wenn auch freilich nur das ſinnliche Auge an dieſem Genuſſe Theil nehmen kann. Er iſt eine geſunde, nicht ſehr tiefe, ſanguiniſch leichte Natur, er hat Phantaſie, — ich möchte ſie Phantaſie der Oberfläche nennen — Raſchheit, Gewandtheit, Beſchreibungstalent. Seine Gedanken ſind meiſt wohlgemeint, gehen aber nicht auf den Grund, und was wir im höhern Sinne Ideen nennen, dürfen wir bei ihm nicht ſuchen.

§. 101.

Seinen beſten Ernſt hebt er auf für Streitigkeiten um den Katholizismus, dem er mit ganzer Seele und unerſchütterlicher Conſequenz zugethan iſt. Viel Tauſende um ihn vergaßen zuletzt ganz, weshalb denn eigentlich dieſer Kampf begonnen — mußte doch ſelbſt der gute verarmte Ferdinand III. einen proteſtantiſchen General an die Spitze ſeiner immer kleiner werdenden Heere ſtellen, um mit ihm die

Proteſtanten zu bekämpfen! — unſer Romandichtender Muſketier hat dies nie vergeſſen, ja er nimmt in ſeinem Buch nur zu gern Gelegenheit, das Lutherthum zu befehden, wobei indeſſen, wie kaum erinnert zu werden braucht, ſeine Kräfte nicht ausreichen. An rhetoriſchen und dialektiſchen Kunſtſtücken fehlt es ihm nicht; wohl aber an ächter Kenntniß unſers edeln Reformators.

Der Roman von dem hier die Rede iſt, hat den Titel: „Der abentheuerliche Simpliciſſimus, das iſt die Beſchreibung des Lebens eines ſeltſamen Vaganten, genannt Melchior Sternfels von Fuchsheim, wo und welcher Geſtalt er nämlich in dieſe Welt gekommen, was er darinnen geſehen, gelernt und erfahren und ausgeſtanden, auch warum er ſolche wieder freiwillig quittirt. Ueberaus nützlich, und männiglich nützlich zu leſen.“ Der Ausgaben (unter denen eine zu Mümpelgard 1669 erſchien) ſind ſehr viele, worüber Kochs Compendium Th. II. S. 255 bis 260. ausführliche Nachricht giebt. Ein Buch wie dieſes ſchien den Deutſchen gefehlt zu haben, und als ſie es hatten, konnten ſie ſich nicht genugſam daran ergötzen. Hier war ein Autor, der ſich in Feldern und Wäldern den rauhen Nord des Lebens hatte anwehen laſſen, und der ſchon um des Muthes willen, in das Elend der Zeit einigen Witz, Luſtigkeit und Verſchlagenheit hineinzuſtellen, anziehend wurde. Der Klugheit und Verſchlagenheit rühmt ſich der Verfaſſer ſelber, und da er wirklich ein wenig davon aufzuweiſen hat, ſo war die Mehrheit der Deutſchen gutmüthig genug es ihm zu glauben.

Mir ſelbſt ſind in dem Werke am intereſſanteſten: einzelne Schilderungen von Begebenheiten, welche der Verfaſſer ſelbſt erlebt, Anekdoten aus dem dreißigjährigen Kriege, welche oft wie eine epigrammatiſche Dolchſpitze Schreck und

Lachen zugleich erregen, einzelne Sagen z. B. vom Galgenmännlein, und der Kunſt ſich unverwundbar oder unſichtbar zu machen u. ſ. w. Selbſt das göttliche Bild von der „Landſtürzerin Courage" durfte uns nicht erlaſſen werden, da ſie wie eine blutroth flammende Pechfackel doch auch manches hiſtoriſch beleuchtet, wofür wir uns ſchon den widrigen Qualm gefallen laſſen müſſen.

Wie ſehr Leſſing das Buch geſchätzt und daß er ſich mit dem Gedanken getragen es von neuem bekannt zu machen, wiſſen wir, und bedauern ohne Zweifel alle, daß der Vorſatz nicht ausgeführt wurde.

§. 102.

Geiſtig verwandt mit dem Verfaſſer des Simpliciſſimus iſt:

Johann Michael Moſcheroſch,

[geb. 1600. im Hanauiſchen, geſt. zu Worms 1669. *)].

Sein wahrer Name ſoll „Kalbskopf" geweſen ſein, den er aber ſo unerquicklich fand, daß er ihn gänzlich ignorirte; als Schriftſteller nannte er ſich Philander von Sittewald, und die fruchtbringende Geſellſchaft gab ihm noch dazu den Titel des „Träumenden," ſo daß er in einem wahren Ueberfluſſe von Namen lebte. Seine äußeren Verhältniſſe waren ungleich vornehmer als die ſeines Vorgängers, wir finden ihn in der Gunſt mehrerer Fürſten, ja

*) Dieſer Schriftſteller muß nicht mit ſeinem Bruder Quirinus Moſcheroſch verwechſelt werden, welcher ein Mitglied des Hirten- und Blumen-Ordens an der Pegnitz war, und ein „Poetiſches Blumenparadies" edirte. S. Amarantes hiſtoriſche Nachricht von jenem Orden. Nürnberg 1744. S. 437.

ſogar zuletzt als ſchwediſchen Kriegsrath, denn der eifrige Proteſtant hatte in den Schweden die Retter ſeiner Glaubensgenoſſen zu erblicken gewähnt. — Wie er ſpäterhin die Angelegenheiten ſeines Vaterlandes betrachtete, zeigt ſein Buch: „Wunderlich und wahrhafte Geſichte Philanders von Sittewald, das iſt Strafſchriften Hans Michael Moſcheroſch von Wilſtädt, in welchen aller Welt Weſen, aller Menſchen Händel mit ihren natürlichen Farben der Eitelkeit bekleidet, öffentlich auf die Schau geführt, als in einem Spiegel dargeſtellt und geſehen werden. Straßburg 1750."

Die Idee dieſes Buchs iſt nicht original; Moſcheroſch verdankt ſie dem Spanier Don Francisco Quevedo de Villegas (geb. 1570, geſt. 1647) der inſonderheit durch ſeine Sueños y discursas berühmt geworden iſt. Dieſes Buch gab indeß dem deutſchen Werke nicht viel mehr als die Form, und man lieſt Moſcheroſchs Viſionen wie ein durchaus deutſches Werk. Es zeigt ſich in denſelben ein tüchtiger Verſtand, Gutmüthigkeit und ein reines Auffaſſungsvermögen. Zur poetiſchen Satire iſt er nicht heiter und gewandt genug, aber es iſt wenigſtens eine edle Indignation, die an die Stelle jener tritt. Er iſt zuweilen nüchtern und trocken, bitter und herbe aber wahrhaft und gerecht, und ſo ſind ſeine Schilderungen von dem elenden Zuſtande Deutſchlands während der letzten Hälfte des Krieges als hiſtoriſche Gemälde zu betrachten, aus denen wir gar manches lernen können. Der falſche Schimmer von Romantik, den einige Neuere auch auf jene Zeit haben hauchen wollen, ſchwindet gänzlich.

Moſcheroſch ſelbſt iſt ein beſcheidener Mann, der ſelbſt geſteht, daß es ihm um Form und Styl nicht zu thun ſei, woraus indeſſen keinesweges folgt, als habe er ihn mit Nachläſſigkeit behandelt. Er hat faſt nur zu viel zu ſagen, um al-

alles mit der gehörigen Würde vorzubringen. Er iſt ein wohlgeſinnter denkender Mann, der lehren will und lehren kann, und unter allen Beinamen, die ihm gegeben werden konnten, war der des Träumenden vielleicht der unpaſſendſte. Dazu verleitete nur der Titel ſeines Buchs.

---

§. 103.

Es iſt nunmehr an der Zeit, die Geſellſchaften näher zu betrachten, die in Beziehung auf deutſche Sprache und Dichtkunſt, in unſerm Vaterlande nach und nach geſtiftet wurden.

Die erſte und berühmteſte iſt die fruchtbringende, über deren Zweck und Mitglieder durch einen (ſpäterhin genauer zu beurtheilenden) Dichter Georg Neumark wir in einem eigenen Werke unterrichtet worden ſind *).

Im Jahre 1617 waren auf dem Schloſſe zu Weimar verſammelt: die regierenden Herzoge Johann Ernſt der Jüngere, Friedrich und Wilhelm von Weimar, die Fürſten Ludwig und Johann Caſimir von Anhalt, und die Ritter: Dietrich von dem Werder, — von dem als Dichter bald die Rede ſein wird — Friedrich von Kospoth, Chriſtoph von Kroſigk und Caſpar von Teutleben. Es war, wie es ſcheint, anfangs nur darauf abgeſehen, ſich gemeinſam freundſchaftlich zu berathen über den Sturm, welcher Deutſchland bedrohte, und deſſen Ausbruch bekanntlich ſchon im folgenden Jahre erfolgte. Aber Teutleben der Eifrigſte unter den Eifrigen, nahm dieſe ſchöne Gelegenheit wahr, um eine Ge-

*) Der Titel lautet: „Neuſproſſender teutſcher Palmbaum, oder ausführlicher Bericht von der hochlöblichen fruchtbringenden Geſellſchaft.“ Nürnberg 1668.

Digitized by Google

ſellſchaft zu ſtiften, deren edler Zweck auch die Nachkommen erfreuen muß. Es ſollte, ſo ſprach er, „bei dem bluttriefenden Kriegsjammer unſere edle Mutterſprache, welche ſowohl an Alter, ſchönen und zierlichen Reden, als auch an Ueberfluß eigentlicher und wohlbedeutlicher Worte, ſo jede Sachen beſſer als die fremde recht zu verſtehen geben können, einen nicht geringen Vorzug hat, welche, ſag ich, uns ganz rein in der erſten Milch eingeträufelt, nachmals aber durch fremdes Wortgepräng wäſſerig und verſalzen worden, hinwieder in ihre uralte gewöhnliche und angeborne teutſche Reinigkeit, Zierde und Aufnahme eingeführet, einträchtig fortgeſetzt, und von dem fremd druckenden Sprachenjoch befreiet, durch alte und neue Kunſtwörter befeſtiget und alſo endlich in den glorwürdigſten Ehrenthron verſetzt werden."

Es heißt ferner in dieſer Urkunde, daß unſere deutſche Mutterſprache ſo edel ſei, daß man ſich derſelben vor Kaiſer Königen und Fürſten nicht zu ſchänen habe, und mit beſonderer Eindringlichkeit wird der Satz eingeſchärft, daß nur ein tugendhafter Mann in Sprache, Kunſt und Wiſſenſchaft etwas Großes leiſten könne, denn „ein tugendloſes Gemüth ſei ärger als die Bettelei ſelber."

§. 104.

Es iſt eine Freude, ſich der Beſtrebungen dieſer wohlmeinenden Männer zu erinnern; aber die Wahrheit zwingt uns zu geſtehen, daß dieſe Verordnungen und Ausſprüche faſt das Beſte waren, was überhaupt geleiſtet wurde. In jedem Falle aber bleibt es bedeutend und wichtig, daß dieſe wackeren Anſichten laut ausgeſprochen wurden, und zwar von ſolchen Männern, deren Namen einen reinen Klang in Deutſchland hatten. Sie ſtehen da, vergleicht

man ſie mit ſo manchen verzagten Reden ſpäterer Jahrzehnte, wie ehrwürdige Trümmer einer herrlichen deutſchen Zeit, die noch den edeln Stolz gerettet hat. Soll der Deutſche etwas leiſten in Sprache und Kunſt, ſo iſt ihm vor allen Dingen dieſer edle Stolz nothwendig, der, mit Beſonnenheit und Beſcheidenheit vereinigt, dem Mann ſo wohlſteht, und ihn eben am Beſten bewahren wird, vor ſchreiendem Hochmuth und prahlendem Prunk.

Wie es aber kam, daß dieſe Geſellſchaft dennoch ſo wenig wirkte, darauf iſt die Antwort nicht ſehr ſchwer, ſobald man nur erwägen will, daß ſie im tiefern Sinne des Wortes ſich gar nicht dynamiſch vereinigte. Dem wehrte jener völlig erſchöpfende Krieg, der oft auch nicht die kleinſte Lebensfreude aufkommen ließ, und wenigſtens jede irdiſche Hoffnung für viele Jahrzehnte zerſtörte.

Nach dem Kriege erinnerte man ſich erſt wieder der Geſellſchaft, und es ward zu einer Art von Ehrenſache in dieſelbe zu treten. Aber ein ungünſtiger Umſtand, der diesmal im Innern mancher Deutſchen zu ſuchen iſt, trat hinzu. Man hatte bei der Einrichtung des Ordens, deſſen Sinnbild ein Palmbaum war, ein ausländiſches Muſter vor Augen, welches in Deutſchland nie günſtig ausfallen kann.

§. 105.

Es war die Akademie della crusca (von der Kleie) *) welche zum Vorbild genommen ward, und leider gefiel un-

*) Sie ward 1582 zu Florenz geſtiftet, und hatte nur die Reinigung der Sprache zum Zweck; daher ihr allegoriſcher Name. — Eine poetiſche Geſellſchaft war ſie nicht und wollte ſie nicht ſein.

ſerem lieben Deutſchen nur zu ſehr die Spielerei mit Namen und Emblemen, welche in derſelben getrieben ward, und die man nun noch überbieten wollte. So hieß in dem Palmenorden der wackere Tentleben „der Mehlreiche,“ Moritz Chriſtoph von Schönberg „der Willigſte,“ Herzog Friedrich zu Sachſen Gotha „der Allerliebſte“ u. ſ. w., aber auch entſchieden widerwärtige Beinamen kommen vor, z. B. „der Gefährliche, der Furchtſame, der Gezeichnete, der Faſelnde;“ doch tröſtet dafür ein „Brauchbarer, Schmückender, Geſelliger, Vortrefflicher, Treumeinender, Auserwählter, Froher, Huldreicher, Sanftmüthiger, Unſchuldiger, Artlicher, Kernhafter, Nüchterner, Zärtlicher, Himmliſchgeſinnter.“

Das Band, welches die Geſellſchaft umſchlang, wurde immer lockerer und man ſchien ſich zuweilen ſogar mit dem bloßen Gedanken zu behelfen, daß ſie denn doch da ſei, und vortreffliche Mitglieder zähle z. B. Opitz, Gryph und ähnliche. Allein dieſe Männer ſind nicht vortrefflich geworden durch die Geſellſchaft, ſondern waren es ſchon als ſie hinein traten. Sie ſpendete eine Fülle von guten Ermunterungen, oft auch ſehr übertriebenem Lob; hat ſich aber die Ehre entgehen laſſen, ein unerkanntes Talent hervorzuheben, denn wir finden nicht, daß ſie jemals dem edeln Friedrich von Logau, der gleichfalls Mitglied war, einige Ermunterung und Auszeichnung habe angedeihen laſſen.

Mit dem Tode des dritten Oberhaupts, des Herzogs Auguſt von Sachſen, Adminiſtrators des Herzogthums Magdeburg, genannt „der Wohlgerathene,“ ſchlief die Geſellſchaft ein, 1680.

§. 106.

2) Die aufrichtige Tannengeſellſchaft, geſtiftet zu Straßburg 1633, iſt bloß als ein unbedeutender Schößling der

fruchtbringenden zu betrachten; und hat, ſo viel mir bekannt, außer ihrem Namen nichts Merkwürdiges hinterlaſſen.

3) Der löbliche Hirten- und Blumenorden an der Pegnitz, geſtiftet 1644 zu Nürnberg, durch Harsdörfer und Klai. Dieſe beiden regſamen Männer hatten in jenem Jahre für die Hochzeit eines Freundes ein Gedicht zu verfaſſen und man trieb die Angelegenheit mit ſolchem Eifer, daß ein ſchöner voller Blumenkranz als Preis für das Beſte ausgeſetzt wurde. Beide laſen ihre Gedichte vor, und geriethen gutmüthiger Weiſe in ein gegenſeitiges Entzücken. Klai wollte beſcheiden weichen, aber Harsdörfer ihm nicht an Großmuth nachſtehen. Der letztere zerſchnitt deshalb den Faden, welcher den Kranz zuſammen hielt, und verlangte, daß ſein Freund ſich etwas von dem Feldblumen ausleſen ſolle. Klai nahm ein wenig Klee und Harsdörfer eine Maiblume. Dann faßte Harsdörfer den Kranz wieder zuſammen, hängte ihn an den nächſten Baum, und ſagte: „Klajus behalte ſein Feldkraut und ich will meine Blume behalten. Die Blumen ſollen das Merkmal unſrer Hirtengeſellſchaft ſein, welche forthin die Geſellſchaft der Blumen-Hirten heißen mag. Wird ſich aber, nach der Zeit, einer oder der andere Liebhaber der teutſchen Sprach beliebeu laſſen, zu uns zu treten, der ſoll von uns mit einer Blume aus jenem Kranz, nach ſeinem Gefallen, beſchenket und in unſere Geſellſchaft unverzüglich aufgenommen werden; jedoch mit der Bedingung, daß er fortan, unſrer Mutter-Zung mit nützlicher Ausübung reinen und zierlichen Reim-Gedichten, und klugen Erfindungen emſig wolle bedienet und bemühet ſein, in Beförderung ihres Aufnehmens. Dieweil aber, fuhr er fort, dieſe Blumen mit der Zeit verdorren, ſo will ich eine jede derſelben, ſo viel deren dem Kranz einverleibet, mit Seiden auf ein wei-

ßes Band ſticken laſſen, ſolcher Geſtalt, daß man an einem Ende die Blume, an dem andern aber den Hirten-Namen deſſen, der ſolche belieben wird, ſehen ſoll." Alſo ward zu dieſer Blumen- und Hirten-Geſellſchaft der Anfang gemacht.

§. 107.

Was gutmüthige Spielerei veranlaßt hatte, ſetzte gutmüthige Spielerei fort. Tändeleien mit Blumen und Bändern, Buchſtaben und Sylben, bildeten einen nicht geringen Theil der Beſchäftigung, nicht ſelten ging man ausdrücklich auf die ſeltſamſten Künſteleien aus, und oft wurde dem Kindiſchſten und Gezierteſten der meiſte Beifall. Wenn wir die beiden Stifter, ferner Kongehl, Neumark, die Möllerin, J. W. Peterſen, Johanna Eleonora Peterſen geborene von Merlau, und einige wenige andere ausnehmen, ſo ſehen uns in dem faſt endloſen Verzeichniſſe der Mitglieder, das uns Amarantes (mit dem wahren Namen: Herdegen) überliefert hat, die Namen wie abgeblaßt und verwiſcht an; und es kann uns wohl ein wehmüthiges Lächeln abgewinnen, wenn wir hören, wie dieſer Pegnitz-Orden ſo gutmüthig aufgejauchzt hat, ſo oft ihm ein neues Mitglied zu Theil wurde, in welchem er einen großen Mann ahnete, weshalb er ihm auch ſogleich jegliches Lob beilegte, welches er erſt — verdienen ſollte.

Schließlich iſt die wackere Stadt Nürnberg, und deren Magiſtrat ſehr zu loben, daß ſie den unſchuldigen Orden begünſtigte, und ihm einen nahe bei der Stadt gelegenen kleinen Wald zum poetiſchen Meditiren einräumte, den man deshalb auch denn Irrhain, oder das Poetenwäldlein nannte.

„Die allda befindliche Bäume (ſo lautet es in der von Sigmund von Birken verfaßten Pegneſis [1673 und 79] Seite 11) wäſſerte der nächſt anſtehende See, welchen die

Pegnitz mit einem Arm anzuſchwemmen pflegte, deſſen Cryſtallene Silber-Helle zeiget, als in einem klaren Spiegel, die überſchattende Stämme; ja die flammende Mittags-Sonne und der heitere Himmel ſelber, hatten ſich Bildungs-Weiſe dergeſtalt darein abgelaſſen, daß ſolcher Gegenſchein die Augen trefflich weidete." — Wir zweifeln durchaus nicht, daß der Ort ſehr erquicklich geweſen; ſchade nur, daß auch das köſtlichſte Wäldlein, der Poeſie nicht helfen kann, wenn nicht wahre Poeten in demſelben luſtwandelnd ſingen.

§. 108.

Zwei Jahre nach der Stiftung des Pegnitz-Ordens errichtete Philipp von Zeſen, über den weiter unten noch einmal geſprochen werden wird, in Hamburg die „deutſchgeſinnte Genoſſenſchaft." Was ſie wollte ſpricht der Name ſelbſt aus; aber ein ſo edler Zweck kann nur durch die höchſte Beſonnenheit erreicht werden. An dieſer fehlte es ſowohl den Stiftern als den meiſten Mitgliedern, und Anfangs oft mit Unrecht der Uebertreibung beſchuldigt, und um derſelben willen verhöhnt, machten ſie ſich derſelben zuletzt wirklich im höchſten Grade ſchuldig, und ſo iſt es gekommen, daß in den gewöhnlichen Lehrbüchern dieſe Gelegenheit nur ergriffen wird, um einige leicht aufzubringende Scherze gegen den Super-Purismus, bei denen kein Widerſpruch zu fürchten iſt, von neuem an den Tag zu bringen.

Daß auch in dieſer Geſellſchaft mit Namen und Beiſchriften, vorzüglich aber mit Roſen — es gab drei Zünfte, deren erſte die Roſenzunft hieß, — ſehr geſpielt wurde, iſt leicht zu vermuthen. So hieß Siegmund von Birken, der bekannte Verfaſſer des Oeſtreichiſchen Ehrenſpiegels, in der Roſenzunft „der Riechende," und hatte zum Zunftzeichen ein Glas mit Roſeneſſig, welches in einem von rothen und

weißen Roſen gewundenem Kranze ſtand. Der Zunftſpruch war: „Es riecht lieblich und kühlt kräftig.“ Das Jahr, in welchem der Orden ſein Ende nahm, läßt ſich wohl nicht genau angeben, da er, der ohnehin nie ſehr geglänzt hatte, faſt wie ein kleines Lampenlicht ausgegangen zu ſein ſcheint, ohne lieblich geduftet oder kräftig gekühlt zu haben.

§. 109.

Die letzte poetiſche Geſellſchaft dieſer Art ſtiftete Johann Riſt, Prediger zu Pinneberg in Holſtein, (geb. 1607) unter dem Namen des Schwanenordens an der Elbe, kürzlich genannt der Elbſchwan oder Cimberſchwan. Der Stifter ſelbſt, ein überaus fruchtbarer Dichter und ſtets reger Mann, hatte nicht genug daran, Mitglied faſt aller deutſchen poetiſchen Geſellſchaften zu ſein, ſondern ſtrebte auch nach dem Ruhm, eine neue zu errichten, welches ihm auch im Jahre 1660 gelang. Er theilte, wie die andern, Bänder und Embleme aus, die man nicht ungern annahm, und empfing dafür den Dank in Proſa und Verſen zurück, und doppelt, da auch er mit Lobgedichten keinesweges ſparſam war. Da ſich durchaus keine auszeichnende Idee bei der Stiftung ſeines Ordens angeben läßt, ſo dürfen wir der Vermuthung Raum geben, daß theils ein immer reger Geſchäftstrieb, theils auch wohl Eitelkeit den Orden veranlaßte *). Der Vorſteher

*) Riſt iſt nicht bloß während ſeines Lebens, ſondern ſogar noch um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts überſchätzt worden. So liegt z. B. dem Amarantes an dem Ruhm, auch jener viel geprieſene Dichter ſei Mitglied des Pegnitz-Ordens geweſen, ſo viel, daß er ſogar die Beweiſe dafür häuft. Er führt unter anderen die „Guelfis oder Niederſächſiſchen Lorbeerhain“ von Siegmund von Birken (1669) an, worin der Verfaſſer, zweiter Präſident des Pegnitz-Ordens, in einem Gedichte an Riſt ſich alſo vernehmen läßt:

ſelbſt ſcheint völlig zufrieden geweſen zu ſein, wenn die Gedanken eines Gedichtes nur nichts Sündliches enthielten und die Reime erträglich leicht floſſen.

Noch rechnet man gewöhnlich hieher die gegen das Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts zu Leipzig geſtiftete deutſche Geſellſchaft; doch, wie mich dünkt, mit Unrecht, da ſie mehr aus dem Verhältniſſe der Lehrer zu den Studirenden hervorgegangen war. Ein ſolches aber findet bei den früher erwähnten Orden nicht ſtatt, indem bei ihnen der Präſident nur der Erſte unter den Gleichen war.

§. 110.

Außer den bereits angeführten Werken von Neumark und Amarantes, welche von einzelnen poetiſchen Geſellſchaften Nachricht geben, ſind zu dieſem Zwecke noch anzuführen: Schottel von der deutſchen Hauptſprache, Philipps von Zeſen hochdeutſches helikoniſches Roſenthal, (nicht zu verwechſeln mit der hochdeutſchen helikoniſchen Hechel, Hamburg 1668; die größtentheils polemiſchen Inhalts iſt.) Neumeiſters Diſſertation, Neukirchs Anfangsgründe zur reinen deut-

---

Und was ſoll ich viel erwähnen,
Hat man doch dein Schäfer-thönen
Aller Orten ſchon gehöret!
Er, der Rhein hat Dich vernommen,
Und die Elbe Dich bekommen,
Unſere Donau Dich verehret,
Schickt Dir einen Kranz von Blättern,
Der Dich aller Zeiten Nacht,
Mir zu Trutze lebend macht,
Der Dich gänzlich kan vergöttern.
Weil ſie Dich nennt ihren Hirten,
Zeigt die Pegnitz friſche Myrten u. ſ. w.

Digitized by Google

ſchen Poeſie jetziger Zeit, und Geißlers hiſtoriſche Nachricht von der fruchtbringenden Geſellſchaft.

Einzelne Notizen über dieſe Vereine, beſonders über den Pegnitz-Orden finden ſich noch in Siegmunds von Birken, Rede-, Bind- und Dichtkunſt (Nürnberg 1679) in der betrübten Pegneſis, und in der Diſſertation von Omeis: De claris quibusdam in orbe literato Noribergensibus (1708).

Schon ſind oben manche Gründe angegeben worden, weshalb dieſe Geſellſchaften nicht beträchtlich wirkten. Der Zweck, den ſie alle theilen, war kein anderer als der ſehr löbliche, mit gemeinſchaftlichen Kräften die deutſche Sprache auszubilden, und der Dichtkunſt gemeinſchaftlich zu huldigen. Allein vor lauter Anſtalten kam man ſelten zur Sache, und über dem vielen Reden von dem Zwecke, wurde dieſer Zweck ſelbſt nicht erreicht. Die Eintracht, welche faſt unter allen den an Stand, Vermögen und Talent ſo verſchiedenen Mitgliedern herrſchte, iſt allerdings ein erfreulicher Anblick, und da man gewohnt war einer an des andern poetiſchen Verſuchen ſich freundſchaftlich zu ergötzen, ſo mußte ſelbſt die Idee der Polemik entfernt bleiben. Hier aber, aus dieſer an ſich guten Quelle ſtrömte viel Unheil. Man konnte in gegenſeitigem Hegen und Pflegen, Rühmen und Preiſen kein Maaß finden, und bekränzte deshalb nicht ſelten auch gewöhnliche, ideenloſe Häupter. Man verlor die heilige Scheu vor dem Namen „Dichter" oder gar „großer Dichter," und verſchwendete ihn auch wohl an Männer und Frauen, denen etwa einmal ein leidlicher Vers zugefallen war. Deſto größern Reſpekt hatte man vor der wohlbekannten Reizbarkeit der Dichter, und man wagte kaum ſie durch die kleinſte Ausſtellung zu betrüben. Faſt möchte ich ſagen: man faßte ſich gegenſeitig wie man etwa

Digitized by Google

junge, zarte, noch faſt federloſe Vögelchen berührt, ſehr leiſe nur, und mit warm angehauchten Händen. Mit Einem Wort: die Dichter verwöhnten und verhätſchelten ſich unter einander.

Ein ſo geſtaltetes Verhältniß gänzlich misbilligend, möchte ich jedoch darauf aufmerkſam machen, daß dieſes Uebermaaß von Zärtlichkeit wenigſtens nicht aus allgemeiner Schwäche hervorging; denn wie ſtanden dieſe Männer ſo beſonnen kräftig und tapfer da, im Bürgerleben und im Felde! Es gehört Tugend dazu, um in den gerügten Fehler zu verfallen, und nur wer ſich jener bewußt iſt, darf dieſen tadeln und belächeln.

---

§. 111.

Sibylle Schwarz,

(geb. zu Greifswalde 1621, geſt. am 31. Julius 1638, in noch nicht vollendetem ſiebzehnten Jahre ihres Alters).

Ueber dieſe Dichterin war bisher in allen Literaturhiſtorien nichts zu vernehmen, als etwa, das man nichts von ihr wiſſe *), daß ſie ehedem vielleicht einigermaßen berühmt geweſen, ihre Gedichte jetzt aber wie aus der Welt verſchwunden ſeien. Ein günſtiger Zufall führte mir vor einigen Jahren die zwar überaus ſeltene, doch nicht ganz verlorene Gedichteſammlung in die Hände, und gewährte mir einen Genuß, den jeder mitfühlen wird, der wie ich eine beſondere Neigung hat für das Unſcheinbare, falls es Weſen hat, und für das Ueberſehene, welches nicht überſehen werden ſollte.

---

*) Selbſt Bouterwek im Genuß der reichſten Bibliothek, weiß nichts von Sibyllen als den Namen, da ihm nicht gelungen, die Gedichte ſelbſt zu bekommen. (S. ſ. Werk X. 213.) Er wünſcht, und gewiß nicht er allein, nähere Auskunft.

In der Freude darüber ſchrieb ich einen genauen und ausführlichen Aufſatz über die liebe Vergeſſene, der im „Frauentaſchenbuch für 1818“ zu finden iſt. Die Form jenes Aufſatzes ſcheint mir die zu ſein, in der ſich am Beſten über die gute Sibylle reden läßt, und ich bin faſt in Verſuchung gekommen, den ganzen dort gegebenen Brief hier wieder abdrucken zu laſſen, indem nur durch die dort herrſchende, wenn ich ſo ſagen darf, epiſchlyriſche Ausführlichkeit ein vollſtändiges Bild von der Dichterin gegeben werden kann. Da indeſſen die Geſtalt und der Rhytmus dieſes Buches, welches ſich ja eine Literarhiſtorie nennt, die Aufnahme eines Briefes verweigert, ſo möge hier verſucht werden, das Urtheil über ſie in's Kurze zu faſſen.

Sibylle Schwarz war aus einer angeſehenen, begüterten Bürgerfamilie, und ſcheint einer trefflichen Erziehung genoſſen zu haben; doch blieb jeder gelehrte Unterricht, mit Recht, fern, obwohl ſie an dem Magiſter Samuel Gerlach, dem wir die Herausgabe ihrer Gedichte verdanken, einen wackern Freund gefunden hatte. In den Kreiſen in denen ſich ihre Familie bewegte, war ſchwerlich viel von Poeſie die Rede, ja man war nicht einmal bemüht, der fleißigen Tochter grammatiſchen Unterricht in der Mutterſprache zu geben, weshalb denn auch in ihren Gedichten manche ſchlimme Verſtöße gegen die bekannteſten und gegründetſten Regeln der Grammatik ſich finden. Wir wollen dieſen Umſtand allerdings bedauern; da wir indeſſen immer nur Sprachfehler und keine Denkfehler bemerken, ſo wollen wir die erſteren ohne vieles Aufheben ſchnell verbeſſern, und uns nicht dadurch ſtören laſſen.

§. 112.

Sibylle zeigte bereits in früher Jugend einen lebhaften und raſchen Geiſt, der in die mannichfaltigen Erſcheinungen

Digitized by Google

des bewegten Lebens Sinn und Bedeutung zu legen wußte, während ihr Herz jede Freude und jeden Schmerz tiefer aufnahm, als in der Regel bei den Menſchen der Fall ſein mag. Sie hatte noch nicht das dreizehnte Jahr zurückgelegt, als ſich ſchon der Trieb zur Dichtkunſt in ihr regte, ſo daß ſie auch bald mit Leichtigkeit und Raſchheit alles was ihr bedeutend und heiter erſchien, in gebundener Rede ausſprechen vermochte. Es iſt, wie leicht zu begreifen, viel Unreifes und Mittelmäßiges darunter; aber dieſes Mittelmäßige ſoll uns nicht ſtören in dem Genuſſe des Beſſern und Vortrefflichen was ſie gleichfalls gegeben. In dieſen beſſeren Gedichten ſind drei ſehr verſchiedenartige Leitſterne, die ihrem ganzen, ſogar ſehr kurzen Leben geleuchtet haben. Zuerſt eine unbegränzte kindliche Hingebung an — den lieben Gott, zweitens eine wahrhafte Virtuoſität in der Freundſchaft, die mitunter ſogar leidenſchaftlich erſcheinen kann, drittens die Liebe für das Landleben, oder vielmehr für ein früherhin mir gänzlich unbekanntes Dorf Fretow, daß für ſie das wahre Eldorado des Lebens und der Edelſtein der ganzen Welt geweſen zu ſein ſcheint.

Spricht ſie von dieſen theils heiligen, theils bloß unſchuldigen Dingen, ſo iſt ſie liebenswürdig und kindlich, ja ſelbſt das, was man etwa kindiſch nennen könnte, iſt anziehend und wahr, denn ſie war ein Kind, und blieb es bis an ihr Ende.

Es iſt kaum glaublich, und doch leider wahr, daß die junge fröhlich fromme Dichterin, wegen ihrer ſchuldloſen Beſchäftigung gar manches zu leiden hatte. Grämelnde Menſchen misgönnten ihr die Freudigkeit des Herzens und die ſchöne Gottesgabe der Dichtkunſt, meinend ſie verſäume dadurch in ihren wirthſchaftlichen Arbeiten. Es iſt aber faſt das Gegentheil vorhanden, nämlich ein faſt ängſtlicher Fleiß,

Digitized by Google

ſo daß ſie ſich die Freude der Poeſie nur wie im Fluge erlaubte, und leider auch zuweilen ihre Gedichte ſo überraſch hinſchrieb, daß der treugeſinnte Herausgeber in der Vorrede zu ihren Gedichten gerechte Seufzer vernehmen läßt, wie mühſam ſein Geſchäft dadurch geworden, und wie es ihm oft kaum möglich geweſen ſei, in einige Stellen Sinn hinein zu bringen. Andere warfen ihr vor, daß ſie ihr liebes Fretow doch auch gar zu ſehr erfreue u. ſ. w. Obwohl es ſchwer iſt, bei ſolchen wunderlichen Reden ernſthaft zu bleiben, ſo hat ſie ſelbſt doch alle dergleichen mit großem Ernſt gehört und es ſich nur zu ſehr zu Herzen genommen. Auch der Neid wurde rege wider ſie, das widrigſte Laſter, bei dem ſich der Menſch nicht einmal auf ein — Thier berufen kann.

So lernte denn Sibylle ſchon im Vorfrühling ihres Lebens die Menſchen von ihren unliebenswürdigen Seiten kennen, ganz beſonders aber als Freudenſtörer, da die meiſten allerdings von wahrer Freude nichts wiſſen, eben deshalb nichts zu verlieren haben, und im Gefühl innerer Dürftigkeit den Reichthum Anderer haſſen. Sie lernte ſie ſo kennen, damit ſie ſich die höchſte Tugend, deren der Menſch fähig iſt, erwerbe, die Menſchen dennoch, und zwar um Gottes Willen — der für ſie geſtorben iſt — zu lieben. Auch daß ſie darüber witzelnd lächeln, darf Niemanden irre machen; denn das iſt ja eben ihre innere Dürftigkeit.

§. 113.

Endlich ſollte ſie auch noch den ſchweren Gram erleben, daß ihr theures Fretow von rohen Horden verwüſtet und verbrannt wurde. Wann und wie, und durch welche Hände dieſes für die Welt höchſt unbedeutende, aber für treue wohlgeſinnte Menſchen nicht unwichtige Luſtdorf eingeäſchert ward,

wiſſen wir nicht; und wie wäre es auch möglich, in einer Zeit wie die damalige, wo das Herz Europa's, unſer edles Deutſchland, wie durch ein Erdbeben erſchüttert ward, und unterzugehen drohte, die Schickſale jedes einzelnen Dorfes genau zu kennen? — Und dennoch, wenn auch tauſende und wieder tauſende und Millionen um uns her verwundet fallen; ſo hat doch auch der einzelne, verwundete, arme Menſch das Recht, auf ſeine Wunde hinzudeuten und zu ſagen: Ich Einzelner leide nun auch ſehr, und ich darf klagen auch über mich, obwohl ich euch alle noch mehr betraure. Da aber der Schmerz zu einer edeln Natur nie in tückiſcher, verzerrter Geſtalt treten darf, ſondern klar und rein erſcheinen muß, ſo ſehen wir ihn auch bei Sibyllen nur alſo; ja ſie hat vermocht, ihn in Poeſie zu tauchen, und zwar in eine feierlich vornehme, indem ſie jene Einäſcherung durch ein eigenes Trauerſpiel feierte. Die Sache wird wie eine große Weltbegebenheit von ihr betrachtet und der ganze Olymp in Anſpruch genommen, um ſie zu erklären und trauernd zu verherrlichen.

§. 114.

Mars hat von Jupiter, der nach Virgiliſcher Art faſt leidend erſcheint, erbeten, Fretow verbrennen zu dürfen, wobei ihm blos die Bedingung gemacht worden, daß er an die Menſchen ſelbſt „die harten Hände nicht ſchlagen“ dürfe. Merkur, Neptun, Pan und Phöbus machen einige mäßige Einwürfe, die aber Mars durch die Hinweiſung, das Jupiter es erlaubt habe, beſeitigt. Phöbus allein erhebt ſich mit einiger Kraft gegen ihn, denn, obwohl einräumend, daß er nicht mit Erfolg widerſprechen könne wenn Jupiter befehle, wagt er doch an Mars ſelbſt die Rede des Haſſes. Dann heißt es:

Digitized by Google

Nun thu nur was du willt, nimm hin den liebſten Ort,
Laß meine Kinder gehn! die ſollen dir noch ſingen:
Wie meine Leier kann den Waffengott bezwingen.
Ich will den Kreis der Welt dir machen gar zu klein,
Du ſelbſt (mit einem Wort) du ſelbſt ſollt ſterblich ſein.

Vulkan bringt jezt die Flammen, und Autor — (das etwa 14jährige Kind weiß mit dem Trauerſpiel noch nicht recht umzugehen) — ſchildert in einem überaus pathetiſchen Monolog wie das gute Fretow brennt, wobei faſt jede einzelne Muſe jammernd hinwegfliehend, mit etwas grellen Farben geſchildert wird.

Der Chor der Schäfer tritt jezt ein, ruft vergeblich um Hülfe, und beginnt dann Klagen, welche ſelbſt troz ihrer Länge nicht ermüden, da in denſelben ein gewiſſes poetiſches Heimweh ſpricht, das der ächt fröhlichen Jugend wie dem ächt ernſten Alter unzerſtörbar beiwohnt.

In der dritten Scene freut ſich der Neid, daß ihm ſein Werk gelungen; doch Phöbus erklärt in gelaſſener Verzweiflung, da er nicht mehr zu Fretow bei den Seinen bleiben dürfe, ſo ſei er ſeines ganzen Amtes müde, und die Menſchen möchten ſich nur nach einem andern Lichte umſehen. Venus und Pan ſtimmen in dieſen Ton gleichfalls ein; der Chor der Schäfer und Hirten geht in das Detail und ſchildert die große Fruchtbarkeit des lieben Ortes, der nun dahin ſei, wogegen die Muſen (nach etwas matten Klagen) zulezt mit dem guten Worte ſchließen:

Ihr Fretow ſoll dennoch beſtehn,
Wiewohl es muß durch's Feuer vergehn:
Was uns nur einmal wird bekannt,
Wird, wenn's ſchon brennt doch nicht verbrannt *).

So

*) Ein vielgereiſter Mann, der die Gegend, in welcher Fre-

Digitized by Google

So tröſtet ſich der Religiöſe, ſo der Dichter. Das wiſſen wir alle recht wohl, und freuen uns, daß wir es wiſſen; aber es iſt dennoch gar gut, wenn wir uns oft durch erfreuliche Beiſpiele erinnernd ermuntern.

§. 115.

Von den Gedichten, welche zärtliche Freundſchaft ihr eingegeben, möcht' ich gern auch hier, wie in dem oben angeführten Aufſatze Proben mittheilen; aber der Raum dieſes Werkes verſagt ſich denſelben. Dieſe Freundſchaft iſt eine klare Anſchauung, die Dichterin iſt wahr und des edelſten Zornes in der Liebe fähig, aber ſie zürnt nicht wider die Freundin, ſondern für ſie, oder um ihretwillen. Hat ſie ſich aber ausgeſprochen in ihrem reinen Tadel, dann erſcheint die lauterſte Zärtlichkeit und endlich die lauterſte Kindlichkeit, die ſich auf Scherz und Spiel, ja ſogar auf eine fröhliche Mahlzeit, wie billig, freuen kann.

Noch wichtiger und beruhigender iſt der Gedanke, daß die Jungfrau ſchon ſo früh zu einer klaren Anſicht von der erfreulichen Erhabenheit des Todes gelangt war, wovon wir in ihren Gedichten die unverkennbarſten Spuren finden. So oft ſie vom Tode ſpricht, iſt ihre Sprache ſo gelaſſen, ſo innig und einfältiglich, wie ihre Gedanken. Darum dürfen wir ihr vertrauen, da uns ſonſt jedes pathetiſche oder ſchwülſtige Wort Mistrauen einflößen dürfte. So tröſtet ſie einen Mann über das Abſterben ſeines Kindes auf eine Weiſe

---

tow gelegen, genau kennt, verſichert, ſie habe nichts Ausgezeichnetes. Deſto rühmlicher für Sibyllens Liebe, die wie jede ächte, eine ſchaffende und ſtets gebende war. In beſonderer Beziehung auf unſer Verhältniß zur Natur möge hier noch bemerkt werden, daß nur der ſie wahrhaft lieben kann, der ſie mit ſchaffender Phantaſie zu betrachten im Stande iſt.

die jeder weichlichen oder hochmüthigen Natur durchaus unerträglich ſein müßte. Sie ſagt nämlich mit der größten Ruhe (wie ſie Opitz kaum hat) und mit einem Gefühl das jeder Gefühlskoketterie widerſtrebt:

Herr Schöner, wenn Ihr nur erwägt des Lebens Pein
So werdet Ihr jetzt nicht ſo voller Trauer ſein;
Ihr werdet nicht mehr weinen
Im Fall ihr nur bedenkt
Daß Gott den lieben Seinen
Am meiſten Unglück ſchenkt.

Daß euer liebſtes Kind ſich aus der Welt enthebt
In ſeiner erſten Blüth da es doch kaum gelebt,
Gereicht ihm ja zur Freude;
Wer bald entkommt der Welt
Entkommt auch bald dem Leide,
Das ſich mit uns geſellt.

Nachdem ſie dann noch in drei Verſen auf ähnliche Weiſe dem Gegenſatz der Ruhe im Tode und des Unfriedens im Leben weiter nachgedacht hat, endigt ſie:

Darum, Herr Schöner *) gönnt dem Kindlein ſeine Luſt:
Es iſt genug, daß uns der Welt Müh iſt bewußt;
Wir haben auf den Wellen
Und auf des Lebens See
Mehr als zu viel Geſellen
Die rufen: Ich vergeh.

§. 115

Indeſſen würde man ſehr irren, wenn man wegen der hier waltenden ruhigen Kraft meinen wollte, ihr ſeien

*) Dieſe einfache Anrede kann den durchaus modernen Leſer befremden; nicht den, der auch nur einigermaßen mit Opitz Flemming, Gryph u. ſ. w. vertraut iſt.

die zarteren und weicheren Gefühle und Schmerzen um den Verluſt irgend eines geliebten Weſens fremd geweſen. In manchen ihrer Beruhigungsgedichte werden die Troſtesworte von ſo innigem Herzensweinen, ja mitunter ſogar von ſo treu einfältiglichem Kinderſchluchzen (wie denn das wohl menſchlich iſt) unterbrochen, daß wir das liebe Kind recht vor uns zu ſehen glauben, wie ihm ſo weh um's Herz iſt; wie es aber in dieſem Wehe doch nie irre geht, und ſtets die ewige Säule der Religion zu umfaſſen vermag. Einer ihrer Freunde Namens Jäger, hatte eine geliebte und noch junge Frau verloren. Sybille hatte noch nie geliebt, und konnte deshalb den Jammer des Verlaſſenen vielleicht nicht vollſtändig begreifen, aber dem dichteriſchen Kinde ſtellte ſich dennoch jenes Leiden in manchem einzelnen Theile, Herz und Phantaſie erregend, deutlich dar:

Ich hör, es ſei groß Leiden
Sich lieben und ſich ſcheiden
Drum geht mir eure Pein,
Herr Jäger, ſelbſt zu Herzen;
Es kränkt mich euer Schmerzen
Gerad als wär es mein.

Mich deucht, ich ſeh euch klagen,
Mich deucht, ich hör euch ſagen:
Wo bleibt, wo bleibt mein Hort?
Wie ſehr mögt ihr euch kränken
Wie oft mögt ihr gedenken
Und ſprechen dieſe Wort:

Da pflag mein Licht zu ſtehen,
Dort pflag ſie bei mir gehen
Hier ſtund ſie bei der Thür,
Bald ſaß ſie bei mir nieder
Dann ging ſie hin und wieder
Nun kommt ſie nicht herfür.

Digitized by Google

Das Haus iſt mir zu kleine,
Thu nichts als daß ich weine,
Geh nicht mehr bei den Tiſch:
Bei mir iſt Trank und Eſſen
Und alle Luſt vergeſſen,
Mir ſchmeckt nicht Fleiſch noch Fiſch.

Hier iſt das Kind und wieder das Kind, und nichts als das Kind das ſpricht; aber ein Kind von dem ſelbſt große Dichter die Farben leihen könnten, um den Schmerz des Verlaſſenen mit reiner Einfalt zu malen. Endlich beſinnt ſie ſich, daß ſie tröſten müſſe, aber ſie wird auch hier immer wie von Weinen unterbrochen:

Doch laßt Euch gleichwohl tröſten:
Obwohl die Noth am größten,
Es kommt gewiß ein Tag,
An dem wir wieder kommen
Zu den'n die uns genommen;
Wir folgen ſchleunigſt nach.

Wohin ich mich auch wende,
Da naht es ſich zum Ende,
Da frißt der Krieg ſo viel!
Da liegen ſo viel Kranken,
Die in des Lebens Schranken
Gelanget ſind zum Ziel.

Ganz am Schluſſe erſt kommt das Kind zu vollendet freudigem Troſte und ſpricht:

Drum ſtopft den Quell der Zähren
(Weil ſie der Noth nicht wehren)
Nur fein geduldig zu.
Sie weiß von keiner Quale,
Iſt in des Himmels Saale,
Und lebt in ſtolzer Ruh.

Digitized by Google

§. 117.

Wie ſehr ſie ſich überhaupt mit der edlen Kunſt des Sterbens beſchäftiget habe, beweiſen gar manche Sterbelieder und chriſtliche Betrachtungen des Todes. Worte wie folgende, nehmen ſich freilich in jedem Munde gar wohl aus; aber in dem eines Kindes gewinnen ſie einen neuen tiefen Reiz:

Gieb mir Gott ein ſelig Ende,
Führ mich durch des Todes Thal,
Nimm mich feſt in deine Hände
Kürze mir des Todes Qual:
Laß mein Herze nicht verzagen
Vor des Todes grimmen Plagen.

Laß mir nach die ſchwere Sünde,
Gieb mir deinen Freudengeiſt,
Daß ich Ruh der Seelen finde
Darum bitt' ich allermeiſt:
Laß mich auch ja nicht berauben;
Sondern mehr' mir meinen Glauben.

Eine ſolche Geſinnung mußte ſich auch auf dem Sterbebette bewähren, und es iſt überaus erfreulich, daß uns das Gedicht, mit welchem ſie ſcheidet, und durch welches ſie beim Scheiden ſich beruhigt hat, geblieben iſt. Ich habe es früherhin ganz mitgetheilt; hier werde deſſelben nur mit wenigen Worten gedacht. Sie nimmt Abſchied von der Welt, mit einem edlen Zorn gegen das was die Bibel „Welt" nennt, und mit einer ſüßen Freudigkeit in der Gewißheit deſſen was ihrer nunmehr wartet;

Fahr hin, fahr hin, ich laſſe dich;
Gott, mein Erlöſer, fordert mich.

— — — — — —

Digitized by Google

Wer iſt der in dir Ruhe findt,
Der Beſſerung verſpüret?
Gottlob! mich als ein ſel'ges Kind
Die Allmacht Gottes führet,
Da ich entbürdet aller Laſt
Soll ſein ein werther Himmelsgaſt.

Nur wer das Leben in ſeiner ganzen großen und erfreulichen Bedeutung erfaßt und genoſſen hat, wird dem Tode ſo zu begegnen im Stande ſein.

Genug und für manche Leſer vielleicht ſchon zu viel. Viele zur Liebe zu bewegen für die gute Sibyllchen darf ich wohl nicht hoffen; dieſe will ich deshalb nur bitten mir die Neigung für mein liebes Findelkind — ſo nenne ich ſie gern — zu gönnen. Sie hat aber auch bereits die Liebe mancher höchſt vortrefflichen Menſchen gefunden, die näher zu bezeichnen nicht ziemen würde. Noch kenne ich aber — verſtattet den höchſt ſeltſam klingenden Schluß — zwei Perſonen ſehr genau, die, obwohl ſie nie gelebt haben, ewig leben werden, und mit denen ich faſt umgehe als lebten ſie. Dieſe zwei unſterblichen, mir überaus theuren Perſonen ſind — darf ich es ſagen? — die Prinzeſſin Imogen in Shakſpears Cymbelin und der Prinz Fernando im „Sturm," und von beiden bin ich innig überzeugt, daß ſie die kleine Sibylle in ihrer mondhellen Sittlichkeit herzlich lieben. Dagegen aber werden die nicht minder unſterblichen Malvolio und Junker Chriſtoph — ſonſt entzweit, hier aber einig — mich verſichern, ſie fragten nichts nach der Sibylle. — Sie muß ſich das gefallen laſſen, da es ja nicht viel zu bedeuten hat. Schreit doch ſogar der alte Capulet Julien an: Out, you green-sickness carrion! out, you baggage! you tallow face! vermag aber nicht uns das Bild von ihrem Reiz zu

rauben. Sibylle hat in ihrem Charakter keine Aehnlichkeit mit Julien, doch iſt ſie, wie dieſe, unantaſtbar durch Capuletſche Tadelworte.

§. 118.

Julius Wilhelm Zinkgref,

(geb. zu Heidelberg 1591, geſt. zu Worms 1635.)

Die Liebe zur Poeſie ſcheint ihm mehr von außen her und inſonderheit durch den Umgang mit Opitz gekommen oder wenigſtens genährt worden zu ſein; doch möge ihm um deswillen der innere Antrieb und die innere Nothwendigkeit, ohne die kein wahrer Autor ſchreiben wird, wenigſtens nicht ganz abgeſprochen werden. Er zeigt ſich in ſeinen Werken überall als ein gebildeter Gelehrter, ſcharfſinniger Geiſt und überhaupt als ein tüchtiger deutſcher Mann, der unſer von den Fremden häufig verkanntes Vaterland gern beſchützt und kräftig erhebt. In dieſem Sinne ſchrieb er: „Der Teutſchen ſcharfſinnige kluge Sprüche, Apophthegmata genannt, zwei Theile, Straßburg 1628 und 31,“ ein Werk, das leider ſehr ſelten geworden iſt, und gar wohl eine theilweiſe Erneuerung verdiente.

Als Dichter hat er ſich inſonderheit im Epigramm gezeigt, deren wir eine nicht unbeträchtliche Anzahl von ihm beſitzen. Man findet ſie unter dem damals üblichen Titel „Ueberſchriften“ in ſeinem Werk: Emblematum ethico-politicorum Centuria. — Ob daſſelbe bereits bei ſeinen Lebzeiten erſchienen iſt, weiß ich nicht; eine ſpätere Auflage kam zu Heidelberg 1666 heraus.

§. 119.

Dietrich von dem Werder,

(ein heſſiſcher Edelmann geb. 1584 geſt. 1657)

iſt bereits als Mitſtifter der fruchtbringenden Geſellſchaft ge-

Digitized by Google

nannt worden, ein ausgezeichneter Staats- und Kriegsmann, der, obwohl eifriger Proteſtant, dennoch von Ferdinand II., der gern Talente anerkannte, hoch geſchätzt wurde. Dieſes Verhältniß hielt ihn ab, in den erſten Jahren des Krieges gegen Oeſtreich zu dienen, doch als Guſtav Adolf erſchien, fand er in ihm das würdige Haupt, an das er gern ſich ſchloß. Der König zeichnete ihn dergeſtalt aus, daß er ihn ſogleich zum Oberſten eines Regiments machte, eine Stelle, die er mehrere Jahre mit Ruhm bekleidete. Wie aber nach dem Tode des Heldenfürſten auch deſſen Geiſt gewichen ſchien und die Zuchtloſigkeit immer weiter um ſich griff, nahm Werder ſeinen Abſchied (1635) und lebte ſeitdem faſt nur für literariſche Studien.

Er iſt im vorzüglichen Grade merkwürdig als der einzige, wahrhaft talentvolle Ueberſetzer im ſiebzehnten Jahrhundert und als der einzige, welcher wenigſtens eine erfreuliche Ahnung vom romantiſch epiſchen Geiſte zeigte. In einer Zeit wo Opitzens übergroße Liebe für die niederländiſchen Poeten und für die didaktiſche Poeſie, den romantiſchen Sinn lähmten, wagte er ſich zuerſt an die Ueberſetzung des raſenden Roland *) und ſodann an das befreite Jeruſalem. Er achtete nicht, daß die Ueberſetzung der erſten dreißig Geſänge des Arioſtiſchen Werkes faſt ganz überſehen wurde, und wandte deſto größern Fleiß auf ſeinen „Gottfried oder erlöſetes Jeruſalem" das 1651 zum zweiten Mal heraus kam. Dieſes Werk iſt dem Kaiſer Ferdinand III. zugeeignet der es in dieſer Auflage mit nicht minderm Beifall aufnahm als es früherhin Ferdinand II. in der erſten empfangen hatte.

---

*) Um dieſe Kühnheit ganz zu würdigen, vergeſſe man nicht, daß ſelbſt noch um die Mitte des 18 Jahrhunderts die meiſten deutſchen Aeſthetiker den Orlando Furioso für ein Muſter fantaſtiſcher Abgeſchmacktheit erklärten.

Die Fehler dieſer Ueberſetzung ſind leicht zu erkennen, ſie gehen zum Theil aus der Alexandriniſchen Form, von der er ſich leider nicht trennen konnte, hervor. Wichtiger iſt es zu bemerken, daß Werder in der That, bei ſeinem eignen romantiſchen Sinn doch das ächte Talent des poetiſchen Ueberſetzers hatte, jene Vereinigung der inneren Selbſtſtändigkeit mit beſcheidener Hingebung an das Original, des gleichmäßig ſchaffenden und empfangenden, activen und paſſiven Geiſtes.

§. 120.

Leider aber wirkten beide Uebertragungen faſt gar nichts. Werder hatte nicht einen einzigen Nachfolger, ja man beachtete ſeine Werke ſo wenig, daß ich unter den Kritikern des Jahrhunderts nur den einzigen Schottel nennen kann, der ihrer mit Achtung gedenkt. Es iſt dieſes ein um ſo ſchlimmeres Zeichen, da Werder ſonſt als Menſch, Staatsrath und Ritter in hohem Ruhme lebte, und niemand ignoriren konnte was aus der Feder eines ſo wichtigen Mannes floß. Von dieſer Hochachtung und Liebe, in welcher er überall ſtand, ließen ſich viele Belege geben, doch ſei es an einem genug, den der berühmteſte Dichter jener Zeit bietet. Opitz nämlich widmet ihm den zweiten Theil ſeiner weltlichen Gedichte, und ſchreibt in dieſer Zueignung mit der ihm eigenen gewohnten Beſonnenheit: er könne die Gegenwart des Freundes nur dadurch mit geringerer Ungeduld entbehren, daß er von deſſen Liebe verſichert ſei, er ſei ſo ſehr in ſeiner Schuld, daß es nicht bei ihm ſtehe, dieſelbe „abzugelten;“ deshalb habe er den Nachkommen, wenn er ſich deren Gunſt verheißen dürfe, hiedurch zu erkennen geben wollen, wie hoch er Werders Zuneigung halte, die bloß aus gutem Herzen herkomme.

Digitized by Google

„So weiß ich auch (ſchließt er) dieſem Buch ein beſſeres Anſehn nicht zu machen, als wann ich ihm deſſelben löblichen Nahmen an die Stirn ſchreibe, deſſen adeliche Beſchaffenheiten, Erfahrung der Weltſachen, ungefälſchte Frömmigkeit, Verſtand in Rathſchlägen, Hurtigkeit in Thaten, unvergleichliche Wiſſenſchaft in Ritterſpielen und alle Tugenden in gemein alle diejenigen wiſſen und hochhalten, die auch mit einer von allen begabet ſind. Dantzig den 21. Tag des Wintermonats, im 1637 Jahre."

Allerdings giebt es gar viele Dedicationen, in denen die lobenden Worte ſich noch weit höher thürmen; allein hier redet der Sprecher des Jahrhunderts, ein ruhig klarer Mann, der in dem gerechten Rufe ſteht, jede Zeile genau abzuwägen. Und doch — wie ſeltſam! — dieſer gerechte Opitz, der ſeinen Freund auch ſo innig liebt, erwähnt mit keiner Sylbe deſſen Poeſien, obgleich bereits im Jahr 1634 ein Theil der Ueberſetzung des raſenden Roland erſchienen war. Dieſer Umſtand kann zu Betrachtungen veranlaſſen, welche durchzuführen dem Leſer ſelbſt überlaſſen bleiben möge.

§. 121.

Nur im Fluge gedenken wir neben Werder eines andern epiſchen Dichters, der faſt ſchon aus dem Kreiſe dieſer Periode tritt, wenn er anders überhaupt zu irgend einer Dichterperiode zu zählen iſt. Ich meine den Freiherrn Wolf Helmhard von Hohenberg, welcher zuvörderſt, eine „unvergnügte Proſerpina," und bald darauf einen „Habsburgiſchen Ottobert" (d. h. Rudolph von Habsburg) in einem Heldengedichte gefeiert hat. Dieſe Feier iſt aber gewiſſermaßen ganz im Stillen geblieben, denn es iſt noch ſehr die Frage, ob außer dem Verfaſſer und dem Setzer, noch Je-

Digitized by Google

mand das Gedicht, welches unglücklicher Weiſe aus vierzigtauſend Alexandriner-Verſen beſteht, ganz durchgeleſen hat. Die Geſinnung des Verfaſſers iſt eine ſehr reine, und ſeine Vaterlandsliebe wohl gegründet; aber ſein Werk krankt an dem Fehler ermüdender Breite, ſo daß ſowohl die Zeitgenoſſen als die Folgezeit es faſt gänzlich unbeachtet gelaſſen haben. Auch ich, ſonſt ſehr geneigt, mich gewiſſer vergeſſener Bücher nach Kräften anzunehmen, fühlte hier doch etwas von dem murd'rous slumber und deſſen leaden mace *).

§. 122.

August Buchner,

(geb. zu Dresden 1591, geſt. 1661 als Profeſſor der Dichtkunſt zu Wittenberg.)

Im Beſitze einer reinen Liebe für die Dichtkunſt und für Opitz, in welchem er den König der deutſchen Poeſie zu erblicken glaubte, verſuchte auch er als Dichter aufzutreten; fand aber vielleicht ſelbſt bald, daß die Liebe nicht immer mit praktiſchem Talent verbunden iſt. Wie aber keine reine edle Neigung ohne gute Frucht bleiben kann, ſo errang auch er durch jene Liebe manches ſchöne Verdienſt. Die deutſchen Univerſitäten, zu denen während des ſiebzehnten Jahrhunderts, trotz alles Elendes der Zeit, noch ſechs hinzu kamen **), wirkten für Wiſſenſchaft und alte Sprachen mit wohlbekannter deutſcher Gründlichkeit; aber für deut-

---

*) Brutus in Shakſpears Cäſar nennt den Schlummer „mörderiſch" und leiht ihm eine „bleierne Keule." (Act IV. Scene 3.)

**) Nämlich Rinteln 1621, Straßburg 1621, Heidelberg, nach der durch Tilly verübten Zerſtörung, wiederhergeſtellt 1653, Duisburg 1655, Kiel 1665, Halle 1694.

Digitized by Google

ſche Sprache und Poeſie geſchah von dieſer Seite faſt gar nichts. Buchner iſt der erſte deutſche Profeſſor der Dichtkunſt, der nicht bloß mit griechiſchen und römiſchen Dichtern umging und in deren Sprache dichtete, ſondern auch die deutſche Sprache wie eine klaſſiſche behandelte, über die er Vorleſungen hielt, und in der er ſelbſt bei feierlichen Univerſitätsangelegenheiten dichtete.

In dieſem Geiſte ſchrieb er auch eine „Anleitung zur deutſchen Poeterei,“ Wittenberg 1665, in welcher er beſonders um Sprache und Metrik ſich verdient gemacht hat. Um dieſe Verdienſte, beſonders in letzterer Hinſicht, recht zu erkennen, müſſen wir erwägen, daß zu ſeiner Zeit dieſes Gebiet größtentheils noch wie umnachtet lag, und daß ſelbſt die trefflichſten Talente, z. B. Flemming, doch faſt immer nur in den gewöhnlichſten Versmaaßen einher wandelten. Die daktyliſchen und anapäſtiſchen Maaße, in denen ſich ſchon manche Minneſänger, z. B. Ulrich von Lichtenſtein, mit Leichtigkeit bewegt hatten, waren ſpäterhin faſt ganz vernachläſſigt, Buchner konſtruirte ſie, zeigte ihre Nothwendigkeit, verwies ſtets auf den in dieſer Hinſicht allerdings höchſt ſchätzbaren Opitz, und war beſcheiden genug, nie der Erſte ſein zu wollen. Aber auch ſelbſt ein ſo fein hörender, meſſender und wägender Mann wie er, konnte dennoch nur anfangen aufzuhellen, da man früherhin leider faſt nur Sylben gezählt und gleichſam nur nach dem materiellen Gewicht derſelben die Verſe geſtellt hatte. So erkennt Buchner z. B. den aufſchnellenden Amphibrachys, der nur zu oft in neueren Hexametern verderblich waltet, gar nicht an, ſondern rechnet ihn zu den Anapäſten. —

§. 123.

Mäßig geſinnt, wie überall, lobt er die Dichter welche „ſich unterfangen, heroiſche, Sapphiſche und andere Arten

nach der Lateiner und Griechen Satzungen zu ſchreiben;“ aber nur „weil ſie die Mutterſprache bereichern und erhöhen wollen.“ — „Doch halten wir dafür,“ ſetzt er hinzu „ſolches ohne Reime zu thun, ſei unſrer deutſchen, vermittelſt aber der Reime ſolch Werk zu verrichten, ſei der lateiniſchen Art zuwider. Ueberdieß ſei es auch ſchwer ſo hinauszuführen, daß die Verſe wohl lieſen. Doch hat ein jeder ſein eigenes Belieben und will ich hierüber niemandem etwas vorſchreiben.“

Es blieb noch eine ſehr geraume Zeit zweifelhaft, wozu ſich die deutſchen Dichter in dieſer Hinſicht entſchließen würden. Wohl vertraut mit der ganzen Bedeutung und Wichtigkeit des Reimes, wollten ſie ihn ſelbſt in dieſen griechiſchen Versmaaßen nicht fahren laſſen; doch war ihnen auch die Entdeckung, die bereits Fiſchart gemacht, daß die deutſche Sprache „ſüßiglich wie griechiſch ſpringe,“ mit Recht viel zu theuer, um nicht zuweilen Proben davon zu geben. Klai, von dem weiter unten noch geredet werden wird, verſuchte ſich auch in Sapphiſchen ſo wie Omeis, (vierter Präſident des Pegnitz-Orden unter dem Namen „Damon der Noriſche,“ geb. 1646, geſt. 1708) in Alcäiſchen und choriambiſchen Weiſen. Es war aber alles, wie geſagt, gleichſam nur zur Probe, und um zu zeigen, man könne wenn man wolle. Vom Reime aber ſich zu trennen, wagte keiner *). Den überſchätzte man damals, wie man

*) Für die Leſer, welche noch nie geſehen haben wie ſich ein griechiſches Metrum mit Reimen verbunden gebehrdet, ſtehe hier eine Probe in Sapphiſcher Weiſe von Klai.

Welche Regenwolke hat dich verſtecket?
Haſt du dich mit Trauerflor überdecket?
Deiner Schweſter ſilberbezäumte Pferde
Leuchten der Erde.

der Natur, die ihm befreundet iſt, daß wir keinen wehmüthigen Nachklang zu fürchten haben, wie dies wohl bei manchen neueren Dichtern der Fall ſein dürfte, hinter deren Scherzen nicht ſelten Thränen, Tod und Grab verborgen ſind. — — Dieſe Bemerkung, welche ich bereits vor 16 Jahren ſchrieb, möge hier als Andeutung ſtehen zur Charakteriſtik des Beſſeren in den Gedichten zweier Männer, die uns jetzt begegnen, und wie vereint betrachtet werden ſollen.

Ernſt Chriſtoph Homburg,

(geb. 1605 zu Müla unweit Eiſenach, geſt. etwa 1630,)

und

David Schirmer,

(mit ungewiſſem Geburts- und Sterbejahr, um 1650 zu Dresden als Bibliothekar lebend.)

Große Dichter finden wir in ihnen nicht, das heißt das Vermögen das geſammte Leben in Poeſie zu verwandeln wohnt ihnen nicht bei; wohl aber finden wir bei ihnen einzelne Strahlen und Blüthen, in deren Beſitze ſie zu jener Oppoſition gegen das was als trübe Wirklichkeit erſcheint fähig werden. Homburg iſt vielleicht begabter, als er ſelbſt in ſeiner Ueberdemuth anerkennt; allein er hat ſein Talent am Ende leider ſelbſt vermindert durch die häufigen Nachahmungen der Franzoſen und Holländer. Nur wenn er ſich ſelbſt gehen läßt, iſt er der Betrachtung werth, und es gelingt ihm dann manches was auch heute noch erfreuen kann durch heitere Einfalt und Wohllaut.

§. 126.

Schirmer iſt reicher; doch wagt auch er nur ſelten ſich ſelbſt allein zu vertrauen. Da er mehr Phantaſie hat als

Hom-

Homburg, ſo trägt er ſeinen Bewunderungstribut den die meiſten deutſchen Dichter der damaligen Zeit ſich nicht erließen — und von andern ſogar mit einiger Gewalt eintrieben — nicht an die Holländer und Franzoſen ab, ſondern er bringt dieſen Zoll den Italienern dar. Hätte er ſich nur wenigſtens an die rechten Italiener gewandt, allein leider iſt es ſchon Marino *), dem er ſeine Huldigung darbringt. Durch ein ſolches Vorbild verleitet, verfällt er oft genug in forcirte Ueberſchwenglichkeit, ja wohl gar in Abgeſchmacktheit und Unſinn, die, bunt aufgeputzt, etwas recht Schönes und Vornehmes vorſtellen ſollen. Zum Glücke liegt indeſſen im Kern ſeiner Natur etwas ſo Tüchtiges und Dauerhaftes, daß dem völligen Verderben gewehrt wird. Dieſer tiefern Natur verdanken wir denn auch einige anmuthige Lieder, in denen ſich ein Gemüth zeigt, das ſich auf eine viel beſſere Liebe verſteht, als die iſt welche Marino zu verkünden pflegt.

Homburgs Gedichte erſchienen unter dem Titel „Schimpf- und ernſthafte Clio,“ Jena 1642; Schirmer, mehr in Blumen lebend, verkündete dieſelben gleich durch den Titel:

---

*) Giambattiſta Marino, geb. zu Neapel 1569, geſt. 1625, ein Mann von großem Talent, das er aber ſelbſt verderbte durch Eitelkeit und Launenhaftigkeit. Er will nicht bloß gut ſchreiben, ſondern weit beſſer als gut: darum wird er geziert und bunt. Um zu gefallen, (und zwar allen) ſcheut er kein Mittel, und da ihm leider auch noch die Keuſchheit der Seele mangelt, ſo erreicht er ſelbſt mit dem Aufwand von vielem Scharfſinn, Witz und Farbenpracht kein reines Gemälde. Seine berühmteſten Gedichte ſind: Adone, voll endloſer Ueppigkeit, und La strage degli innocenti (der Mord der Kinder zu Bethlehem) eine Art von Epos, in welchem Rabenſchwarz und Schwefelflamme vermiſcht werden, um tüchtigen Schauder zu erregen. Das gelingt zuweilen ſo ziemlich; doch ungebeten kommt nicht ſelten auch der Ekel mit.

Digitized by Google

„Poetiſche Roſengepüſche,“ Dresden 1657. (vergl. Kochs Compendium.)

§. 127.

Robert Roberthin,

(geb. etwa 1600 geſt. um 1648.)

Er war ein geborener Preuße, lebte als brandenburgiſcher Rath zu Königsberg, und ward durch Opitz, der ſein Freund war, angeregt, ſeine unleugbaren Talente für die Dichtkunſt zu entwickeln. Er ſelbſt ſcheint indeſſen ſeine Gedichte nie geſammelt und in der reinen Freude des Schaffens Befriedigung und Lohn genug gefunden zu haben. Vielleicht war es ihm auch ein Troſt, daß er Simon Dach, der ſich ſtets als ſeinen dankbaren Schüler betrachtete, zu immer erhöheter Liebe für die herrliche Kunſt entzündete. Daß Roberthins Gedichte wenigſtens zum Theil nicht untergegangen ſind, verdanken wir einem Organiſten Heinrich Albert zu Königsberg, der ſie nebſt mehreren Liedern anderer Poeten in Muſik ſetzte, und nebſt den Muſiknoten herausgab. (1648—52.)

Leider aber iſt dieſe Sammlung ſo ſelten geworden, daß ich mit manchen früheren Literatoren klagen muß, ſie nicht geſehen zu haben. Alles was ich von Roberthin weiß, verdanke ich lediglich Herders „Stimmen der Völker,“ weshalb ich auf den achten Band ſeiner zur ſchönen Literatur gehörigen Werke verweiſen muß. Zu manchem edlen Abgeſchiedenen ſprach unſer Herder, wie es in der größten modernen Tragödie heißt:

Thou com'st in such a questionable shape,
That I will speak to thee. —

Und ihm ward geantwortet.

Digitized by Google

§. 128.

Simon Dach,

(geb. zu Memel 1605, geſt. als Profeſſor an der Univerſität zu Königsberg 1659.)

Einer der trefflichſten Sänger ſeiner Zeit, der auch das beſondere Glück hatte, daß ſeine Gedichte, obwohl er nur wenige drucken ließ, dennoch größtentheils im Munde des Volkes lebten. Die Muſik war bald gegeben, denn dieſe Lieder bringen ſie größtentheils ſchon mit, wie z. B. das anziehende „Aennchen von Tharau." In dieſem Gedichte zeigt ſich eine Reinheit der Geſinnung und eine ſo fröhlich deutſche Kraft, daß man eben ſowohl die Aechtheit ſeiner Liebe als ſeiner Poeſie anerkennen muß.

Aehnliche Lieder hat Herder mit Recht als Stimmen der Völker betrachtet und wieder mitgetheilt.

Vielleicht iſt Dach unter allen Dichtern ſeiner Zeit der glücklichſte, beſonders in den ſpäteren Lebensjahren. Er war ein rein preußiſcher Patriot, und ſo ſehr ihm auch das Leiden Deutſchlands zu Herzen gehen mochte, ſo verſpürte doch das eigentliche Herzogthum Preußen von dieſen Bedrängniſſen nur einen kleinern Theil. Was aber ganz beſonders wichtig iſt, indem es ihn für ſein Vaterland zu den ſchönſten Hoffnungen berechtigte, war ſein näheres Verhältniß zu dem großen Kurfürſten von Brandenburg, der als Jüngling und Mann dem wackern Dichter ein ganz beſonderes Wohlwollen ſchenkte. Dach lernte bald die Größe des Fürſten ahnen, und ſo war er zu Hoffnungen für ſein Vaterland berechtigt, die ihn ſtets aufrecht hielten bei den Leiden der Gegenwart. Aber der freundliche Fürſt begnügte ſich nicht mit Beifalls-Worten, er verlieh ihm ein Amt, das ſeiner Neigung vollkommen angemeſſen war, und ſchenkte

Digitized by Google

ihm ein Landgut, in deſſen Beſitze er ſich von allen engeren Sorgen des Lebens frei fühlte.

Vielleicht hat aber auch wohl kein Dichter der damaligen Zeit den Ruhm des Hohenzolleriſchen Hauſes öfter und lauter verkündet als er. Er ließ auch nicht die kleinſte Gelegenheit vorübergehn, um ſeine Liebe für Preuſſen und deſſen väterlichen Fürſten an den Tag zu geben, und er iſt unerſchöpflich in Wendungen und Formen um ſich ſelbſt ein Genüge zu leiſten. Er iſt kein Schmeichler, er meint es wirklich ſo, ja er meint es noch viel beſſer als er es auszudrücken im Stande iſt. Ueberall ſieht man den heitern treuherzigen Mann, dem es recht am Herzen liegt, ſeinem Fürſten zu erzählen wie ſehr ihn ſein Volk liebt.

§. 129.

So heißt es in einem Gedicht bei der unverhofften Ankunft des Kurfürſten in Königsberg:

Könnte doch dein Ohr nur dringen
Zu den Unterthanen hin!
Jedes reitzet ſeinen Sinn
Dich zu ſagen, Dich zu ſingen.
Jedes ſuchet um und an,
Ob es wo Dich ſehen kann.

Man vernimmt in dieſen Tagen
Nichts durch jedes Bürger-Haus
Als: Wie ſieht er jetzund aus?
Dieſen dies, den jenes fragen.
Aller Sorge Troſt und Ruh
Und Ergetzlichkeit biſt Du.

Welcher denn Beſcheid kann geben
Der weiſt die Geſtalt an Dir,
Huld, Verſtand und alle Zier

Nicht nach Gnüge zu erheben.
Da iſt Freude, Lieb und Preiß
Und was man zu denken weiß.

(S. Bouterweck's Literargeſchichte X., S. 189.)

Nicht minder innig ſind ſeine geiſtlichen Lieder, und wir fühlen es in ihnen, daß Reinheit der Liebe eins iſt mit reiner Frömmigkeit (Vergl. über dieſe religiöſen Gedichte: Wetzels Lebensbeſchreibung der berühmteſten Liederdichter.)

Auch als dramatiſcher Dichter hat ſich Dach gezeigt, doch ſieht man die Mühe, die ihm große Compoſitionen dieſer Art gekoſtet, und nur in einzelnen lyriſchen oder heiter erzählenden Parthieen erkennt man den Dichter, der ſich in dem eigentlichen Lied ſo liebenswürdig zeigt. Sein Schauſpiel „Cleomedes“ wird durch eine zu weitſchichtige Allegorie ermüdend und in der „Sorbuiſa“ erfreuen faſt nur die Stellen, wo er unmittelbar ſeiner Vaterlandsliebe und ſeiner großen Anhänglichkeit an die Stadt Königsberg genug thun kann. Es wurde zur Feier des akademiſchen Jubelfeſtes zu Königsberg aufgeführt, und 1644 gedruckt.

Gottſched, der in dem Dichter vielleicht nur den berühmten Landsmann ehrte, hat in dem neuen Bücherſaale der ſchönen Wiſſenſchaften (Band 4.) einige Nachrichten über Dach, Roberthin und andere preußiſche Dichter gegeben, wofür er noch mehr Dank verdienen würde, wenn er ihnen ſeine langweilig breiten Lobpreiſungen erlaſſen hätte.

§. 130.

Paul Gerhard,

(geb. zu Grafenhäinichen in Meißen 1606)

wurde 1651 Probſt zu Mittenwalde, 1657 Diaconus zu Berlin, erhielt 1666 ſeine Entlaſſung, wurde aber vom

Digitized by Google

Herzoge Chriſtian zu Merſeburg mit Achtung aufgenommen und 1669 von demſelben zum Archidiaconus in Lübben beſtellt, wo er am 27. Mai 1676 geſtorben iſt.

Wenige deutſche Dichter haben ſo tief und erfreulich auf Mit- und Nachwelt gewirkt, als er durch ſeine geiſtlichen Lieder. Sie wurden nicht bloß in der Kirche, ſondern auch von faſt allen frommen lutheriſchen Familien bei der häuslichen Andacht geſungen, ja ſie verbreiteten ſelbſt um das Bette der Sterbenden, in der Seele des Scheidenden wie der Abſchiednehmenden ihre wohlthätigen Wirkungen. Mehrere von andern Religionspartheien wurden zur lutheriſchen Kirche hingezogen bloß um Gerhards rührende Lieder mit zu ſingen. Faſt alle damals lebende Theologen waren ihm mit einer gewiſſen ehrfurchtsvollen Freundſchaft zugethan, und ich habe nirgends auch nur Ein Wort des öffentlichen Tadels finden können, das bei den damaligen theologiſchen Streitigkeiten ſo leicht hätte über ihn geſprochen werden können. Unter mehreren Zeugniſſen, welche der wackere, fleißige Küſter in ſeinem „alten und neuen Berlin“ anführt, und die es klar zeigen, wie ſehr Gerhard ſeine Zeit beherrſchte, mögen folgende auch hier angeführt werden. Der Gothaiſche Theolog Dr. Johann Heinrich Feuſtking ſpricht alſo über ihn:

„Ich ſage es frei, kein vergebliches kein unnützes Wort findet man in Gerhards Liedern, es fällt und fließt ihm alles aufs lieblichſte und artlichſte, voller Geiſtes, Nachdrucks, Glaubens und Lehre; da iſt nichts gezwungenes, nichts geflicktes, nichts zerbrochenes; die Reimen, wie ſie ſonſten ins gemein etwas himmliſches und geiſtliches mit ſich führen, alſo ſind ſie auch abſonderlich im Gerhard recht auserwählet, leicht und auserleſen ſchön, die Redensarten ſind ſchrifftmäßig, die Meinung klar und verſtändig, die

meiſten Melodien nach unſers unvergleichlichen Lutheri und anderer alten Meiſter-Sänger Töne lieblich und herzlich: in Summa, alles iſt herrlich und tröſtlich, daß es Saft und Kraft hat, hertzet, afficiret und tröſtet u. ſ. w. Ich muß ſelber geſtehen, daß dieſes Mannes Lieder-Andacht mir ſchon manchen redlichen Dienſt in meinem Amte gethan u. ſ. w: Ich glaube auch ſicherlich, hätte er unſers großen Lutheri glückſelige Zeiten erreichet, daß er ſein Beiſtand und Mit-Arbeiter in dem ſeligen Reformations-Werk geweſen wäre, es würde die Evangeliſche Lehre noch weiter ausgebreitet worden ſein" u. ſ. w. *)

§. 131.

Johann Chriſtoph Olearius, Georg Heinrich Götze, Johann Caſpar Wetzel, Daniel Seifart und Crenius ſtimmen völlig in jenes Lob ein. Ueberhaupt betrachtete man ihn als eine der feſteſten Säulen des Lutherthums, und nach ſeiner Abſetzung ſtand er gewiſſermaßen als ein edler Märtirer da, dem von allen Seiten Huldigungen gebracht wurden. Man wußte gar manches Beiſpiel zu erzählen, daß Mitglieder anderer Religionspartheien bloß durch Gerhardiſche Lieder gerührt zur Lutheriſchen Kirche übergetreten ſeien, weshalb auch Crenius ſchreibt: Ego sane iis me motum ita fateor, ut quotidianum meum pietatis exercitium ex illis instituere soleam animumque ad devotionem prae-

*) Ich habe dieſes Urtheil eines berühmten Mannes über einen noch berühmtern angeführt, weil es hiſtoriſch wichtig iſt. Leider aber darf nicht vergeſſen werden, daß eben dieſer Feuſtking, der hier ſehr gerecht urtheilt, auch ſehr hart ſein konnte, z. B. gegen den wackern Peterſen, den er wegen einiger abweichender Religions-Anſichten bitter haßte. (S. Peterſens Selbſtbiographie, vom Jahr 1717, S. 322. f.)

parare. Neque ego solus sic sentio, sed omnes linguae Germanicae gnari hoc mecum fassi sunt et fatebuntur. Est enim singularis quaepiam hujus in theologi carminibus commovendi vis, quae ob verba scripturae sacrae vel spiritus sancti tenacissime ac summo studio retenta magnaque venae ac naturae facilitate et ingenti cura rhytmo inligata apud caeteros non temere reperitur.

Ob er das herrliche, ewigen Troſt in ſich tragende Lied: „Befiehl du deine Wege“ (das in mehreren neuen Geſangbüchern auf eine unverantwortliche Weiſe verwäſſert worden) in jener unglücklichen Zeit der Abreiſe von Berlin zum Troſte ſeiner Gattin gedichtet habe, iſt in neueren Zeiten bezweifelt worden. Sicher aber iſt, daß in dieſe Zeit das nicht minder nachdrucksvolle Lied fällt:

Iſt Gott für mich ſo trete
Gleich alles wider mich.

Da heißt es denn im dreizehnten Verſe mit ächt deutſcher Kraft und Gelaſſenheit:

Die Welt die mag zerbrechen
Du ſtehſt mir ewiglich!
Kein Brennen, Hauen, Stechen
Soll trennen mich und Dich
Kein Hunger und kein Dürſten,
Kein' Armuth, keine Pein,
Kein Zorn des großen Fürſten
Soll mir ein Hind'rung ſein.

Kein Engel, keine Freuden,
Kein Thron, kein Herrlichkeit,
Kein Lieben und kein Leiden
Kein' Angſt, kein Herzeleid;
Was man nur kann erdenken,
Es ſei klein oder groß,

Der keines ſoll mich lenken
Aus Deinem Arm und Schooß.

Mein Herze geht in Springen,
Und kann nicht traurig ſein,
Iſt voller Freud und Singen,
Sieht lauter Sonnenſchein.
Die Sonne die mir lachet
Iſt mein Herr Jeſus Chriſt,
Das was mich ſingen machet,
Iſt was im Himmel iſt.

§. 132.

Man ſieht: hier iſt keine weichliche Herzenszerfloſſenheit keine übermyſtiſche Phantaſiezerfahrenheit, kein gefährlich fluctuirender Gefühlsluxus, — vor ſolchen Abwegen weiß Gerhard ſich wohl zu hüten, denn ſeine Natur iſt kraftreich und er ſcheint jede Weichlichkeit, die geiſtige wie die leibliche ſehr verachtet zu haben. Seine Lieder athmen jene ächte Frömmigkeit, die ſtark macht und tapfer, gelaſſen und ergeben; und er war wie ſeine Lieder. Er handelte ſeiner religiöſen Ueberzeugung gemäß; denn was wäre er wenn er ſich ſelbſt verloren hätte? —

Einige Schriftſteller, denen ſolche ruhig überzeugte und tapfer fromme Männer nicht recht deutlich werden können, haben ihn der Streitſucht beſchuldigt, allein abgerechnet, daß aus dem Zuſammenhange ſeines ganzen Lebens das Gegentheil zu erſehen iſt, ſpricht auch das Zeugniß für ihn, welches ihm das Berliniſche Miniſterium gab, als es ihn 1651 dem Magiſtrat zu Mittenwalde zum Probſt vorſchlug. Es heißt darin, „man halte ihrer chriſtlichen Gemeine eine ſolche Perſon für, deren Fleiß und Erudition bekannt, die eines guten Geiſtes und ungefälſchter Lehre, dabei auch ei-

Digitized by Google

nes ehrlichen, friedliebenden Gemüths, und chriſtlich untadelhaften Lebens iſt," u. ſ. w. (S. Küſters altes und neues Berlin.)

Bekannt iſt auch, daß Friedrich Wilhelm der Große ſeinen Verluſt ſehr bedauert und ihn hinterher oft vermißt hat, ſo wie auch, daß das Lied „Befiehl du deine Wege" dem tiefen Gemüth des Fürſten ſehr theuer war; indeſſen hatte er einmal ſeiner Ueberzeugung gemäß gehandelt, und ſo kann, da jene nicht verändert wurde, von Reue nicht die Rede ſein *).

Gerhard war ein fruchtbarer Dichter, denn ſelbſt das nicht ganz vollſtändige Verzeichniß ſeiner geiſtlichen Lieder, welches Küſter anführt giebt ſchon 120, welches uns ſeine ſchöne Fertigkeit und erfreuliche Gewohnheit zeigt, mit Gott und von göttlichen Dingen zu reden. Die erſte Ausgabe dieſer Kirchenlieder erſchien zu Berlin 1666, iſt aber ſo ſelten geworden, daß ich die Leſer nur auf die älteren Berliniſchen Geſangbücher (das Porſtiſche) verweiſen kann, in denen ſich mehrere Gerhardiſche Lieder unentſtellt erhalten haben.

§. 133.

Andreas Tſcherning,

(geb. zu Bunzlau in Schleſien 1611, geſt. 1659.)

Es trifft ſich wohl, daß talentvolle Jünglinge, welche häufig in das Theater gehen, zuletzt ſelbſt Bühnenſtücke ſchreiben, in der feſten Ueberzeugung es müſſe ihnen gelingen, da ſie ja ſo viele Stücke geſehen haben, und wohl wiſſen

*) Ueber Gerhards Abſetzung möge man meine Biographie Friedrich Wilhelms des Großen (Berlin 1814) nachleſen wollen.

Digitized by Google

was gefällt. Noch häufiger begiebt es ſich, daß Jünglinge oder Männer, welche viel mit Dichtern umgehen nun ſelbſt anfangen Verſe zu machen. Alſo Tſcherning, der noch obendrein in dem Umſtande, daß Opitzens Vaterſtadt auch die ſeinige war, eine Anreizung zur Dichtkunſt erblickte. Er iſt ein mäßiger, nüchterner und rechtlicher Mann, voll guter Einſicht und Beſcheidenheit, nicht mehr als ein Opitziſcher Schüler aber ein guter. Man hat ihn ehedem zu ſehr gelobt wegen ſeiner correcten Sprache, allein es ſcheint vergeſſen worden zu ſein, daß die mittelmäßige Fehlerloſigkeit nicht eigentlich correct ſollte genannt werden, indem man auf dieſe Weiſe leicht correct ſein haben würde, wenn man geiſtig eng überhaupt nicht viel Sonderliches vorzutragen weiß.

Indeſſen bleibt ihm manches Lob, z. B. daß er als ein trefflicher Gelehrter, der ſelbſt mit der arabiſchen Sprache wohl vertraut war, den Werth der deutſchen Sprache laut verkündete und darthat, daß er den engen Kreis der früheren Current-Versmaaße häufig überſchreitend, das deutſche Lied auch nach anapäſtiſchen und daktyliſchen Weiſen wandeln lehrte, was früherhin nur ſehr ſelten und höchſt ſchüchtern gewagt worden war.

Seine Jugendgedichte gab er unter dem Titel „deutſcher Gedichte Frühling“ Breslau 1642 heraus. Hier findet ſich das einzelne Gute und halbweg Blühende, was er zu geben vermochte. Ihm ſelbſt aber ſcheint ſpäterhin dieſe gewiß ſehr mäßige Jugend noch ſehr überſchwänglich vorgekommen zu ſein, weshalb er wenige Jahre vor ſeinem Tode den „Vortrab des Sommers,“ Roſtock 1655 folgen ließ. Hier iſt aber leider faſt alle Flamme ausgegoſſen und das Ganze meiſtens ſteif und winterlich gerathen.

Digitized by Google

§. 134.

Jakob Schwieger,

(aus Altona, mit unbekanntem Geburts- und Sterbejahr,)

diente eine geraume Zeit als Soldat, ließ ſich aber den ganzen Krieg und das Elend der Zeit nicht anfechten. Von jener innern Wunde, die wir faſt bei allen Dichtern dieſer Periode bemerken, iſt bei ihm auch nicht eine Spur zu erblicken. Betrübniß und Kummer ſind ihm läſtig und langweilig, aber tändeln und ſcherzen, trinken und küſſen und im Graſe liegen mag er gar gern, und es ſteht ihm meiſtens wohl an, da er nicht bloß vergnügt ſcheinen will, ſondern es wirklich iſt. Faſt alle ſeine Gedichte haben etwas höchſt muſikaliſches, allein oft ſind ſie leider auch nur ein bloßer angenehmer Klang; denn Ideen muß man bei ihm nicht ſuchen, und er macht vermuthlich ſelbſt keinen Anſpruch darauf. Leichte Gefühle, halb ironiſch girrende Zärtlichkeit, friſch flatternde Späße mit untermiſchten Plattheiten und tüchtiges geſundes Blut, das findet man bei ihm. Dies alles ſcheint ihm auch zu beträchtlichem Alter verholfen zu haben, wenigſtens finden wir ihn noch 1665 am Leben, und als Dichter beſchäftigt. Wer ſich nicht entſchließen kann, ihn ſo zu nennen, der möge ihn etwa als einen — poetiſchen Tänzer mit guter Tanzmuſik verſehen, betrachten.

Seine Gedichte erſchienen unter dem Titel „Geharniſchte Venus," von Filidor dem Dorferer, welchen Namen, ſo wie den des Flüchtigen, er als Mitglied der deutſchgeſinnten Genoſſenſchaft und des Schwanenordens führte. Seinen Zeitgenoſſen ſcheint er nicht beſonders werth geweſen zu ſein; wenigſtens finden wir keine beſondere Auszeichnung für ihn; und ſo viel mir bekannt, erlebten ſeine

ſämmtlichen Schriften nur eine Auflage. Die folgende Zeit vergaß ihn ganz, und erſt durch Eſchenburg iſt ſein Andenken erneuert worden; allein es waltet noch immer manche Dunkelheit über ihm; und es läßt ſich nicht einmal mit Gewißheit angeben, ob Schwieger ſein wahrer Name geweſen *).

Sollen wir unſer ganzes Urtheil über ihn in zwei Worte zuſammenfaſſen, ſo dürfen wir ihn einen von den vielen Belegen nennen zu dem Schillerſchen Ausſpruch, daß nur ächtes Genie den Menſchen veredle und das Urtheil ſtärke; ein leichtes Talent aber den Verſtand ſchmücke und ſchwäche.

§. 135.

Andreas Scultetus.

Wir wiſſen von ihm nichts weiter, als daß er im Jahr 1639 Gymnaſiaſt zu Breslau war, und dürfen mit Gewißheit annehmen, daß er noch vor ſeinem zwanzigſten Lebensjahre, und ohne die Univerſität bezogen zu haben, ſtarb. Unter der faſt ungeheuren Menge von Dichtern oder vielmehr nach Dichtkunſt Strebenden ſeiner Zeit, konnte der prunkloſe Jüngling mit ſeinen wenigen Gedichten, die nur auf einzelnen Bogen gedruckt erſchienen, nicht durchdringen, und ſo iſt leicht zu begreifen, daß er, der nie ſehr beachtet worden war, gar bald in gänzliche Vergeſſenheit verſank. Leſſing entdeckte ſein vorzüglichſtes Gedicht „Oeſterliche Triumphpoſaune,“ nur durch einen günſtigen Zufall, indem er auf der Bibliothek zu Wittenberg in einem gewal-

*) Herder nennt ihn J. G. Schoch. S. deutſches Muſeum, Oktob. 1779, vergl. ferner Bragur II., S. 420. ff., wo ihm jener Name gleichfalls zuerkannt wird.

tigen Convolut von Gelegenheitsgedichten blätterte. Jenes innige, aus dem tiefſten Herzen aufflammende Gedicht entzückte den trefflichen Mann ſo ſehr, daß er es auswendig lernte und ſtets auswendig behielt, ja daß er es Jahre lang — nicht drucken laſſen wollte, um es, wie ein köſtliches Kleinod, nur den nächſten und edelſten Freunden (z. B. Kleiſt) mitzutheilen. Erſt im Jahre 1771 ließ er ſich durch ſeinen Freund Zachariä bewegen, was er von Scultetus gefunden, dem Publikum zu übergeben. Er ſchenkte es dem bittenden Freunde, der es ſodann mit dem Briefe des Gebers wieder abdrucken ließ. Späterhin hat man noch einige kleinere Gedichte von Scultetus hinzugefügt, welche zu Breslau in den Jahren 1774 und 83 erſchienen.

Jene öſterliche Triumphpoſaune iſt ein herrliches feierliches Gebet, das wie köſtlicher Weihrauch auf einem reinen Altar ſich entzündet und aufſteigt, und nur wer ſelbſt ſo beten kann, hat ein Urtheil über daſſelbe. Wer aber ein ſolches Urtheil hat, wird in dieſem Fall bald auch etwas Beſſeres haben, als ein Urtheil; ich meine eben jenes Mitgebet und Selbſtgebet. — Leſſings Anſicht, daß nur der Tod die weitere Laufbahn eines ſolchen Dichterjünglings hemmen konnte, iſt wohl unzweifelhaft und — beruhigend.

Da ſich vorausſetzen läßt, daß Leſſing und Zachariä in den Händen gar vieler Leſer ſich befinden, ſo darf ich mir die Mittheilung einzelner Stellen aus Scultetus erlaſſen. Dem beſſern Leſer aber darf ich dringend empfehlen, jenes Gedicht von neuem zu genießen.

§. 136.

Georg Philipp Harsdörffer,

(geb. am 1. November 1607 zu Nürnberg, geſt. daſelbſt am 22. September 1658.

Selten hat ein deutſcher Schriftſteller eine ſo ausgezeich-

Digitized by Google

tete Berühmtheit gewonnen als er. Zuvörderſt als der hauptſächliche Stifter des poetiſchen Blumenhirtenordens an der Pegnitz *), deſſen frühere Mitglieder gewiſſermaßen zu beſonderer Hochſchätzung des Meiſters in Eid und Pflicht genommen wurden, ſo daß nicht leicht einer jener unſchuldigen Hirten die Gelegenheit vorbeigehen ließ, den Haupt-Einweiher zu loben, da ohnehin auch manches an ihm mit Recht zu loben war.

Er war ein wackerer Bürger voll herzlicher Liebe für Deutſchland und für ſeine Vaterſtadt, deren wohlverdienten Ruhm er nach Kräften zu vermehren ſtrebte. Seine Kenntniſſe waren von nicht geringem Umfange, und wenn es ihm auch an wahrhaftem Genie für die Dichtkunſt fehlte, ſo war doch ſeine Neigung für dieſelbe ſo groß, daß ſie wohl als ein Analogon von Talent betrachtet werden darf. Seine beſondere Liebe für die Fabel, Parabel und Allegorie war den Deutſchen ſeiner Zeit gerade recht, die eben bei ihrer großen Lebensſchlichtheit und redlichen Offenheit in allen Handlungen; in ihren Schriften gern etwas Bedenkliches, Halbdunkles, Verhüllendes wohl leiden mochten. Zwar können wir die Vielſeitigkeit in den literariſchen Beſtrebungen dieſes Mannes nicht immer loben, indem das Streben darnach ihn verhinderte, irgendet was mit ganzem und ungetheiltem Gemüthe zu ergreifen, ſo wie auch die Leichtigkeit, mit der er ſchrieb, dem tiefern Ernſt im Nachforſchen, nicht ſelten nachtheilig ward; — allein ſeine Zeitgenöſſen hatten des tiefſten und traurigſten Ernſtes im Leben ſo viel, daß es ihnen

*) Der andere Stifter dieſer (noch jetzt nicht eingegangenen) Geſellſchaft war, wie bereits oben angeführt worden, Klai. Der Orden begann 1644, nicht 1642 wie Omeis in der Diſſertation de claris quibusdam in orbe literato Noribergensibus (Altdorf 1708) behauptet (Vergl. §. 106.)

ſehr willkommen war, durch Harsdörffer ein wenig zerſtreut zu werden. Wirklich war er auch einer der wenigen, die trotz der immer ſteigenden Jammerhaftigkeit der Zeit doch noch einige fröhliche Lebendigkeit behalten. Zwar hatte Nürnberg die Greuel der Zeit ſo gut erfahren, wie die meiſten andern deutſchen Städte, ganz beſonders in jener Zeit als die beiden Heere Guſtav Adolphs und Wallenſteins in ihrer Nähe verſammelt waren; allein es war die alte Reichsſtadt in der damaligen Zeit noch immer wohlhabend und reich genug, um viel leiden zu können ohne gänzlich zu verarmen. Die Regſamkeit der gewerbfleißigen Bürgerſchaft konnte wohl auf Monate und Jahre gehemmt, aber nie ganz unterdrückt werden, und ſo kam es, daß man ſelbſt in der für Deutſchland ſo heilloſen Zeit an Stiftung unſchuldiger poetiſcher Orden denken konnte, und Harsdörffer, der auch durch ſeltene Wohlhabenheit begünſtigt wurde, ſah ſich in Umgebungen und Verhältniſſen, die an gute alte, damals ſchon längſt entflohene Zeiten erinnern.

§. 137.

Unter der beträchtlichen Anzahl ſeiner Schriften zeichnen wir aus:

1) Specimen philologiae Germanicae 1646, von welchem Morhof in ſeinem Polyhiſtor (B. IV. K. 4. §. 7.) ſagt: Praeterea non contemnendum est multaque continet notatu digna specimen philologicum Germ. a G. P. Harsdorfero scriptum.

2) Geſprächsſpiele, 8 Theile, 1642 bis 49, (Libitinam Harsdorferus effugit suis, ut ipse vocat, Geſprächsſpielen, varios ingenii lusus atque una eruditionis suae profundioris (?) vim complexus, u. ſ. w. S. Neumeiſters Diſſertation, S. 46.)

3) Nathan, Jotham und Simſon, oder geiſtlicher und weltlicher Lehrgedichte erſter und zweiter Theil, 1650, 55.

Dieſe und ähnliche Schriften erwarben ihm wie bereits oben bemerkt worden, einen nicht geringen Ruhm, und da die Art des Rühmens ſelbſt etwas hiſtoriſch-Charakteriſtiſches hat, ſo möge hier Tſchernings Lob ſtehen, deſſen Ueberſchwenglichkeit freilich an das alte Wort erinnert, daß viele Deutſche große Bewunderer ſind:

Hos inter ille cognitus mihi Harsdorfer,
Medulla Phoebi, patriae suae lumen,
Scientiarum multiformium mystes,
Recti satelles et severus exactor
Vernaculaeque restitutor ac vindex
Magnus loquelae, tota quem Caballino
Inebriata ſonte perculit Cirrha,
Quem diligam plus an colam haud satis constat.

§. 138.

Sogar die Ausländer, die ſich ſonſt größtentheils das alte klägliche Vorrecht, die Deutſchen zu verkennen, aus Bequemlichkeit nicht gern nehmen laſſen, bezeigten ſich gegen Harsdörffer freundlich, ja verehrungsvoll, und der bekannte Loredano *) verſprach ſogar, was er freilich früher hätte thun ſollen, die deutſche Sprache zu erlernen, weil

*) Man findet in den Briefen dieſes Poeten auch einen an Harsdörffer, worin es heißt: Non posso esprimere la mia consolatione nel vedere le mie opere vestite alla Tedesca. — Niente intendo la lingua, ma comincio ad apprenderne i principii per poter leggere le mie obligationi. Sono sicure che d'all eloquenza di V. S. haveranno le mie compositioni ricevuto quello spirito, che non le ha potuto communicar la mia penna etc. (S. Lettere del Sig. Giov. Francesco Loredano, Venet. 1662. T. I. p. 331.)

Digitized by Google

jener ſeine Diana überſetzet hatte, eine Höflichkeit, die den ganzen noch viel höflichern Blumenorden in ein jubelndes Erſtaunen ſetzte.

Auch noch ſpäter ertönte manches überſchwengliche Lob, und Neumeiſter bleibt nicht zurück. Cuius ingenium et eruditionem dignaque tot meritis praeconia calamus noster haud capit etc. Quod si sigillatim de poesi ipsius sententiam ferre jubemur, ea quidem inventionum praestantia rerumque et sententiarum majestate commendari prorsus meretur, nur ſetzt er hinzu nisi quod nimium sibi in fingendis vocibus novis ac dithyrambis indulsit doctissimus vir. (S. die angeführte Diſſertation S. 46.)

Dieſer letztgenannte Fehler der übergroßen Luſt, neue und oft ſeltſame Wörter zu bilden, die ihm die Zeitgenoſſen und die Nächſtfolgenden wenigſtens verziehen, oder größtentheils ſeinem Freunde Philipp von Zeſen aufbürdeten, haben ihn ſpäterhin faſt verrufen gemacht, und vielleicht iſt in der ſpätern Zeit der gute Gellert der Einzige, der in der Vorrede zu ſeinen Fabeln, ihn wenigſtens ohne Spott beurtheilt, und bei mancher gerechten Ausſtellung, doch nicht jedes Talent abzuſprechen ſcheint, da er eine gute kleine allegoriſche Erzählung von ihm mittheilt.

§. 139.

Neben ihm, wie im Leben, ſtehe hier

Johann Klai,

(geb. zu Anfange des ſiebzehnten Jahrhunderts [näher iſt die Zeit nicht anzugeben, da ſelbſt der Geſchichtſchreiber des Pegnitzordens darüber ſchweigt] geſt. 1656.)

Dieſer Freund und Nebenbuhler Harsdörffers iſt nicht bloß als Mitſtifter des Pegnitzordens, ſondern auch als

Dichter merkwürdig. Faſt alle ſeine Werke ſind geiſtlichen Inhalts und man darf auch ihm nachſagen, daß es ihm allerdings ein hoher Ernſt mit der religiöſen Poeſie war, nur daß er leider oft zur Fantaſterei ſich hinneigt. Hierher gehören folgende Werke:

1) Weihnachtsandacht, Nürnberg 1644.

2) Herodes der Kindermörder, ein Trauerſpiel, 1645.

3) Engel- und Drachenſtreit, 1650.

Ueberall herrſcht eine gute Meinung, aber auch gänzlicher Mangel an Geſchmack. Das merkwürdigſte Werk iſt indeſſen ohne Zweifel: „Der leidende Chriſtus, ein Trauerſpiel,“ und es möchte in der That ſchwer zu beſtimmen ſein, ob man in der Idee, das Leiden und den Tod Jeſu auf die Bühne zu bringen, mehr die Keckheit oder den vollendeten Irrthum, der ihr zum Grunde lag, bewundern ſoll. Neumeiſters Urtheil über ihn lautet alſo: Diffitendum non est, Clajum nostrum, prout erat ingenio ad poesin minus difficili, poetam excellentem evadere potuisse, nisi ab illa Germanicae linguae Germanica quidem sinceritate longius recederet, poesi incongruis dithyrambis suis tot maculas aspersisset. — Einige Zeitgenoſſen des Dichters glaubten in ihm einen zweiten Ovid (!) zu finden, und einer derſelben, welcher durch Buchſtabenwechſel aus dem Namen Johannes Clagus die Worte: „En hic alius Naso“ ſehr zierlich herausgebracht hatte, ſuchte dieſen Einfall durch folgendes Epigramm zu verewigen, welches zugleich ein Zeugniß von dem damaligen Geſchmacke ablegen möge:

Exul ut is quondam, spurcorum lusor amorum
 Carminibus periit Naso poeta suis:
Sic en hic alius castorum lusor amorum
 Carminibus vivit Naso poeta suis.

Klai hat freilich, wie ſelbſt das blödeſte Auge erkennen kann, nicht die mindeſte Aehnlichkeit mit Ovid; es müßte denn die ſein, daß ſie beide — Verſe ſchrieben; allein der Buchſtabenwechſel war nun einmal beliebt, und der eben angeführte lag ſo nahe, daß man ſich die Gelegenheit zu einem, wenn auch nicht viel bedeutenden, doch hochtönenden Lobe nicht wollte entwiſchen laſſen.

§. 140.

Einiges Lob verdient indeſſen Klai wirklich, und es iſt nur zu bedauern, daß er ſeine große Neigung zu dramatiſchen Arbeiten ſo ganz ohne Geſchmack hinwandeln ließ, und darüber ſein größeres Talent zur lyriſchen Poeſie völlig auszubilden vergaß. Er iſt wahrhaft liebenswürdig, wenn er ſeinem reinen Gefühle einmal erlaubt ſich auf eine ungekünſtelte Weiſe auszuſprechen. Aber es geſchieht leider ſelten nur, denn faſt immer ſcheint er zu glauben, daß nur ſpitzig geſchliffene oder geſchraubte Gefühle Intereſſe erregen können. Die Spielereien mit Empfindungen, und noch öfters mit bloßen Klängen, die keinesweges immer wohltönen, Unarten durch die ſich leider faſt die ganze Pegnitzgeſellſchaft ausgezeichnet, lagen ihm ſehr am Herzen. Da er aber der Miterfinder jener Spielereien iſt, überall nach Originalität ſtrebt, und einen in jener Zeit ſeltenen phantaſtiſchen Sinn zeigt, ſo darf man ihn wenigſtens in dieſer Hinſicht intereſſant nennen, und ihm nachrühmen, daß er den Muth hatte gar keine didaktiſche Gedichte zu liefern.

Zu einer ſolchen Unterlaſſung gehörte wirklich Kühnheit, indem faſt alle deutſche Dichter ſich mit einem ganzen Wall von gereimter Moral umgaben, hinter dem ſie dann ihre eigne fröhliche Wiſſenſchaft ungeſtört übten.

Digitized by Google

§. 141.

Philipp Cäſius (gewöhnlich von Zeſen),

(mit unbekanntem Geburts- und Sterbejahre, doch vermuthlich etwa vom Jahre 1610 bis 80 lebend),

ein Mann von guten Anlagen und reichen Kenntniſſen, dennoch faſt immer ein Gegenſtand des Spottes, da ihm überall der Hang zur Uebertreibung ſchadete. Es darf ihm nachgeſagt werden, daß er ſein ganzes Leben ſetzte an einen einzigen Gedanken, an eine Idee: Reinheit der Sprache; aber dieſe Idee wurde von ihm nicht klar aufgefaßt, ſondern mit phantaſtiſchem Sinn ergriffen; und in der Nothwendigkeit ſich ſtets zu wehren bald gegen die Angriffe geiſtreicher, bald gegen den Hohn ſeichter Gegner die mit ihm ein leichtes Spiel zu haben glaubten, nahm der Gedanke für den er focht immer mehr fremde unſtatthafte und lächerliche Zuſätze an, ſo daß man zuletzt nicht ſelten durch die bloße Erinnerung an Philipp von Zeſen, auch jedes beſſere Bemühen um Reinheit der Sprache ablehnen zu können glaubte. Betrachten wir, von ihm ausgehend aber auch weit über ihn hinausgehend, die Angelegenheit mit Unbefangenheit, ſo möchten ſich vielleicht Manche über folgendes einfache Fragment einigen:

Jeder Deutſche, der ſich an die Geſellſchaft Gebildeter ſchließen möchte, hat allerdings die heilige Pflicht, für die Reinheit der Sprache, deren er ſich bedient, nach allen Kräften zu ſorgen. Laſſet uns aber dabei Folgendes bedenken. Erſtens: Es glaube nie ein Einzelner, als könne er jedem einzelnen Schriftſteller und Sprecher ſo wie dem Volke überhaupt allgemeine Reinheitsgeſetze geben. Denn hier kann nur der Dichter (der Dichter im weiteſten und tiefſten Sinne des Worts) entſcheiden; für die anderen bleibt nur

das ehrenwerthe Geſchäft der Grammatik, tadelfrei können ſie ihren Styl bilden; aber nimmermehr ſchön. Welch eine Anmaßung für einen Nichtdichter, einem großen Dichter vorſchreiben zu wollen, wie er reden ſoll.

Zweitens: Ein „Dichter“ alſo, iſt geſagt worden; und durch dies Eine Wort iſt jeder Willkühr ein Riegel vorgeſchoben. Dabei fällt uns allen wohl zuerſt Goethe ein, über deſſen vielſeitige, ja künſtleriſch vollſtändige Bildung wohl niemals ein Zweifel herrſchen kann. Iſt es billig anzunehmen, er habe die vielen Fremdworte in ſeinen Schriften nur aus Bequemlichkeit, oder in den letzteren Jahren wohl gar nur aus Trotz gewählt und beibehalten? Er, der die ganze Urkraft und den köſtlichen Reichthum unſrer Sprache ſo genau kennt, und der, nächſt Luther, als der höchſte Meiſter des Styls ſich zeigt, er ſollte jemals einer Willkühr fähig ſein? oder traut ihr — ich meine nur die Uebertreibenden — euch zu, tiefer einzuwirken als er mit ſeiner Sprachgewalt? oder meint ihr ein Ohr zu beſitzen offener für die Melodie der Rede als er? — Einige von euch thäten wohl, ſich zu erinnern, daß ſie ſelbſt die erträgliche Bildung und Kraft, mit der ſie Goethes Sprache bekämpfen, größtentheils nur ihm verdanken, und billig ſolltet ihr mit Waffen, die euch der Gegner ſelbſt geliehen hat, vorſichtig umgehen.

§. 142.

Glaubt nicht, daß ich eure Uebertreibungen, deren tiefern Grund ich achte, durch irgend eine Autorität bekämpfen will. Ich will euch nur rathen, ſelbſt den Verſuch zu machen, die ſogenannten Fehler, die ihr in Goethes ſogenannten proſaiſchen Schriften findet, zu verändern, euch dann ſelbſt ſie vorzuleſen, und ſodann euch zu fragen, ob ihr ſie verbeſſert habt. Verſucht es, ſchreibt einmal den

Benvenuto Cellini und die Selbſtbiographie des Dichters in eurem ſogenannten reinen Deutſch, und ſehet zu, ob ihr nicht plötzlich inne werdet, daß ihr damit den Geiſt der Bequemlichkeit und Behaglichkeit, der nun einmal der Geiſt jener Schriften iſt, verletzt oder gar verbannt habt. Ich will damit durchaus nicht ſagen, daß nicht vielleicht hie und da ein Fremd-Wort könnte getilgt werden, ohne jenem Geſammtgeiſte Eintrag zu thun; allein an dieſer kleinern Tilgung iſt euch, wie billig, nichts gelegen, da ihr auf gänzliche Reinheit dringet, und dieſe könnt ihr meines Erachtens nicht erreichen ohne den genannten Büchern ſelbſt an das Leben zu kommen.

Ginget ihr nun vollends mit eurem Meſſer an die gereimten Verſe, ſo — ſchaudert mich bei dem Gedanken, wie ihr die Lieblichkeit tödten würdet, und folgerecht tödten müßtet. Z. B.

Uns vom Halben zu entwöhnen,
Und im Ganzen, Guten, Schönen,
Reſolut zu leben.

würdet ihr das „Reſolut" verſchonen? ihr dürftet nicht; und könntet ihr irgend ein anderes Wort finden, das bei demſelben Sinne denſelben muſikaliſchen Zauber hätte? Ich wenigſtens würde mir immer dos Reſolute zurück erbitten und keinen Erſatz annehmen.

Und dann die leicht flatternden ſcherzenden Gedichte: z. B.

Ritterlich befreit ich dann
Die Prinzeſſin Fiſch
Sie war gar zu obligeant,
Führte mich zu Tiſch,
Und ich war galant.

Ich ſehe einige von euch ſchon im Geiſte mit der ſchau-

derhaften Ueberſetzung des Galanten und Obligeanten daherfahren, aber ehe ihr es thut, nehmt lieber das ganze liebe Gedicht mit.

So möge hier auch noch kürzlich erwähnt werden, daß unſere liebe, höchſt reiche, aber auch ſehr keuſche Sprache gewiſſe aus der Fremde gekommene fatale Dinge und widrige, ſündhafte, dem deutſchen Charakter gänzlich widerſtrebende Gemüthsrichtungen gar nicht überſetzen will, z. B. das Wort „frivol.“ Sie will eben durch das Verſchmähen ſolche Worte zu überſetzen, andeuten, daß die bezeichneten Dinge nicht nach Deutſchland gehören. Daß ſie könnte wenn ſie wollte, verſteht ſich von ſelbſt; wer aber ſo reich iſt, braucht nicht jede Gelegenheit zu ergreifen, um zu zeigen, daß er es ſei.

§. 143.

Ferner kann auch der Humoriſt einer humoriſtiſch gebildeten Sprache nicht entbehren; aber er wird für jedes wohlgebildete, ja ſogar für manches überſchwenglich geformte neue Wort gern danken, denn als Humoriſt iſt er im Stande das Neue wie das Alte zu gebrauchen, das Verworfene wie das Geprieſene. Aber auch hier ſoll durchaus nicht der Willkühr Thor und Thür geöffnet werden, denn es iſt hier die Rede von einem humoriſtiſchen Dichter, der auch in der höchſten Freiheit ſich dennoch ſtets hüten wird vor allem was Unmaaß, Frechheit, Willkühr iſt. Der bloße Nachahmer, oder der fratzenhafte Humor wird doch leider thun was ihm gut dünkt, und unter ſeinen Händen wird ſich doch der grünende Zweig der Sprache in einen knorrenden Aſt verwandeln.

Es kann vielleicht befremden, dieſe Anſichten in den Paragraphen über — Zeſen zu finden; doch denke ich, ſte-

Digitized by Google

hen ſie überall ziemlich wohl, da ſie auf das Maaßhalten hindeuten. Die alten Scherze gegen den unglücklichen Zeſen zu wiederholen, fühlte ich mich nicht aufgelegt; glaube auch nicht, daß ein Mann ſie verdient habe, der mit Recht ſagen durfte, man werde in allen ſeinen Schriften „ſein treues Herze gegen ſein liebes Vaterland und deſſelben edle Sprache erkennen.“

§. 144.

Johann Riſt,

(geb. am 8. März 1607, geſt. 1667 als Prediger zu Wedel, Meklenburgiſcher Kirchenrath, Kaiſerlicher gekronter Poet u. ſ. w.)

Von ihm iſt ſchon oben bei Gelegenheit des von ihm geſtifteten Schwanenordens die Rede geweſen, ſo wie auch von der ziemlich lang dauernden Ueberſchätzung, die ihm zu Theil geworden. Seine geiſtlichen Lieder, deren eine große Zahl iſt, ſind leicht gereimt, entbehren aber meiſtens des Gehalts und der Kernhaftigkeit. Seine Bewunderer, die auch den kleinſten Tadel der etwa hie und da gegen ihn ausgeſprochen wurde, nicht ertragen konnten, tröſteten ſich mit dem Gedanken: „Haben doch manche Weltkinder an den heiligen Pſalmen Davids vieles auszuſetzen vermeint, und jener Spötter ſagte: **Sordet mihi lyra Davidica prae lyra Horatiana** (S. das angeführte Werk des Amarantes. S. 260.). Sie bedachten aber nicht, daß Riſt ſelbſt, bei ſeinem ſteten Streben nach Ruhm und der Mittelmäßigkeit und Kraftloſigkeit ſeiner Gedichte, faſt ein Weltkind genannt zu werden verdient, und daß kaum irgend ein geiſtlicher Dichter die Vergleichung mit den Davidſchen Pſalmen ſo ſehr zu ſcheuen hat als er. Seine weltlichen Gedichte ſind zum Theil noch breiter, und gehen dergeſtalt auf allgemeine Faßlichkeit aus, daß man in dieſer Hinſicht den Ver-

Digitized by Google

faſſer als Gottſcheds Vorläufer betrachten darf. So heißt es in einem Glückwünſchungsgedicht an Siegmund von Birken, als derſelbe ſeinen öſtreichiſchen Ehrenſpiegel beendigt hatte:

Mein großer Freund, Schmuck der Gelehrten!
Den ich geliebt vor langer Zeit,
Den ich ſtets nennte meinen Werthen
Und Ausbund aller Zierlichkeit,
Die Phöbus uns hat zugebracht:
Wie rühmlich habt Ihr euch erwieſen,
Indem Ihr Helden ſo geprieſen,
Daß ſie vom Sterben frey gemacht.

In dieſem Tone geht das ganze Gedicht fort, bei dem nichts weiter zu bewundern iſt, als daß es endlich doch ein — Ende nimmt, da die gutmüthige Flachheit eigentlich gar keines hat.

§. 145.

Juſtus Georg Schottel,

(geb. zu Eimbeck im Hannöverſchen 1612, geſt. als Conſiſtorialrath zu Wolfenbüttel 1676.)

Der ehrenwerthe Name dieſes Mannes darf hier nicht übergangen werden, obwohl wir ihn faſt nur als Grammatiker, ſehr ſelten als Dichter loben können. Allein es hat ſein großes Werk: „Ausführliche Arbeit von der Teutſchen Hauptſprache, in fünf Büchern,“ (Braunſchweig 1663) ſo viel Gutes gewirkt auch im Gebiet der Dichtkunſt, daß wir gern an ihn zurückdenken. Es war in der damaligen Zeit, wo die Deutſchen ihre eigene Sprache vernachläſſigten und verkannten, ſchon wichtig, wenn ein anſehnlicher Mann und wohlbekannter Gelehrter, mit Kraft und Genauigkeit auf die Würde der vaterländiſchen Sprache auf-

Digitized by Google

merkſam machte und dieſelbe wie eine klaſſiſche behandelte. Seine Stimme iſt nicht verhallt und wenn wir jetzt mit leichter Mühe in ſeiner Sprachlehre Fehler finden, ja bedeutende Fehler, ſo wollen wir das ſehr begreiflich finden, da er einer der erſten Bahnbrecher war, dem vor allen Dingen daran gelegen ſein mußte die vielen Schlafenden umher zu wecken. Als Grundlage iſt Schottels Buch noch heute zu gebrauchen, doch nur als eine ſolche, von wo aus wir noch tiefer gründen. Die reine keuſche Ur-Eigenthümlichkeit und Ur-Freiheit unſrer Sprache hat Schottel ſehr wohl eingeſehen; aber freilich mehr eingeſehen als durchgeführt. Denn im Einzelnen haftet allerdings der Vorwurf auf ihm, daß er die deutſche Sprache mitunter zu der lateiniſchen in die Schule ſchickt. Dennoch bleibt ihm manches Treffliche, und was in Gottſcheds deutſcher Sprache Gutes iſt, verdankt er größtentheils dieſem Vorgänger, und nächſt ihm dem fleißigen Schulrektor Bödiker. Gottſched ſelbſt geſteht das freilich nicht, ſondern nennt jene Vorgänger nur im Allgemeinen; doch hat er für dieſes Vergeſſen des Dankes ſich ſelbſt das Misgeſchick zugezogen, daß einige ſeiner Schüler — er hat ihrer bis auf den heutigen Tag obwohl ſie es nimmermehr einräumen — in ihren Sprachlehren, die zuweilen faſt nur ein Nachhall vom Nachhalle ſind, des Leipziger Reſtaurators faſt nur ſchmähend gedenken. Sie können ihn dann bequemer ausſchreiben; weil die Mehrheit der Leſer gutmüthiger Weiſe nicht glaubt, daß man einen Geſchmäheten noch obendrein berauben werde.

§. 146.

Auch als Dichter hat ſich Schottel gezeigt, d. h. indeſſen nur, er hat in einer correcten Sprache, Opitzen nachwandelnd, manches nicht ohne Kraft an den Tag gelegt,

Digitized by Google

was ſeinem Verſtande und Herzen wichtig war. Am beredteſten iſt er in den Klagen um das verwundete faſt verblutende Vaterland; da wir aber dieſen Schmerzensergießungen faſt in allen Dichtern jener Zeit begegnen, ſo wollen wir hier nicht dabei verweilen.

Als Beurtheiler mehrerer deutſchen Dichter iſt Schottel einſeitig. Ihm fehlt jener Verein jugendlicher Friſche mit männlichem Ernſt und tiefer Beſonnenheit. Er hat nur ſeine eigene mäßige Individualität vor Augen, und er erkennt, in derſelben befangen, nur als letztes Ziel: Opitzen. Jugendliche Lebendigkeit und hellflammende Lyrik ſind ihm faſt ein wenig unheimlich, wenigſtens unklaſſiſch, ſo daß ich faſt ſagen möchte: da er nicht ſich in ihnen finden kann, ſo vermag er auch nicht ſich darein zu finden.

Zuweilen ſcheint es auch, als wäge er den Werth der Dichter nur nach der Summe von Lehrſprüchen ab, die in ihren Werken ſich finden; wenigſtens iſt moraliſche Erbaulichkeit bei ihm der letzte Zweck der Kunſt.

§. 147.

Georg Neumark,

(geb. zu Mühlhauſen am 16. März 1621, geſt. am 1. Juli 1681.)

gehört zu den wackeren und ſchlichten Männern, die, durch Leiden geprüft, doch nie ihre Lebendigkeit verlieren, und, wenn auch nicht durch beſondere Tiefe ausgezeichnet, doch manches Nützliche hervorbringen, und in einzelnen Momenten frommer Begeiſterung, ſogar etwas Unvergängliches. Dürfen wir auch nur ein einziges ſeiner Lieder mit jenem Ausdrucke bezeichnen, ſo möge er uns wenigſtens um dieſes einzigen Gedichtes willen ſtets werth ſein. Es iſt das allbekannte, einem reinfühlenden Herzen entſtrömte Lied; „Wer nur den lieben Gott läßt walten.“ In dem ſchon

oben

Digitized by Google

oben angeführten Werke über den Pegnitz-Orden findet ſich S. 384 f. hierüber folgende denkwürdige Nachricht die der Verfaſſer aus dem Munde eines damals (1744) als er ſein Buch ſchrieb noch lebenden berühmten Gottesgelehrten hatte: „Er, Herr Neumark, lebte zu Hamburg als dienſtlos in großer Armuth, ſogar daß er ſeine Viola di Gamba *), welche er vortrefflich ſpielen konnte, verſetzen mußte. Endlich wurde er recommandirt an den ſchwediſchen Reſidenten Herrn von Roſenkranz. Der gab ihm zur Probe etwas an die Reichsräthe in Schweden aufzuſetzen, und da es wohl gerieth, nahm er ihn an zum Secretario, mit 100 Thalern ſchwer Geld zur Gage. Als Neumark ſeine Viola di Gamba wieder eingelöſet, machte er das Lied: „Wer nur den lieben Gott läßt walten;" und, da er's componirt, ſpielte er's das erſtemal darauf mit Vergießung vieler Thränen" **).

Neumark fand endlich an dem Weimariſchen Hofe eine Beförderung und nächſt ihr eine Gelegenheit, ſich um die Literargeſchichte verdient zu machen, durch den mit großer Mühe verfaßten Bericht von der hochlöblichen fruchtbringenden Geſellſchaft (1668). Da dieſes Buch mit ſeinen Kupferplatten in Nürnberg gedruckt ward, ſo übernahm der thätige Siegmund von Birken die Durchſicht, und es entſtand dadurch zwiſchen beiden Männern ein Briefwechſel, der, laut Amarantes, 1744 noch vorhanden war. Nach

*) Kniegeige, ehedem faſt ſo beliebt als die Viola d'Amore, jetzt gänzlich aus der Mode.

**) Dieſe gänzlich vergeſſene Geſchichte, welche ich zuerſt in meiner Geſchichte und Kritik der deutſchen Poeſie und Beredſamkeit 1805 wieder mittheilte, iſt ſeitdem in gar manche neuere Schriften aufgenommen, worüber ich mich herzlich freue, da ſie gewiſſermaßen zu jenem Liede mitgehört deſſen ſchlichteſter Commentar ſie iſt.

Digitized by Google

den wenigen Proben, welche Amarantes giebt, enthält er manches Intereſſante und vielleicht wäre auch noch heute eine Auswahl aus demſelben zu veranſtalten.

§. 148.

Neumark zeigt ſich in demſelben als einen galanten, beweglichen, vielleicht ſogar in heftigen Augenblicken ein wenig zu ſehr um Beifall beſorgten Mann. Im Jahre 1673 ſchrieb er: „Daß die edle Jungfer von Seniß, mit dem Namen Celinde *), in unſere Geſellſchaft getreten, iſt mir lieb zu hören, ſie iſt eine vortreffliche Dichterin, und hat mich auch mit ihrer Hand mit einem netten Sonnet beehret. — — Ich bin daher willens ſelbſt ein Pegnitzer zu werden, wenn der edle Floridan (Birken) den geringen Thyrſis (dann ſo hab ich mich vor etlichen 20 Jahren in meinen Schriften genannt) zum Mit-Schäfer würdigen wollte. Ich bin zwar alt und habe das funfzigſte Jahr erſtiegen, jedennoch grünet bei mir die Luſt zu ſolcher edlen Tugend-Kunſt und Schäferey. — Wer iſt doch Dorus, der die Macarie geſchrieben? Er muß ein wackerer Mann ſein.“ (Da vielleicht unter hundert Leſern einer ſein könnte, der doch auch wiſſen möchte, wer dieſer Dorus geweſen, ſo will ich ihm dem Blühend-lebenden, und — dem ſeligen Neumark antworten, daß derſelbe Heinrich Arnold Stockfleth hieß, ein tüchtiger, gelehrter Geiſtlicher, den man ſogar den andern Chryſoſtomus nannte.)

Noch glauben wir, dem auch auf das Aeußere wie billig ein wenig haltenden Neumark ſchuldig zu ſein, aus

---

*) In einer Diſſertation de eruditis Germaniae mulieribus von Uranius (Dr. Med. Paullini) findet ſich folgende kurze Nachricht über ſie: Elisabeth de Senitz, flos nobilitatis Silesiae, virgo generosa, pietatis ac scientiae poeticae ornatissima. In Florigera ad Pegnes. Societate Celinde appellata.

Digitized by Google

einem Briefe Birkens von 12. Mai 1668 (wir wiſſen nicht an wen) folgende Stelle wieder in Erinnerung zu bringen „Thyrſis beſchwert ſich auch in dieſem Schreiben, daß ſein Contrefait am Titul — (ſeines Werkes über die fruchtbringende Geſellſchaft) — ganz und gar nicht getroffen, der Kopf wäre zu dick, die Naſe auch zu lang und groß, und das Haar gar zu ſchlecht. — Ich, ſchreibt er, habe zwar kein gekräußeltes, doch auch nicht ſo gar Schneiderhafftig Haar, möchte ein wenig lockigter geſtochen werden.“

Am Schluſſe wollen wir hier noch des, ſo viel ich weiß, noch nie berührten und doch ſehr klaren Umſtandes gedenken, daß unter den ſehr vielen geiſtlichen Liederdichtern der Deutſchen, wenigſtens dreiviertel Lutheraner ſind, und das letzte Viertel wieder in Reformirte und Katholiſche getheilt werden muß. Neumark war reformirt; die größeren: Flemming, Dach, Gerhard lutheriſch.

Neumarks poetiſche Werke, z. B. Perlenkrone (1672) poetiſch hiſtoriſcher Luſtgarten (1666) u. ſ. w. ſcheinen ehedem viel geleſen worden zu ſein, ſind aber jetzt vergeſſen. Selbſt der theils zu ſehr lobende theils zu ſehr tadelnde Neumeiſter ſagt in ſeiner angeführten Diſſertation S. 74. von ihm: Non aspernandae artifex elegantiae, quamvis non unam sibi libertatem sumserit passim, cujus tamen ut ipsi gratiam faciamus cum caeterae suadent poetae virtutes tum vero primarius ille hymnus Wer nur den lieben Gott läßt walten idem deposcere videtur.

§. 149.

Siegmund Betulius, bekannter unter dem Namen von Birken (den er annahm als er geadelt worden war)

(geb. zu Wildenſtein 1626, geſt. 1681.)

Seine Jugend war ihm eine ſtrenge Schule, ſein Va-

ter, Prediger zu Eger wurde der Religion wegen vertrieben; nach einer gefahrvollen Flucht nahm den Verfolgten „die Königin der Reichsſtädte, das nie genug geprieſene Nürnberg“ auf, wie Birken in gerechter Dankbarkeit die wakkere Stadt nennt. Bald folgten Peſt und Hungersnoth, es kamen wunderbare Zufälle hinzu, ein Sturz in's Waſſer, ein drei Klafter tiefer Fall im Hauſe u. ſ. w.; aber ſtets rettete ihn theils Geiſtesgegenwart, theils das Glück: beim Unglück doch wenigſtens die erträglichſte Stelle zu finden. Im Jahre 1646 ernannte Herzog Auguſt von Braunſchweig den Frühgereiften zum zweiten *) Erzieher ſeiner Söhne Anton Ulrich und Ferdinand Albrecht, wobei ihm die für die damalige Zeit nicht kleine Summe von hundert Thalern Beſoldung ausgeſetzt wurde. Die zwei Jahre, in welchen er dies Amt verwaltete, ſcheinen die verdienſtvollſten ſeines Lebens. Er weckte inſonderheit in dem talentvollen Anton Ulrich den Trieb zur Wiſſenſchaft und zur Poeſie, deſſen Früchte wir im zweiten Bande dieſes Werkes näher kennen lernen werden. Der Prinz bediente ſich ſchon als Knabe ſeines Talentes häufig um den lieben Lehrer auf das überſchwenglichſte zu loben; aber auch als Jüngling Mann und regierender Fürſt behielt er eine treue Anhänglichkeit für den Leiter ſeiner Jugend, und ein ſteter Briefwechſel bewahrte das ſchöne Verhältniß vor allem fremden Einfluß **).

---

*) Der erſte war und blieb ſtets Schottel.

**) Nach Birkens Tode ſchrieb der Herzog an ein Mitglied des Pegnitz-Ordens: „Des guten Seligen von Birken ſchlenniges Abſterben als eines ſehr angenehmen alten Freundes iſt mir ſehr zu Herzen gegangen, hätte ihm ein längeres Leben gerne gönnen mögen u. ſ. w.“ Und zu einer Zeit: „Wann mein ſtets perturbirter Geiſt ſo könnte, als wie mein Will wollte, müßte ich billig auch einige Gedächtniß-Reime dem Seligen aufſetzen.' — Nur wer die Geſtalt und den Styl des 17. Jahr-

Digitized by Google

§. 150.

In Nürnberg wohin Birken zurück ging, ſuchte er, wie es ſcheint, kein eigentliches Amt; deſto mehr aber wirkte er bei manchen feierlichen Gelegenheiten, wo er ſich die Gunſt der Mächtigen zu erwerben wußte. Der Fürſt Octavio Piccolomini war ihm ſo gewogen, daß er ihm auftrug den Nürnberger Friedenſchluß von 1659 zu feiern, ſo wie auch den Amalfis zu ſchreiben; der Graf Gottlieb von Windiſch-Grätz, einer der Miniſter des Kaiſers, ließ ſich von Birken eine kurze Anweiſung zur deutſchen Dichtkunſt aufſetzen; und, zeigend wie nützlich ſie ihm geweſen, wandte er ſogleich die ihm gegebenen poetiſchen Regeln an, um Birken faſt gränzenlos zu rühmen. So heißt es z. B. nachdem bereits geſagt worden iſt, „zum Trotz der Zeit auch dann noch beſtehen, wenn die Welt ſelbſt ſich ſcheiden müſſe:

Nun beneid' uns von jetzt an das Weltſtolze Römerland,
Worzu Rom, Madrit, Paris niemals kunte noch gelangen,
Das weiſt jetzund mein von Birken, der allein ſich würdig fand
Mit der Götter Lorbeer-Wald ganz ſiegprächtig herzuprangen,
Er ſchreibt Göttlich u. ſ. w.

Der Graf blieb indeſſen nicht bei den ſchriftlichen Dankſagungen ſtehen, ſondern verſchaffte ihm die Gunſt des Kaiſers, als deren erſtes Zeichen, im Jahre 1655, die Erhe-

hunderts kennt, wird die ganze Liebe erkennen die in dieſen wenigen Worten liegt. — Noch iſt zu bemerken, daß der Fürſt ſeine eigene literariſchen Werke vor dem Druck ſtets an Birken ſandte, damit er ſie durchſehe und ſeine Ausſtellung mache. Für dieſes ehrenvolle Geſchäft wurde Birken ſo reichlich belohnt, daß er in ſeinen Tagebüchern dieſer Geſchenke mit den Worten gedenkt: „Der Durchlauchtigſte Sieg-prangende hat mich abermal mit einem guldenen Regen erquickt.“ (S. Amarantes a. a. O. S. 100 f.)

Digitized by Google

hebung in den Adelſtand zu betrachten iſt, nach welcher Zeit er von Birken genannt wurde. In den Antworten, welche ſeinen Dank und ſeine Freude faſt trunken bezeichnen, erſcheint indeſſen ſehr befremdend und faſt komiſch eine Stelle, nach der wir jene Trunkenheit für nicht ganz ächt erklären dürfen. Wir leſen nämlich: „In dem Lädlein“ (welches den Adelsbrief und vermuthlich auch noch andere Geſchenke des Grafen enthielt) „iſt noch ein Raum für ein Trümmlein Ketten. Euer Gnaden helfen eine allerhöchſte Kaiſerliche Gnade mit der andern vermählen.“

Der Graf wurde nicht ungeduldig, ſondern vereinigte ſich noch mit dem nicht minder mächtigen Grafen von Harrach um den Kaiſer zur Befriedigung des Bittſtellers zu bewegen, was denn auch leicht gelang. —

§. 151.

Das Verhältniß mit dem Wienerhofe dauerte fort, und Leopold der Erſte gab dem Nürnberger Schriftſteller im Jahre 1660 den Auftrag, das große und auch heute noch unvergeſſene Werk: „Der Oeſterreichiſche Ehrenſpiegel“ zu ſchreiben. Das Werk koſtete dem Verfaſſer acht Jahre, und wurde ihm durch die Unbequemlichkeit, daß er jedes Blatt erſt nach Wien an den dazu beſtellten Hofrath zur Cenſur einſenden mußte, ſehr erſchwert. Der erſte dieſer Hofräthe, Suttinger, ſo wie der zweite, Mannagetta, zeigten eine erträgliche Zuneigung für Birken; deſto härter aber benahm ſich der berühmte Peter Lambeck, des Kaiſers Hiſtoriograph und Bibliothekar, welcher das ganze Unternehmen zu verachten ſchien, und es gern rückgängig gemacht hätte.

In welchen Feſſeln Birken bei der Abfaſſung dieſes Werks ging, iſt ſchon daraus zu erkennen, daß ihm gleich voraus befohlen war, durchaus nichts gegen den Papſt und die

Geiſtlichen zu ſchreiben. Nicht ſelten las auch der Kaiſer ſelbſt die Handſchrift durch, ſtrich und ſetzte zu. So befahl er z. B., daß der Tod Heinrichs VII. den Prieſtern nicht zugeſchrieben, und der Geſchichte von der vergifteten Hoſtie widerſprochen werden ſolle, er veränderte manches in der Geſchichte der Schweizerkriege, ließ ſich aber in Beziehung auf Ludwig von Baiern zur Anerkennung von deſſen höchſter Würde (die freilich klar genug iſt) geneigt finden. Was nun bei ſo bewandten Umſtänden aus einem hiſtoriſchen Werke werden konnte bei dem die leitenden Oberen der Geſchichte befehlen zu können meinten, iſt leicht zu erachten. Zwar enthält es demungeachtet noch manche gute einzelne Parthie auch einige Licht verbreitende Anekdoten; doch ſcheint mir der Briefwechſel zwiſchen dem Verfaſſer und den Cenſoren, ſo wie ihn Amarantes giebt, noch wichtiger (d. h. traurig-wichtiger) als das Buch ſelbſt. — Um deswillen wurden auch die Lebensverhältniſſe des Verfaſſers hier genau betrachtet.

Die Pegnitz-Schäfer, die bereits an ihrem Harsdörffer, ein ſehr vornehmes Oberhaupt gehabt zu haben glaubten, fühlten doch, daß es mit Birken faſt noch erhabener beſtellt ſei, weshalb ſie ihn denn einſtimmig zu ihrem Präſidenten erwählten. Er verwaltete dieſes Amt mit großer Thätigkeit, und präſidirte und dichtete und lehrte bis an ſein Ende. Seine Gedichte erheben ſich nur ſelten über das mittelmäßige; aber in ſeiner Proſa iſt, bei allem falſchen Prinzip ſteifer Pracht, gute Anlage nicht zu verkennen. Sein Vorgänger Klai ſcheint ihm auch die Neigung zur dramatiſchen Poeſie gegeben zu haben, eine Liebe, die indeß, da ſie von außen gekommen, keine ſonderlichen Reſultate geben konnte. Er zeigt ſich in dem Feſtſpiele, das er dem weſtphäliſchen Frieden zu Ehren aufführen ließ, ſo wie in dem Schauſpiel Pſyche als einen Mann, der einen mäßigen Stoff wohl zu

Digitized by Google

ordnen verſteht, dem aber faſt alle Phantaſie fehlt. Er gewährt einiges Vergnügen ſo lange er ſich in ſeiner Natürlichkeit gehen läßt; aber er wird unerträglich ſobald er jenen Mangel durch künſtliche Erhitzung, oder, noch wohlfeiler, durch feuerſpeiende Drachen und andere Ungeheuer erſetzen will.

Eines ſeiner letzten Werke iſt die Anweiſung zur deutſchen Reimkunſt, ein Buch, das die Kritik nicht weiter führt als ſie bereits durch Opitz geführt worden war.

Möge hier die Dichterperiode, die gewöhnlich von Opitz und Flemming den Namen trägt, geſchloſſen werden, doch ſei fern von uns, das Reich der Geiſter ſo gewaltſam abzumarken, daß irgend ein einzelner Autor oder eine beſtimmte Jahrszahl den Schlußſtein bilden ſollte.

Einige nähere Betrachtungen über den ganzen Abſchnitt werden im zweiten Bande dieſes Werks folgen, um uns durch dieſelben den Uebergang zur nächſtfolgenden Periode zu bahnen.

Ende des erſten Bandes.

Gedruckt bei A. W. Schade, Alte Grünſtraße Nr. 18.

Digitized by Google

Digitized by Google

JUN 2 [illegible]

Digitized by Google

Digitized by Google